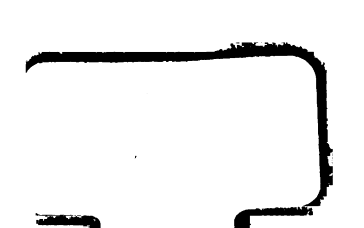


Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Einunddreißigster Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

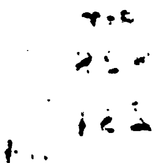
1854.

Dritte Abtheilung.

Vermischte Schriften.

In acht Bändchen.

Vierter Theil.



Inhalt.

Culturgeschichtliches (Fortsetzung): Seite

Seite

Vom
Meinungskampfe des deutschen Volks
im Anfang
des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Verfasser begleitete nachfolgendes geschichtliche Gemälde vom Meinungskampfe der Deutschen im ersten Fünftel des neunzehnten Jahrhunderts mit folgendem Vorwort.

„In andern, als unsern Tagen, wäre ein Vorwort zu der hier gegebenen geschichtlichen Abhandlung vielleicht überflüssig gewesen. Sie trat zuerst in „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" (Jahrgang 1819) ans Licht. Man hat sie eines besondern Abdrucks würdig gehalten, weil man ihr zutraute, auch außer dem engern Kreise von Lesern jener Zeitschrift wohlthuend werden zu können. Durch den Verfasser war sie bloß bestimmt, eine Uebersicht von Deutschlands jüngsten Schicksalen zu gewähren, und aus der Verkettung von Ursachen und Wirkungen (deren Zusammenhang nicht in jedem Gedächtniß klar blieb) sichtbar werden zu lassen, wie das, was gekommen ist, kam. Weil aber die Meinungen hier, mehr denn je, Urheberinnen der größten Ereignisse wurden, mußten sie auch in dieser Darstellung, als Hauptgegenstände, vor allen hervortreten. Ihre flüchtige, zarte Gestalt zu bezeichnen, mußten, so viel es die Form des ganzen Bildes gestattete, die eigenen Ausdrücke derer dienen, welche sie ausgesprochen hatten.

„Es hat oft im Leben des einzelnen Menschen, wenn ihm die überraschende Gewalt des Augenblicks jede Fassung raubt, ein Blick auf sein Vergangenes Wunderkraft. Ein solcher Blick kann belehrend, tröstend, erhebend, ihm die verlorne Besonnenheit wieder geben und oft seine ganze bisherige Ansicht der Dinge verändern. Vielleicht bewirkt ein Zurückschauen auf die letzten Jahrzehende bei manchem von den Tausenden Aehnliches, die einander mit entzweiten Grundsätzen gegenüberstehen, und, erbittert durch die

Gegenwart, geschreckt von der Zukunft, die ruhige Haltung einbüßten, ohne welche Niemand mit Würde urtheilen oder mit Zweckmäßigkeit handeln kann.

„Doch bleibt dies ein sehr schüchternes Vielleicht. Denn in Tagen, wo jeder mehr auf den stürmischen Schlag seines Herzens, als auf die Gründe der Vernunft horcht, hat für Viele auch selbst die Geschichte ihre Macht verloren, und wird der, welcher redet, weniger nach dem Werth seiner Absicht als nach der Partei gewürdigt, der er anzugehören scheint.

„Inzwischen ist sich der Verfasser nur der vollen Güte seines Willens und seiner reinen Unbefangenheit bewußt. Als Bürger eines Freistaates, dem alle Mächte Europens ewige Neutralität zugesagt haben, wird ihm, wie jedem Schweizer, Erwiederung strenger Unparteilichkeit zur Pflicht, wenn sie nicht sonst schon in seiner eigenen Ueberzeugung läge. Er theilte mit seinem ganzen Vaterlande die dankbare Ehrfurcht für jene erhabenen Monarchen Deutschlands, welche das glückliche Loos für die Eidsgenossenschaft entschieden haben; anderseits aber auch nicht minder die dankbare Hochachtung der deutschen Nation, deren herrlichem Wirken in Wissenschaft und Kunst und Allem, was daraus für Gesittung und Wohlstand anderer Völker erwuchs, Europa Schuldnerin ward; ihr, deren Wohl und Weh auf Wohl und Weh der ihr an Sprache, Gemüth und Sitte am engsten verwandten Schweiz besonders zurückwirkt.

„Daher wird man den Verfasser mit größerm Recht jedes andern Fehlers, als der Befangenheit und des Parteisinns zeihen können, wenn man Unparteisamkeit und Freiheit und bescheidene Sprache nicht etwa selbst wieder für Befangenheit erklärt."

1. Mannigfache Ansichten über den Ursprung des Meinungskampfes unter den Deutschen.

Die innern Bewegungen Deutschlands, hervorgetreten aus sich feindlich begegnenden Ansprüchen der bürgerlichen Stände, reizten die Aufmerksamkeit Europa's. Wir erblickten jene hartnäckige Parteiung der Gesinnungen, jene Verwirrung der Begriffe, in welcher dem Einen ruchlos erscheint, was dem Andern ein Heiligthum gilt; jene gegenseitigen Erbitterungen, kaum noch mit dem Schleier gewohnten Anstandes bedeckt, wie wir sie bei andern Nationen nur allzuoft, als weissagende Vorläufer finsterer Verhängnisse, kennen gelernt haben.

Was dort in wilder Regung durch einander fährt, nennen die Einen nothwendigen Naturgang in der allmäligen Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft; — die Andern den uralten und nie endenden Kampf des Lichts und der Finsterniß; — die Dritten das Wiederaufstehen urdeutschen Sinnes und Wesens, immerdar im Widerstreit mit romanischem oder welschem Geist, und von diesem seit Jahrhunderten unterdrückt und beherrscht. Andere hingegen heißen es die Spätfrucht von Lehrsätzen französischer Staatsumwälzer, jetzt erst zur Reife gediehen; Andere es Wirkung deutscher Nachahmungssucht, reden, thun und es haben zu wollen, wie Franzosen oder Engländer, ohne Ansehen altbestandener Verhältnisse und Rechte; Andere es vorübergehende Meinungsmode, oder fieberhafte Stimmung, wie ehedem das Werther= und Siegwartfieber der empfindsamen Zeit gewesen; Andere es meuterisches Werk ehrgeiziger Lehrer und Schriftsteller, die sich den Fürsten bedeutsam, oder in Umkehrung alter Ordnungen berühmte Namen machen wollen; Andere es Folge irreligiöser, falscher Aufklärung, welche mit Hintansetzung kirchlicher Lehrbegriffe und Anstalten zuletzt keines Heiligthums achtet; Andere es natürlichen Erfolg fürstlicher

Fehlgriffe, durch welche die alterthümlichen Schranken zerfielen, von denen weiland hoher und niederer Adel, Bürger und Bauern unvermischbar auseinander gehalten wurden; Andere es Sträuben der Völkerschaften unter dem unerträglicher werdenden Druck öffentlicher Lasten. Andere noch lösen das Räthsel auf andere Weisen. Jedem bietet sein Standpunkt, sein Erfahrungsschatz, seines Gemüthes Eigenthümlichkeit, Vortheil und Interesse seines Berufs und Standes einen andern Schlüssel dar.

Selbst an vielen Höfen scheint dieser Zwiespalt der Urtheile zu walten; daher oft unsichere Rathschläge, schwankende Maßregeln.

„Widerstrebet nicht“, ermahnen die Einen, „dem Drange der Zeit; verleihet dem Volke stellvertretende Verfassungen, wie ihr verheißen habet, und der Sturm ist beschworen. Durch die öffentliche Meinung, durch innigern Verein des Fürsten mit dem Volk, werdet ihr mächtiger werden, als weiland durch Priesterschaft und Adel. Schon haben diese längst, theils durch das Streben der größern Landesherren nach Alleingewalt, theils durch höher gestiegene Gesittung und Einsicht der untern Stände, ihre ehemalige Bedeutung und Achtung verloren. Ihr könnet Ordensbänder, gräfliche und freiherrliche Pergamentbriefe austheilen, aber nicht erzwingen, was die Nation dazu denken soll.“

„Wehe!“ rufen Andere: „so ihr den morschen Damm, gegen welchen heut der Strom anbrauset, gänzlich schleifet, wird er sich verheerend über Alles ergießen. Hätte Ludwig XVI. in Frankreich nicht den Staatsfehler begangen, die Notabeln zusammenzurufen, er würde das Blutgerüst nie bestiegen haben. Wisset ihr, wenn ihr dem Volk geringe Macht einräumt, ob es sich damit nicht bald eine größere erobert? Wenn sich Landstände und Thron entzweien, wisset ihr, auf wessen Seite das Volk treten wird? Wahr ist's, Fürsten haben, zur Mehrung eigener Hoheit, des alten Adels Ansehen und Einfluß gebrochen: sollen nun aber jene, was sie

diesem genommen, wieder mit dem Volke theilen? Die sogenannte öffentliche Meinung ist am Ende Schriftstellergeschrei. Der Fürst schirme der untern Stände Rechtsame, aber auch die letzten Vorrechte, welche dem Adel im Heere und am Hofe geblieben sind; er zeige den gewaffneten Arm, und gebiete dem frechen Geschwätz der Schriftsteller Schweigen, durch Aufhebung der Preßfreiheit, so ist der Sturm beschworen und die öffentliche Meinung stirbt von selbst mit ihren Werkzeugen, den Zeitungen und Flugschriften, aus."

„Wohl kann man", erwiedern Andere, „Zungen und Federn in Bann thun; aber wenn diese schweigen, reden die Gedanken und Seufzer. Verblendet euch nicht muthwillig, zu glauben, daß jenes Mißvergnügen im deutschen Lande Wirkung des Geschreies sei; nein, das Geschrei ist Wirkung empfundener Schmerzen! Verschlossener Grimm ist allezeit gefahrvoller, denn redseliger Mißmuth. Guttenbergs Werkzeug gibt zum Gifte Gegengift, und zu bösen Anschlägen auch den Verräther. Der Hof, welcher Preßzwang einführt, verdunkelt sich Kenntniß dessen, was im Volke geht, und verdächtigt, weil er öffentliches Urtheil scheut, sein eigenes Gute. Zeitungen und Flugblätter bewegen kein zufriedenes Volk, und die Jugend der Hochschulen stürzt keinen im Volksglück gegründeten Staat um. Stellet nur dies Glück her; vermindert die Last der Abgaben, ihren ungleichen Druck; gebt den Handel frei; schränkt eure Ausgaben ein; vermindert den Aufwand des Hofes, des Heeres, der überflüssigen Beamtungen, und der Sturm ist beschworen. Den Bürger und Bauern, welche sich heute an die Mißvergnügten der gebildeten Volksklassen anschließen, und in ihnen ihre Fürsprecher ehren, ohne sie zu verstehen, werden neuen Staatsverfassungen und stellvertretenden Versammlungen wenig nachfragen, sobald sie sich, bei mäßigen Abgaben, ihres Eigenthums sicher und in ihren Häusern behaglich fühlen."

Dagegen setzen sich Andere und sprechen: „Ein Heilmittel,

wie dieses, ist zerstörender, als die Krankheit selbst! Fürchtet die Folgen, wenn ihr den altgewohnten, gebührlichen Glanz des Thrones schwächet, und diesen armselig gegen Seinesgleichen, ohne Majestät gegen die Menge hinstellet! Vom Aeußern stammt der Begriff der Würde, und damit die Ehrfurcht, welche ihr gebührt. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die stehenden Heere verkleinert, den Landesherrn wehrlos machet gegen den Trotz seiner Unterthanen, oder gegen die Gewalt des geharnischten Nachbars! Es kann in unsern Tagen kein Fürst ohne Gefahr sein Heer vermindern, so lange nicht alle Mächte Europens gleichzeitig dasselbe thun. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die Menge oder Besoldung der bürgerlichen Beamten verringert und tausend und noch tausend Familien brodlos machet! Das heißt zahllose wackere Männer, welche mit ihrem Ansehen, Einfluß und Wissen bisher die Ordnung des Staats schützen halfen, muthwillig in Verzweiflnng treiben, und zur Partei der Mißvergnügten hinüberjagen, damit sie diese in Befehdung der bestehenden Ordnung verstärken. Immer noch klüger würde sein, Preßfreiheit, Landstände u. dgl. m. zu gewähren, und eine öffentliche Meinung zu gestatten, welche in der Hand eines weisen Fürsten zum machtvollen Hebel wird. Lasset das Volk sich von der Nothwendigkeit der Steuern durch seine eigenen Abgeordneten überzeugen; was aus Ueberzeugung gegeben wird, ist leichter gegeben. Der Fürst, im Mittelpunkt aller Machtmittel, wird auch dann noch immer als der Stärkere dastehen, und am wenigsten vor dem Wortgetöse der Redner zittern müssen, die, gewöhnlich unter einander selbst entzweit, zuletzt dienen, unterhaltendes Schauspiel des großen Haufens und Werkzeug des Hofes zu sein."

So und auf mannigfaltige Weise durchkreuzen sich Rathschläge und daraus fließende Maßregeln. Schlaue Gewandtheit im Geschäftswesen, vereint mit Unglauben an das Zeitbedürfniß und an

des Volkes Noth, steht an den Höfen einem schwärmerischen Hochsinn ohne Geschäftskunde im Volke gegenüber, der das, was sein sollte, oft mit dem, was ausführbar sein könnte, verwechselt. Vorurtheile der Geburt, des Standes, der Zunft, der Gewohnheit hadern um das Gerechte und Nothwendige, mit dem Gefühl des Zeitbedürfnisses und den Urbildern der Vernunft. Die seltsamsten Erscheinungen treten hervor. Hier werden stellvertretende Verfassungen gegeben, dort durch Vertrag zwischen Fürst und Volk gegründet, dort verzögert, dort verweigert. Hier denkt man ans Fortschreiten mit dem Geist des Jahrhunderts, dort ans Festhalten des Bestehenden, dort an Heimkehr ins Altvergangene, an Herstellung des Lehenwesens, Mönchthums und gedankenlosen Gehorchens.

Es kann nicht anders sein, das Hinausführen all so feindlich getrennter Grundsätze ins wirkliche Leben und in so vielerlei neben einander bestehenden Staaten gleicher Zunge, muß Gährungen wecken, deren Ausgang Niemand berechnen kann. Kaum zwei Jahrzehnde früher ahnete man diesen Gang der Dinge auf deutscher Erde nicht. Woher die Verwandlungen, da seitdem Adel und Geistlichkeit nicht anmaßender, die Gesetzgebungen nicht despotischer, die Fürsten nicht unväterlicher geworden sind?

---

2. Neue Entfaltung des Volksgeistes nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Bildung der höhern Stände durch französisches Schriftenthum.

Man durchblättere die Geschichte! Erde und Himmel sind der ungeheure Spielraum, dessen die Wünsche der Sterblichen bedürfen; behagliches Dasein in dieser Welt, selige Erwartung von jener. Irdische Freiheit, gottesfürchtiger Glaube bleiben die ewigen Grundbedingungen unsers Glücks, wenn auch, nach Maß-

gabe der verschiedenen Gesittungsstufen, die Arten bürgerlicher und staatsthümlicher Freiheit oder der religiösen und kirchlichen Zustände der Völker von einander abweichend sind. Will man die Weltgeschichte verstehen, muß man sie aus der Höhe dieses Standpunktes betrachten. Alle großen Ereignisse und Staatsumwälzungen stammen zuletzt von daher.

Auch die Geschichte der Deutschen, seit ihren Herrmannsschlachten gegen Rom, bis zu ihrer Verstrickung ins Netz des Lehenwesens und Priesterthums, wird von jenen Triebfedern bewegt. Abwechselnd sehen wir immerdar die eine oder die andere vorherrschend spielen, abwechselnd sich einander zurückdrängen auf einen Endpunkt, von welchem aus dann die Gedrängte ihre Spannkraft wieder geltend macht. Nach der frommen Raserei der Kreuzzüge folgte die Pracht, Ueppigkeit und Kunstliebe des Mittelalters, mit Sittenschlaffheit und Uebermuth weltlicher und geistlicher Herren. Das Heiligste des Menschen war beinahe in todter Kirchlichkeit erstarrt. Da erfolgte wieder der Umschwung und die Rückwirkung durch Macht gläubiger Inbrunst — der Tag der großen Kirchentrennung. Die Religionskriege gestalteten einen Theil Europa's um. Aber schon der Ausgang des dreißigjährigen Krieges bezeugte die eintretende Erschlaffung der Nationen. Man sehnte sich unter den langen Verwüstungen um jeden Preis nach Ruhe; und die religiöse Begeisterung, zum Theil schon von fremdartigen Leidenschaften verschlungen, wich dem dringendern Bedürfniß des äußern Wohlseins. Es war am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Völker bauten ihre zerstörten Hütten auf; Pracht und Wohlleben zog wieder in die Städte und in die Paläste der Großen ein. Frankreich gab damals in Sitte, Kunst und Schriftwerk den Ton an; er ward der Ton, wie des größern Theils von Europa, auch an Deutschlands Höfen und in den höhern Ständen, bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus.

Witz und Ernst geistreicher Schriftsteller Frankreichs bekämpfte kirchliche und staatsthümliche Irrthümer und Vorurtheile mit gleicher Gewalt. Die Fürsten und ihre Großen in Deutschland, und Alles, was gern zu den Höhern zählen wollte, bildeten sich freier aus; strebten nach dem Ruhm, freiern Ton und Geist um sich her zu verbreiten; begünstigten Wissenschaft, Volksaufklärung, Glaubensduldung und was das gesellige Leben veranmuthigen mag; verbesserten die rohe Gesetzgebung; brachen die Macht geistlichen Ansehens; schafften Hexenprozesse und Folterbänke ab, und bereiteten mit zahllosen bessern Stiftungen ein besseres Zeitalter vor. Zugleich schweifte ihre Begierde zur geistigen Freiheit in wahren Frevelmuth über, dem nichts ehrwürdig, nichts heilig blieb. Mit unhaltbaren Kirchenlehren ward alles Religiöse zugleich Gegenstand des Spottes; die Milderung der Sitten verlor sich in sittliche Schlaffheit.

Doch dieser Ton herrschte nur in den höhern Ständen und in denen, die ihnen am nächsten grenzten. Die große Mehrheit der Nation, die Landleute, die Bürger der Städte, genossen nur die Früchte besserer Einrichtungen von oben herab; aber der frevlerische Geist droben, in fremder Sprache redend, focht sie nicht an. Deutschland blieb deutsch, während die kleine Zahl der Vornehmsten französisch dachte, fühlte, handelte und sprach. Im Innern des Volks verharrte alte Gottesfurcht, Ehrbarkeit und schlichtes, gemüthliches Wesen, neben mancherlei Spießbürgerthum, Aberglauben und rohem Sein.

Und das Volk befand sich wohl dabei. Es trug heilige Scheu vor dem ausgelassenen Wesen der Höhern, und herrschende Meinung ward beim gemeinen Mann, daß Religionsspötterei und Sittenlosigkeit zum Stande der Vornehmen gehöre. Dabei bewegte sich übrigens männiglich ungestört in hergebrachten Weisen. Die altererbten Rechte jeder Zunft, jedes Dorfes, jeder Stadt, jeder

Landschaft wurden geehrt oder nur glimpflich dem Zeitbedürfniß gemäßer gefügt; die Stände des Volks waren scharf von einander getrennt, und man beachtete gegenseitig die herkömmlichen Verhältnisse. Wie das gesammte deutsche Reich aus dem Zusammentritt einiger hundert Gemeinwesen, von ungleicher Größe, Wichtigkeit und Würde bestand: so hinwieder war jeder einzelne Staat eine besondere Bundesschaft von verschieden berechteten Ortschaften, Provinzen, Ständen und Körperschaften unter einerlei Oberhaupt. Jeder Theil sorgte, unbekümmert um den Nachbar, für sich, und war zufrieden, wenn man ihm das Seine ließ.

Das war aber der sicherste Weg zur Ertödtung alles Gemeingeistes in Deutschland, so wie zur Pflege jeder engherzigen Selbstsucht. Die deutschen Völkerschaften kannten einander kaum. Was in Brandenburg geschah, kümmerte den Schwaben selten mehr, als was er von Lissabon oder Neapel vernahm. Den Höfen lag an Erweckung eines großen Nationalsinnes der Deutschen am wenigsten; vielmehr kam ihnen zuweilen die Vereinzelung der Völkerschaften durch Nährung eines Nationalhasses gegen Nachbarn gelegener, weil es unter deutschen Fürsten selten an Parteiungen und Kriegen fehlte. Diese wechselseitige Gleichgültigkeit und die höchst mäßige Schulbildung der untern Stände verursachte, daß nur ein geringe Zahl Zeitungen und Flugschriften gedruckt und gelesen wurde. Lebhafter Umtausch der Gedanken war also nicht leicht, um so weniger, da die Zeitungen, unter züchtiger Zensur gehalten, von Vorfällen des eigenen Landes das Mindeste ruchbar werden ließen, und andere Staatsschriften mit so barbarischer Gelahrtheit abgefaßt waren, daß sie selten gelesen wurden, als von denen, die mußten. Das Volk erfuhr von den Spannungen der Höfe nur, wenn man sein Geld und Blut in Anspruch nahm, den Hader auf Schlachtfeldern zu entscheiden.

Zwar gab es in den meisten deutschen Staaten Landstände, allein auch diese hatten nur noch die Bedeutung einer bloßen Körperschaft, keinen öffentlichen Werth fürs Volk, daher beim Volk keine Beachtung. Entsprossen dem urdeutschen Lehenthum, da Ritter, Pfaff und Stadt noch Alles, die Nation selbst nichts war, hatten die Landstände, eifersüchtig auf ihre Rechtsame, sich so viel möglich in ursprünglicher Gestalt bewahrt. Das aber ward ihr Untergang. Denn Kinder alter Jahrhunderte, standen sie in den neuen wie Fremdlinge. Ohne Wurzel in das gegenwärtige Leben zu treiben, nur auf verblichenen Pergamentbriefen ruhend, konnten sie aus dem Reich des Daseins hinweggewischt werden, ohne daß man sie vermißte. Dies kam den Fürsten zu statten, welche ihre Selbstherrlichkeit erweitern wollten. In Bayern z. B. hatte man seit mehr denn hundert Jahren keine Stände mehr zusammenberufen. Die landschaftlichen Verordneten ergänzten sich bei jedem Tode eines Mitgliedes durch eigene Wahl, und bewilligten, was der Fürst begehrte. Seit Schlesien unter preußische Hoheit kam, wurden die Landtage auch da vergessen.

Das Wachsthum fürstlicher Selbstherrlichkeit vergrößerte allerdings die freie Thätigkeit und den Spielraum der Gekrönten zu Allem, auch zu vielem Löblichen für das Volk; führte aber für sie und das Volk auch nicht geringern Nachtheil herbei. Denn die Unterthanen sahen, mit dem Verschwinden der Landstände, welche bisher noch, wirklich oder scheinbar, die Sache der Unterthanen vor dem Thron vertreten hatten, sich gänzlich der Willkür und Gnade des Hofes hingegeben, und behielten bei der Schrankenlosigkeit des Herrschers nur das peinliche Gefühl staatsbürgerlichen Nichtsseins. Niemand war gesetzlich befugt, für sie das Wort zu führen; am wenigsten der Großbeamte des Staats, welcher bezeichnend genug Minister oder Diener genannt, und nur für das verantwortlich ward, was er wider des Herrn Willen that.

Man hat wohl auch vernommen, daß die Herzensgüte der Fürsten selbst nicht selten Stellvertreterin des Volks gegen die Minister werden mußte. Unvermeidlich entstand daraus größere Gleichgültigkeit gegen den Staat und erhöhte Selbstsüchtigkeit Aller. Man predigte vergebens Vaterlandsliebe, wo man kein Vaterland, höchstens nur das Geburtsland sah, und den Wahlspruch der Selbstsucht im Mund und Herzen trug: **ubi bene, ibi patria.** Nur die persönliche Vortrefflichkeit des Landesherrn, wenn er sich durch Tugenden zur Bedeutung eines Landeshelden oder wahrhaften Volksvaters erhob, oder Furcht vor Gefahr, welche Allen drohte, konnte zuweilen eine Art Gemeingeistes wecken, die als Ersatz der Vaterlandsliebe genommen werden mußte.

Nicht minder gefährlich ward ein anderer Nachtheil. Durch die erweiterten Selbstherrlichkeitsrechte der Fürsten fühlten sich diese theils ungebundener zu kecken Schritten gegen die Fremde, theils zur Befriedigung eigener Glanzliebe und ungemessener Freigebigkeit. Beides vermehrte häufig die Menge der Ausgaben, führte zu Schulden, zur Vervielfachung der öffentlichen Lasten, das heißt zur — Staatsschwäche. Nicht Alle dachten so großsinnig, wie Karl Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, der sich und seinen Nachfolgern durch einen freiwilligen Vertrag mit den Ständen, am 1. Mai 1794, das gefährliche Vermögen entriß, durch Häufung der Kammerschulden sein Land mit in den Verfall zu ziehen.

Inzwischen war damals den Höfen Vieles erlaubt und schien gefahrlos, weil man theils die Folgen nicht sogleich empfand, theils weil Adel und hohe Geistlichkeit, welche dem Thron zunächst standen, gern darüber schwiegen, und lieber um die Gnaden des Thrones buhlten. Das Volk war über seine Verhältnisse nicht zum Bewußtsein gekommen, und schien desselben kaum jemals fähig zu werden. Festgehalten durch Zaubermacht der Gewohnheit, ver-

spürte es kaum seine allmälig wachsende Bürde; es verdoppelte unter derselben nur seine Anstrengungen. Selbst das furchtbar lehrende Ereigniß des nordamerikanischen Freiheitskrieges, welcher den Volksgeist in Frankreich schon tief ergriff, blieb machtlos in Deutschland. Hier kam der großen Mehrheit der Nation jenes Schauspiel noch unbegreiflich, theils gottlos, theils lächerlich vor.

---

3. Ausbildung der untern Volksstände durch deutsches Schriftenthum. Merkwürdige Wirkungen.

Keineswegs fehlte es an Männern, welche, in der Mitte des Volks lebend, an Kenntniß und Einsicht mit den vortrefflichsten Geistern anderer Nationen wetteifern konnten. Allein die höhern Ideen, welche sie trugen, oder in sinnvollen Werken entfalteten, blieben dem gemeinen deutschen Manne ungenießbar. Eine Bibel, ein Kalender, ein Gebet- oder Gesangbuch waren der gewöhnliche Leseschatz des Bürgers und Landmanns, wozu allenfalls noch die ärmliche Zeitung einer benachbarten Stadt gehörte.

Aber wie im hohen Alterthume die Dichtkunst immer zuerst das Gemüth der Nationen zum Edlern erweckt, und im vollen Sinne des Worts die Menschen sich ihrer angestammten Würde bewußter, das heißt, menschlicher gemacht hat, also geschah auch in Deutschland. Die Wenigen, welche bisher, von Opitz, Gryphius und Picander herab bis Gottsched, Gedichte geschrieben hatten, waren mehr Nachbildner des Ausländischen in deutscher Sprache gewesen, als Sänger aus deutscher Natur und Seele, mit der Weihe des Gottes. Daher blieben ihre Werke der deutschen Nation fremd. Aber nun rührten Haller, Gellert, Gleim und Kleist, Klopstock, Voß, Stolberg, Hölty, Salis, Matthison, Göthe, Wieland, Schiller,

und wie die Herrlichen alle heißen mögen, ihre Harfen. Die ganze Nation horchte dem plötzlich erstandenen Sängerchor. Ein Lied von Bürger, von Schubart durchzuckte das innere Leben des großen Haufens mehr, als je alle Weisheit der Schulen es vermocht hatte. Die deutsche Jugend entbrannte für die göttliche Kunst. Allgemeiner ward nun die Begierde zum Lesen, und mit ihr vergrößerte sich die Zahl der Schriftsteller. Die Schauspielkunst nahm edlere Gestalt an. Robinsonaden, Liebesgeschichten, empfindsame Reisen, Kloster-, Ritter- und Räuber-Romane wanderten bald von Hand zu Hand durch die Schreibstuben der Kaufleute, durch die Werkstätten der Bürger, durch die Wachtstuben der Soldaten bis in die ländlichen Hütten. Die Schulen wurden verbessert; Basedow, Rochow, Weiße, Salzmann, Zerenner und Andere wirkten kräftig dafür ein. Die Volkslehrer machten sich's zur Pflicht, Aberglauben und Vorurtheile zu bekämpfen. Man schrieb fürs Volk im Geiste des Volks, und die Geheimnisse der Schriftgelehrten gingen als Gemeingut in die Laienwelt über.

Da begann ein wunderbares Dämmern in der alten Finsterniß. Ein unermeßlicher Schatz neuer Wahrheiten, Ansichten und Kenntnisse verbreitete sich schnell durch alle Stände. Die neuen Vorstellungen im Gemüth des Volks wurden zum Wort. Tausende lasen; und Tausende, die nicht lasen, sogen die niegeahneten Wahrheiten, vermischt mit neuen Irrthümern, aus den Gesprächen der Andern ein.

Bisher hatten Franzosen, Briten, Schweizer, selbst Italiener für diejenigen Nationen gegolten, in welchen selbst die untern Stände einen gewissen Sinn für Edleres, als rohe Lust ist, ein eigenthümliches Geistesleben, wenigstens Empfänglichkeit für Reize der Natur und Kunst, für den Gedanken des Dichters oder des Weisen besaßen. Nicht ohne Bewunderung oder Verwunderung

hatten deutsche Reisende in Frankreich die Werke der besten Schriftsteller dieses Landes in Hand und Gedächtniß des gemeinen Mannes, oder den englischen und schottischen Bauer mit der neuesten Zeitung hinter dem Pfluge gesehen; oder die Stanzen Tasso's aus dem Munde venedischer Gondeliers, oder treffende Urtheile über öffentliche Verwaltung von den Lippen des einfachen Landmanns in der Schweiz gehört. Ein ähnliches Durchdrungenwerden deutscher Nation, wo nicht vom Licht, doch vom Schimmer ihrer vorzüglichsten Geister, schien noch sehr entfernt zu sein. Bald aber war dies nicht mehr der Fall.

Was bei andern Nationen die Frucht der Jahrhunderte gewesen, vollendete sich in Deutschland binnen wenigen Jahrzehenden, sobald hier einmal die heilige Schaar der Dichter zur Auferweckung des Volks gesungen hatte. Solches war aber keineswegs das Ergebniß von der Ueberlegenheit deutscher Natur, sondern der Landesverhältnisse Deutschlands. Denn mehr hier, als in andern Reichen, begrenzten sich viele große und kleine von einander unabhängige Staaten. Was in dem einzigen ungeheuern London und Paris zusammengedrängt durch die Welt strahlte, war in Deutschland ein auf unzählige Stätten durch die ganze Nation zerstreutes, zwar minder blendendes, aber wohlthätigeres Licht. Hier standen viele Hauptstädte, viele Fürstensitze, viele Hochschulen. Hier lebten viele wissenschaftliche Männer, zum Theil die ersten Geister der Nation und deren ewige Zierden, nicht, wie in Italien, Frankreich oder England, an die Höfe gerufen, sondern von den Großen kaum gekannt, oft verschmäht, zerstreut im Volk; daher auch nicht für den Glanz der Höfe, sondern für ihr Volk arbeitend.

So groß ward in kurzer Zeit das Anwachsen deutschen Schriftenthums und der ihm entgegenkommenden Lesesucht, daß wohlmeinende Männer erschraken und fürchteten, die deutsche Gemüthsart

werde damit zu Grunde gerichtet, und alle wissenschaftliche Gründlichkeit in flache Halbwisserei verschlemmt werden. Sie arbeiteten dem Unwesen der Aufklärer und Schöngeister männlich, nicht immer fruchtlos, entgegen. Vielmehr aber, oft ohne das zu wollen, beförderten sie damit Aufklärung, und gaben dem Trieb zur Selbstbelehrung bei Einzelnen bessere Richtung. Denn die Mittel, deren sie sich zur Bekämpfung schlechter Schriftsteller bedienten, waren abermals öffentliche Schriften, die in Jedermanns Hände übergingen.

Niemand schelte mir jene Zeit, denn sie ist die Mutter der heutigen, und hat Großes gethan.

Durch sie entsprang in Deutschland eine zweifache, zum Theil einander ganz entgegengesetzte Bildung. Deutsche Bildung, aus Kraft und Leben des Volks hervorgegangen, empfing das Volk; aber französische Bildung empfingen die höhern Stände. Jene war eigenthümlich, naturgemäß, darum fest; diese fremdartig, nur angenommen, darum schwankend und verzerrend. Beide, weil sie in ihrem Wesen keine Verwandtschaft hatten, mußten ganz verschieden auf Denk- und Gemüthsart derer einwirken, denen sie angehörten. Tieffühlend, ernst, ritterhaft, sein Alterthum ehrend, vaterländischer ward der Sohn des deutschen Gebildes; witziger, glätter, geschmeidiger, weltbürgerlicher erschien der Zögling des ausländischen Geistes. Reibung konnte nicht fehlen. — Der Sieg des Volkshaften über den Fremdling war ohne Sehergabe vorauszusagen.

Es ward ein Krieg unsichtbarer und doch gewaltiger Mächte im deutschen Lande angehoben, den, sonderbar genug, die Mitstreitenden weder wollten, noch kannten. Es kam darauf an, der deutschen Nation ihre eigenen Fürsten und Großen wieder zu erobern, die ihr, durch ausländisches Wesen, gleichsam entfrembet worden waren; und doch kämpften die Wenigsten,

dieses Zwecks sich bewußt. Nach und nach aber räumte man doch auf den Prunktischen der Gekrönten, ihrer Kinder und Höflinge, auch den Meisterwerken deutscher Schriftsteller, neben Franzosen, Italienern und Briten, einen Platz ein. Nach und nach ward, nicht ohne Mühe, welsche Oper und französisches Theater von deutscher Art und Kunst hie und da verdrängt. Aber Bücher und Bühnen wirkten langsamer in den obern Ständen, wo Ausländerei schon Bürgerrecht gewonnen. Schwer war es hier, deutsch zu lernen. Man empfand, urtheilte, liebte und haßte, dachte, handelte, sprach und trillerte in ausländischer Weise und Zunge.

Inzwischen war schon das bloße Anerkennen eigenthümlicher vaterländischer Geistesherrlichkeit ein bedeutender Sieg von unzuberechnenden Folgen. Hof und Volk wurden dadurch unvermerkt einander näher gerückt. Die verschiedenen Völkerschaften wurden einander, durch Gemeinschaft ihrer ausgezeichneten Geister, ebenfalls verwandter und vertrauter, als sie es je vormals durch Krieg oder Waarenverkehr sein konnten. Alle Deutschen waren zum Besitz eines köstlichen Gemeinguts gelangt. Der Mittelstand sah sich durch veredelte Bildung den höhern Ständen gleichgeworden, und ihnen durch Einsicht, Sachkunde und Naturgaben seiner zahlreichern Genossen oft vielfach überlegen. Im gleichen Maße, wie seine alte Scheu vor denselben verschwand, gaben diese hinwieder von ihrem alten Stolze auf. Der Bürgerliche, in Reichthum, Weltkenntniß, Geschmack und feiner Sitte mit dem Adelichen auf gleicher Linie, ließ diesem keinen Vorzug, als das Gedächtniß seiner Ahnen, oder die Huld des Landesherrn für deren Familien und dessen daraus fließenden Begünstigungen. Ohne Gewalt und unbeabsichtigt sanken die Schranken des Unterschiedes im bürgerlichen Leben zusammen, und die Stände ver-

mischten sich. Die Bürgerlichen waren in Sinn, Wort und That adelicher geworden; die Großen wurden bürgerlicher.

Diese außerordentlichen Verwandlungen machten sich so geräuschlos, daß man ihre Fortschritte kaum gewahrte, und so schnell, daß die Greise erschraken, welche an den Ton ihrer Jugendzeiten zurückdachten. Franzosen, Briten und Italiener blickten noch mit stolzem Hochgefühl aller ihrer Vorzüge auf die deutsche Nation nieder, als diese ihnen schon gleichstand, und, wenn auch von ihnen noch in Manchem übertroffen, sie auch in Manchem übertraf.

---

4. Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf den Geist des deutschen Volks.

Was bisher geschehen war, und wie unverkennbar es auf die Formen des geselligen Lebens seine Macht äußerte, ließ es doch die eigentlichen staatsthümlichen Verhältnisse unangerührt. Jeder Stand, jede Körperschaft bewahrte und behauptete unangefochten die herkömmlichen Rechtsame. Billig erwartete man von der fortschreitenden Gesittung und Erleuchtung das allmälige freiwillige Verschwinden mancher Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung oder in der Staatsführung selbst. Denn schon bemerkte man bei den ersten Höfen freiherzigere Grundsätze in Behandlung der Unterthanen. Dazu hatten Friedrich der Große im Norden, Joseph II. im Süden, Kurfürst Maximilian Joseph in Bayern und andere mehr den Ton gegeben. Rückschritte reizten schon den Widerstand einer öffentlichen Meinung, wie man, zumal in Preußen, in den Tagen der Bischofswerder und Wöllner, der damaligen Religions- und Zensur-Edikte, auffallend wahrnahm.

Im Allgemeinen aber regte sich beim Volke geringe Theilnahme

an öffentlichen Angelegenheiten. Im Grunde gab es derselben wenige oder keine; der Staatsgeheimnisse desto mehr. Das neueste Werk eines Lieblingsschriftstellers sprach die Neugier der Nation mehr an, und beschäftigte die Urtheile lebhafter, als alle Manifeste, Verordnungen und Gesetze. Auch mangelte es im Ganzen an klaren Begriffen über staatsrechtliche Verhältnisse — sie lagen noch in den Werken der Gelehrten verschlossen. Die deutschen Völkerschaften waren über ihre bürgerlichen Zustände zu wenig belehrt. Man wußte aus Reisebeschreibungen und Zeitungen von Verfassungen und Gesetzgebungen Frankreichs, Großbritanniens oder Nordamerika's mehr zu sagen, als vom eigenen Lande.

Daher machten die Unruhen von Lüttich und von Holland auf die Menge kaum größern Eindruck, als die Eroberung von Oczakow durch Potemkin. Selbst die Halsschmuckgeschichte in Paris, die Versammlung der Notabeln daselbst, die Gährungen in Frankreich, die Stürmung der Bastille erregten anfangs in der Volksmasse nur oberflächliche Neugier, und hatten allenfalls das Anziehende eines neuen Schauspiels.

Aber die Berichte von diesem Schauspiel füllten bald ununterbrochen die öffentlichen Blätter. Die Theilnahme stieg, die Anzahl der Zeitungen vermehrte sich. Man sah die ungeheuern Bewegungen einer Nation, welche sich gegen Zwang und Schmerz willkürlicher Beherrschung sträubte. Man sah jene Nation schon über die Stufen mittelalterischer Bildung emporgestiegen, aber noch immer von den Stiftungen des Mittelalters beengt, durch Adeliche und Geistliche bedrückt, durch Auflagen erschöpft, durch Lettres de cachet und Bastillen geschreckt. Man sah einen Hof, der, bei aller Zerrüttung des Staatshaushaltes, seine Verschwendung nicht begrenzte, sondern nur die Stände des Reichs versammelte, dafür neue Hilfe zu begehren. Man sah, wie Adel und Geistlich-

keit, vermöge altererbter Freibriefe und Titel, das schwerste Gewicht der öffentlichen Lasten von sich ab auf den Stand der Bürger und Landleute zu wälzen strebten. Man las die Reden geistvoller Männer über die Rechte der Menschen und des Volks, über Denk- und Glaubensfreiheit, über die nothwendige Gleichheit aller Staatsbürger in der Besteurung und vor dem Gesetz.

Dies Alles und der große, erschütternde Schritt der Begebenheiten, fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit der Deutschen immer stärker. Die Tagesgeschichte von Paris ward das Tagesgespräch an der Donau und Elbe. Eine Masse neuer Ansichten, Begriffe und Kenntnisse durchdrang den Geist des Volks. Neben der schöngeisterischen Schriftstellerei that sich für das Allgemeine eine staatsthümliche auf, anfangs in zahlreichen Uebersetzungen, bald in eigenthümlichen Werken. Urtheile parteieten sich, wie an Höfen, so an Hochschulen, unter den Schriftstellern, in Städten, Ortschaften und Wirthshäusern. Eben diese Parteiungen trugen, wie jeder Meinungsstreit, zur Klärung staatsrechtlicher Vorstellungen unter allen Ständen wesentlich bei.

Inzwischen bemerkte man schon damals, als die Fürsten ihre Heere gegen Frankreich zur Rettung des Bourbonischen Throns versammelten, als das Manifest des Herzogs von Braunschweig gegen die Franzosen ans Licht trat, und die amtlich geleiteten Zeitblätter mit verächtlichem Spott vom neuern französischen Heerwesen redeten, großen Unglauben bei den meisten Deutschen. Diese hatten noch nicht vergessen, mit welcher Wegwerfung nicht nur Zeitungen, sondern auch Proklamationen ehemals von den nordamerikanischen Freiheitskriegen gesprochen hatten, und von eben den Männern, die man nachher als Sieger und Helden ehren mußte. In der That schadet fürstlichem Ansehen im Volke nichts so sehr, als vorschnelles Urtheil in Meinungssachen, das nachher wieder zurückgenommen werden muß. Regierungen

sollen in weltlichen, wie der Papst in geistlichen Glaubensdingen, auf eine Art Unfehlbarkeit halten, die ihren Worten die Würde der Göttersprüche und das festeste Vertrauen der Unterthanen gibt. Im Göttersprüch aber ist nur das Gerechte und Wahre das Göttliche. — Nun aber wußte man vom amerikanischen Kriege, daß Uniform der Soldaten und Geburt oder Dienstalter der Heerführer, in Volkskriegen, das Wenigste entscheiden.

Auch mag nicht geläugnet werden, daß bei gebildeten Männern aller Stände auf deutscher Erde der sehr menschliche Wunsch vorherrschend ward, Frankreich möge unter dem Scepter seines Königs gesetzlich freier werden. Auch fehlte es wohl nicht an solchen, welche Vergleichungen zwischen den bürgerlichen Verhältnissen jenseits und diesseits des Rheins anstellten. Aber zu stark und fromm war deutscher Sinn, als daß er je dem frevelvollen Beispiel Frankreichs gegen Thron und Altar hätte folgen mögen; und es hatten die Deutschen im Allgemeinen nicht den Grund zu so schwerer Klage, als die Franzosen. Die Abgaben der Unterthanen waren im Ganzen mäßig, die Richterstühle gerecht, und was zu wünschen übrig blieb, zweifelte man nicht, werde früher oder später durch die wohlthätig lehrenden Ereignisse der französischen Staatsumwälzung allen Fürsten bemerkbar werden.

Am lebhaftesten ward das Gemüth der deutschen Jugend, weil es das unbefangenste war, von den großen und ewigen Wahrheiten bewegt, welche die Geschichte der französischen Staatsumwälzung aussprach. Auch als diese Revolution sich nachher ins Gräßliche verunstaltete, blieben jene Wahrheiten nicht minder heilig und unzerstörbar. Man verabscheute die Gräuel Frankreichs, aber nicht die bessern Ueberzeugungen, gleich wie man in Religionskriegen vor den Unmenschlichkeiten derselben, aber nicht vor der Religion selbst schauderte.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn einzelne junge Männer

in Deutschland, von vorzüglichen Anlagen, im Rausch erster Liebe und Begeisterung für eine heilige Sache, doch ohne Erfahrung und Lebenskenntniß, damals in Schrift und That Vertheidiger der französischen Volksangelegenheit wurden. Sie kannten und liebten weniger die Lage der Dinge in Frankreich, als ihre eigenen Urbilder, aus den Schriften der hohen Alten Roms und Griechenlands erhoben. So hatten früher auch Lafayette, der Hochgefeierte, und andere hellsinnige, muthige Franzosen für die Freiheit des ihnen fremden Nordamerika's mit Selbstaufopferung geschrieben, geredet und gefochten. Jene Einzelnen waren indeß nur Einzelne, keineswegs das deutsche Volk. Das Volk blieb ruhig; im Urtheil mäßig und bedachtsam. Die bei Einigen daraus entstehende Furcht vor der Gefahr einer deutschen Staatsumwälzung war daher das leerste aller Schreckbilder. Noch fehlte es unter den vielen Völkerschaften, welche zum deutschen Reich gehörten, an einerlei Klage, an staatsthümlichem Gemeingeist, an öffentlicher Meinung überhaupt; noch offenbarten sich unter ihnen sogar die Ueberbleibsel des staatskünstlerisch genährten Nationalhasses zu deutlich. Es war sogar nichts Seltenes, bei dem am Rhein geführten Kriege eine schreckhafte Gleichgültigkeit, wohl gar stolze Schadenfreude in einem deutschen Lande zu erblicken, wenn das Heer eines andern Niederlagen erlitten hatte. Ach, die Unglücklichen! sie ahneten nicht, daß sie engherzig zum eigenen heranziehenden Verderben lächelten. Aber verzeihen wir den Völkerschaften diese Unwissenheit und Sorglosigkeit; sie herrschte nicht minder an manchen Höfen jener Zeit und hieß Staatsklugheit, bis der allgemeine Untergang, den man gerufen hatte, strafend hereinbrach.

5. Wirkungen der Siege Frankreichs über Deutschland.

Wiewohl bei Eröffnung des ersten Feldzuges gegen Frankreich der Zweifel ziemlich allgemein gewesen war, daß die verbündeten Heere Oesterreichs, Preußens und des übrigen Reichs so schnell in Paris einziehen würden, als es die Ankündigung des obersten Feldherrn zu verheißen schien: hatte doch Niemand einen so argen Ausgang des ersten Unternehmens erwartet. Man erschrak vor den Folgen, nun den deutschen Boden zur Schlachtenbühne werden zu sehen. Der alte Ruhm der Tapferkeit von Oesterreichern, Preußen, Hessen u. s. w. war erschüttert. Doch tröstete man sich, daß nicht sowohl der Franzosen Ueberlegenheit an Muth und Kriegskunst ihnen die ersten Siege gewonnen habe, sondern die verderbliche Witterung des regnerischen Herbstes (1792) in der Champagne. Allein das Unglück dauerte fort. Unter wechselnden Niederlagen und Siegen führte man fürder gegen Frankreich nur den Vertheidigungskrieg in niederländischen, deutschen und italienischen Gefilden.

Dieser Gang der Dinge verbreitete die Ueberzeugung im Volke tiefer, daß kunstgerechte Uebung, Menge und Ordnung der Waffen allein nicht Alles vermögen, wenn ihnen gegenüber die kämpfende Begeisterung ins Feld tritt, welche das Leben verachtet, um das Heiligthum zu retten; — daß des Feldherrn vieljährige Kriegserfahrung und hohe Geburt oder Auszeichnung wenig vermögen, wenn ein Geist, von der Natur mit höhern Gaben ausgestattet, jenem feindselig begegnet. Die Namen eines Dumourier, Pichegru, Hoche, Moreau, Buonaparte und vieler andern, von dunkler Abkunft, erfüllten schnell die Welt durch ihren Glanz. Mit dem Verschwinden jenes Vorurtheils nahm natürlich die Wahrheit Platz: daß Geisteshoheit nicht Erbeigenthum des höhern Standes sei; daß seltene Gaben in den untern Ständen,

in Deutschland, von vorzüglichen Anlagen, im Rausch erster Liebe und Begeisterung für eine heilige Sache, doch ohne Erfahrung und Lebenskenntniß, damals in Schrift und That Vertheidiger der französischen Volksangelegenheit wurden. Sie kannten und liebten weniger die Lage der Dinge in Frankreich, als ihre eigenen Urbilder, aus den Schriften der hohen Alten Roms und Griechenlands erhoben. So hatten früher auch Lafayette, der Hochgefeierte, und andere hellsinnige, muthige Franzosen für die Freiheit des ihnen fremden Nordamerika's mit Selbstaufopferung geschrieben, geredet und gefochten. Jene Einzelnen waren indeß nur Einzelne, keineswegs das deutsche Volk. Das Volk blieb ruhig; im Urtheil mäßig und bedachtsam. Die bei Einigen daraus entstehende Furcht vor der Gefahr einer deutschen Staatsumwälzung war daher das leerste aller Schreckbilder. Noch fehlte es unter den vielen Völkerschaften, welche zum deutschen Reich gehörten, an einerlei Klage, an staatsthümlichem Gemeingeist, an öffentlicher Meinung überhaupt; noch offenbarten sich unter ihnen sogar die Ueberbleibsel des staatskünstlerisch genährten Nationalhasses zu deutlich. Es war sogar nichts Seltenes, bei dem am Rhein geführten Kriege eine schreckhafte Gleichgültigkeit, wohl gar stolze Schadenfreude in einem deutschen Lande zu erblicken, wenn das Heer eines andern Niederlagen erlitten hatte. Ach, die Unglücklichen! sie ahneten nicht, daß sie engherzig zum eigenen heranziehenden Verderben lächelten. Aber verzeihen wir den Völkerschaften diese Unwissenheit und Sorglosigkeit; sie herrschte nicht minder an manchen Höfen jener Zeit und hieß Staatsklugheit, bis der allgemeine Untergang, den man gerufen hatte, strafend hereinbrach.

---

5. Wirkungen der Siege Frankreichs über Deutschland.

Wiewohl bei Eröffnung des ersten Feldzuges gegen Frankreich der Zweifel ziemlich allgemein gewesen war, daß die verbündeten Heere Oesterreichs, Preußens und des übrigen Reichs so schnell in Paris einziehen würden, als es die Ankündigung des obersten Feldherrn zu verheißen schien: hatte doch Niemand einen so argen Ausgang des ersten Unternehmens erwartet. Man erschrak vor den Folgen, nun den deutschen Boden zur Schlachtenbühne werden zu sehen. Der alte Ruhm der Tapferkeit von Oesterreichern, Preußen, Hessen u. s. w. war erschüttert. Doch tröstete man sich, daß nicht sowohl der Franzosen Ueberlegenheit an Muth und Kriegskunst ihnen die ersten Siege gewonnen habe, sondern die verderbliche Witterung des regnerischen Herbstes (1792) in der Champagne. Allein das Unglück dauerte fort. Unter wechselnden Niederlagen und Siegen führte man fürder gegen Frankreich nur den Vertheidigungskrieg in niederländischen, deutschen und italienischen Gefilden.

Dieser Gang der Dinge verbreitete die Ueberzeugung im Volke tiefer, daß kunstgerechte Uebung, Menge und Ordnung der Waffen allein nicht Alles vermögen, wenn ihnen gegenüber die kämpfende Begeisterung ins Feld tritt, welche das Leben verachtet, um das Heiligthum zu retten; — daß des Feldherrn vieljährige Kriegserfahrung und hohe Geburt oder Auszeichnung wenig vermögen, wenn ein Geist, von der Natur mit höhern Gaben ausgestattet, jenem feindselig begegnet. Die Namen eines Dumourier, Pichegru, Hoche, Moreau, Buonaparte und vieler andern, von dunkler Abkunft, erfüllten schnell die Welt durch ihren Glanz. Mit dem Verschwinden jenes Vorurtheils nahm natürlich die Wahrheit Platz: daß Geisteshoheit nicht Erbeigenthum des höhern Standes sei; daß seltene Gaben in den untern Ständen,

weil dieselben an Gliedern zahlreicher sind, häufiger gefunden werden müssen; daß folglich, um einen Staat zu verherrlichen, im Kriege wie im Frieden, nur der, welchem die Natur, nicht die Wiege, zu den ersten Aemtern Weihe gegeben, zu denselben gerufen werden sollte.

Wie bedeutungslos auch solche Wahrheit an sich zu sein scheint, von so unermeßlichen Folgen wird sie, wenn sie das Gemüth eines ganzen Volks durchdrungen, und dadurch unzerstörbares Leben empfangen hat. Sie bringt eine neue innere Welt hervor; denn sie schafft alle Urtheile, alle bisher gegoltenen Ansichten um; so wie jeder veränderte Standpunkt dem Auge die Landschaft anders gestaltet.

Schon bei den immer wiederkehrenden Unglücksfällen der gegen Frankreich verbündeten Mächte, erwarteten die deutschen Unterthanen von Seite ihrer Fürsten großentscheidende Maßregeln, Wahlen außerordentlicher Mittel, wie sie die Natur der Dinge darbot. Solche erschienen nicht. Die Höfe blieben ihren militärischen Grundsätzen, Ordnungen und Einrichtungen getreu. Sie konnten zum Theil nicht anders. Auch sie standen durch eigenthümliche Verhältnisse gefesselt. Alles war des Schicksals Werk. Es sollte vollbracht sein.

Denn in einer Zeit, da der Schwindel französischer Staatsumwälzer allen Völkern, die sich frei machen wollten, Brüderschaft und Unterstützung antrug (19. Wintermonat 1792), glaubten die Höfe in Deutschland nicht wagen zu können, die eigenen Völkerschaften zu ihrer Vertheidigung aufzubieten und ihnen Waffen in die Hand zu geben. Die Fürsten wagten es nicht, weil sie selbst noch nicht die feste Treue ihrer Unterthanen kannten, die ihnen in spätern Zeiten zweifellos ward. Sie wußten es darum nicht, weil sie nicht unmittelbar mit ihren Völkern, wie bei stellvertretenden Verfassungen möglich ist, verkehrten, sondern bloß mittelbar

durch den Mund ihrer ersten Beamten, der Söhne des Erbadels. Diese aber mußten thöricht und gewagt finden, Maßregeln vorzuschlagen, deren Vollziehung an sich selbst eine gänzliche Umkehrung altbestandener bürgerlicher Verhältnisse geworden wäre, und nichts anderes hieß, als eine fremde Staatsumwälzung mit eigenen Umwälzungen bekämpfen; sie mußten thöricht und gewagt finden, in Deutschland freiwillig des hohen und niedern Adels erbliche Vorzüge oder Befugnisse durch Erhebung geistreicher Bürger der untern Stände zu schmälern, während man eben für die Rechte der Bourbonen und des französischen Edelmanns, wie des Priesterthums, im Felde lag gegen die Feinde altherkömmlicher Stiftungen. In der That, auch der unbefangenste Mann mußte damals Verfassungsänderungen außer der Zeit finden; aber doch nicht, die Völker auf irgend eine Weise enger und traulicher an die Sache ihrer Throne zu knüpfen.

Allerdings wären die Deutschen wohl nicht gleichgültig gegen das Geschenk größerer Freiheit gewesen; aber dieselbe mit empörerischer Hand ihren Fürsten abzutrotzen, oder dieselbe vom Bajonet eines fremden Siegers zu empfahen, dazu waren sie zu redlich, fromm, besonnen und stolz. Zwar schuf Custine im kaum eroberten Mainz einen rheinisch-deutschen Nationalkonvent, aus einigen Feuerköpfen jener Gegenden gebildet und eröffnet (17. März 1792). Man weiß jedoch, mit welcher Verachtung Deutschland auf dies Machwerk hinblickte, welches bald schattenhaft in sich selbst verging. Keine Lockung, kein Dräuen verfälschte den ehrenhaften Sinn einer Nation, von welcher die Franzosen endlich selbst sagten: „sie sei zur Revolution nicht reif."

In den Niederlanden, in Italien entsprangen unter den Triumphen der französischen Waffen neue Republiken. Selbst die alte schweizerische Eidsgenossenschaft, längst in sich selbst getrennt und zerfallen, gestaltete sich um, und die Menge des da-

selbst einzelnen Stadtbürgerschaften unterthänig gewesenen Volkes ward frei. Die Revolution sprach deutsch, wie Possel t sagte. Tief in Germaniens Inneres waren die glückhaften Waffen des französischen Freistaates eingedrungen. — Nirgends aber regte sich eine der deutschen Völkerschaften zur Gründung eines Freistaates. Gab es einzelne Schwärmer, sie wurden verspottet oder verabscheuet. Vielmehr beweinten die Deutschen das Unglück ihrer Könige öffentlich, und vergaßen die eigenen Leiden über das Leiden ihrer Fürsten. Wie rührend, wie herzlich, wie stürmisch war jedesmal der Ausbruch der Volksfreude beim Wiederempfang der durch den Feind verbannt gewesenen, in ihre Staaten zurückkehrenden Herrscher! Nicht Herrscher, — Väter sahen sie in diesen.

Vielleicht erinnert man sich noch aus jenen Tagen einer cisrhenanischen Republik. Aber selbst diese vorübergehende Erscheinung zeuget nicht wider den deutschen Sinn. Denn man vergesse nicht, daß die französischen Heere (schon seit 1794) Meister des linken Rheinufers waren; daß die Sieger hier als in erobertem Lande schalteten; daß Preußen selbst, im Basler Frieden, schon in den französischen Besitz des linken Rheinufers vorläufig eingewilligt hatte; daß vorauszusehen war, auch Oesterreich werde, nach den erlittenen Niederlagen in Italien, sich der deutschen Länder jenseits des Rheins kaum ferner annehmen (wie auch im Frieden von Campo Formio wirklich der Fall war). Damals geschah es, daß Aachen, Köln, Bonn und andere deutsche Rheinstädte zusammen traten (im Jahr 1797), und sich zu einer cisrhenanischen Republik, unter Schutz des französischen Freistaats, verbanden. Es war dort nicht staatsumwälzerischer Schwindel, es war das letzte Mittel zur Rettung in ihrer Noth und in ihrer Verlassenheit; das letzte, um ihre Unabhängigkeit und Deutschheit gegen Uebermacht zu bewahren. Wäre dem nicht

also gewesen, sie hätten nur Einverleibung in Frankreich begehren können, und sie würde erfolgt sein. Sie begehrten es nicht. Deutsche wollten sie bleiben. Eilfertig im September 1797 verkündeten sie der Welt ihre Verbindung. Ihr Wunsch war vergebens. Auch Oesterreich, in eigenen Bedrängnissen, opferte sie auf. Im Oktober gab sie ein geheimer Artikel zu Campo Formio an Frankreich ab. Der deutsche cisrhenanische Städtebund verschwand, von Frankreich verschlungen.

Das Unglück Deutschlands erschreckte alle Bürger. Eine Reihe von Jahren und Leiden hatte sie über die staatsthümlichen Verhältnisse ihrer Fürsten aufgeklärt. Sie sahen die Fehler, auch wenn die Zeitungen schwiegen. Sie sahen die Schwächen des Reichsverbandes, weil man ihnen dieselben ohne Scheu entblößte. Denn z. B. während Oesterreich und Süddeutschland noch fochten, traten Preußen und Norddeutschland schon im Jahre 1795 vom Schauplatze des Krieges ab. Theilweise, zur Rettung ihrer eigenen Lande, schlossen die Höfe von Baden, Würtemberg und Bayern besondere Waffenstillstände und Friedensverträge. Mehr noch! Lange genug hatte man wider das Dasein eines französischen Freistaats geeifert; nun erkannte man ihn feierlich an. Und während man für die Unverletzbarkeit des Königthums, für die Nichtzerstückelung Deutschlands gestritten hatte, war man nach Polen gezogen, um Stanislaus August, einen rechtmäßigen König, vom Thron zu stoßen; ihm für die entrissene Krone einen jährlichen Gnadengehalt auszuwerfen und sein altes Reich zu vertheilen.

Alle diese öffentlichen Thatsachen beförderten in Deutschland, ohne daß man es wollte, mehr staatsbürgerliche Aufklärung, als Zeitschriften und Flugblätter vermochten. Diese aber wurden mit größerer Begierde gelesen. Denn nie vorher hatte so lebendige und allgemeine Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten geherrscht.

Wie konnte es anders sein? Vom Gange dieser Angelegenheiten hing auch zuletzt der Wohl- und Wehstand jedes Hausvaters ab. Die Verfügungen der Höfe waren Verfügungen über jeder einzelnen Familie Glück.

Natürliche Wirkung der hellern Denkart über Staatsverhältnisse ward das freiere Urtheil im geselligen Leben über die Handlungen der Großen, über das, was für gemeine Wohlfahrt zu wünschen und zu meiden sei. Aber das Urtheil blieb inner rechtlichen Schranken. Nirgends Ungestüm, nirgends Abschweifung zur eigenmächtigen That. In allen Zeiten bewiesen die deutschen Völkerschaften, neben wachsender Erkenntniß, besonnene Erinnerung an Recht und Pflicht und Treue zu den angestammten Fürsten. Es bildete sich zwar eine Art öffentlicher Meinung, ein regsamer Gemeingeist aus; aber doch bannte er sich noch in die Grenzen der eigenen Staaten ein. Geschieden, wie die Interessen der Höfe in Deutschland, blieben noch lange die Interessen der verschiedenen Völkerschaften. Noch trugen nicht alle einerlei Elend und dieselbe Schmach, wodurch sie am Ende verbundener wurden.

---

6. Wirkungen der Gewaltherrschaft Napoleons.

Der glücklichste von Frankreichs republikanischen Feldherren errichtete sich in Frankreich einen Kaiserthron. Die großen Blicke, die glänzenden, fast an das Fabelhafte grenzenden Waffenthaten dieses Mannes, neben der sichtbar gewordenen Unfähigkeit des französischen Volks, ein freies Gemeinwesen ohne erbliches Oberhaupt zu ertragen, schienen ihn vor allen andern der Krone würdig zu machen. Ihm erkannte sie auch die Mehrheit des Volkes, ewiger Umwälzungen müde, laut oder schweigend zu. Die Deutschen erstaunten, und lächelten zu der Unbeständigkeit einer Nation, welche

für die Erlangung der Freiheit weder das Verbrechen des Königsmordes, noch die Schrecken der grausamsten Bürgerkriege, noch die unglaublichsten Anstrengungen zur Besiegung ausländischer Feinde gescheut hatte, und nach mehr denn zwölf fürchterlichen Jahren damit endete, gutwillig wieder die erbliche Gewalt einem Einzigen zu übertragen.

In den deutschen Landen ward dies Ereigniß übrigens aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt. Diejenigen, welche mit schwärmerischer Vorliebe volksfreien Verfassungen, oder derselben Grundsätzen in Fürstenstaaten, zugethan waren, verfluchten den Ehrgeiz des Mannes, welchen sie sonst vergöttert hatten, und seine That, welche den Wiederuntergang alles Gesetzlichfreien in Europa nach sich zu ziehen drohte. Andere hinwieder frohlockten, weil sie die Wiederherstellung eines französischen Throns und das jähe Erlöschen vom Treibhausleben so vieler Eintagsrepubliken für beginnende Rückkehr der Welt zu den alten Ordnungen, zur willkürlichen Macht der Landesherren; zu den Vorrechten des Adels von Geburtswegen und zum stummen Verehren priesterlicher Göttersprüche hielten. Weitaus die Mehrern im Volke aber, nicht glaubend, daß ein einziger Mann, wie mächtig er auch sei, den festen Naturgang in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts beschleunigen oder verzögern könne, erwarteten vom neuen Throne das Wiedererscheinen eines dauerhaften Friedens, dessen bisherige Unmöglichkeit aus dem Widerspruch der Grundsätze an den Höfen und in den Republiken hervorgegangen zu sein schien.

Mehr oder weniger wurden alle getäuscht. Napoleon suchte besonders den Frieden von England, dem unbesiegbarsten Gegner Frankreichs. Wer mag entscheiden, ob er ihn aufrichtig wollte, um seiner Herrlichkeit zu genießen, oder nur als Frist, diese Herrlichkeit zu befestigen? England verwarf die Anträge, sei es, weil es den Gesinnungen dieses Mannes nicht traute, oder weil es,

entschlossen, den Welthandel und die Beherrschung aller Meere an sich zu reißen und zu behaupten, Keinen fürchtete, als nur diesen Mann auf dem Throne des nebenbuhlerischen Frankreichs. Es stiftete, da der erzürnte Gegner verwegene Landungen auf britischem Boden vorbereitete, neue Verbindungen unter den Mächten des Festlandes gegen ihn. Stoff genug zu Besorgnissen hatte Napoleon durch gewaltthätige Schritte gegen die Nachbarstaaten gegeben; er hatte mit seinem Kriegsvolk selbst Hannover, ein deutsches Kurfürstenthum des britischen Königs, überzogen, für welches Deutschland das Schwert nicht zu zucken gewagt. Oesterreich, an Rußland gestützt, trat in den Kampf. Unparteisam blieb Preußen. Würtemberg und Bayern folgten den Fahnen Napoleons, der ohne Widerstand den Rhein überschreiten, und ungestraft preußisches Gebiet verletzen konnte, um Oesterreich im Frieden von Preßburg zu beugen. Vergeblich hatte der Kurerzkanzler (Nov. 1805) feierlich den Reichstag der deutschen Fürsten gemahnt: „Soll der Name Deutschlands, der Name eines Volksstammes erlöschen, der ehemals den römischen Koloß besiegte?“ — Seine Stimme klang in der Brust zahlloser Deutscher wieder. Die Höfe, von entgegengesetzten Rücksichten gehalten, schwiegen.

Napoleon, durch der Fürsten eigenes Interesse oder ihre Spannungen nicht minder, als durch sein Waffenglück verführt, sich dem kühnsten Unternehmen gewachsen zu glauben, schien damals schon den Gedanken ergriffen zu haben, nur durch unantastbare Uebergewalt in Europa, Großbritannien demüthigen zu können. Wenn es ihm gelang, dem britischen Handel einen ganzen Welttheil zu entziehen, zweifelte er nicht, werde Albions Größe von selbst durch den Verlust ihrer Grundsäulen zusammenstürzen. Mit Recht und Unrecht Oberherr, wie in Frankreich, so von den Alpen bis zur äußersten Spitze der italienischen Halbinsel, über Holland und die Königreiche jenseits den Pyrenäen geworden,

löſete er auch der Deutſchen uralten Reichsverband auf. Schirmherr nannte er ſich fortan eines von ihm gegründeten deutſchen Rheinbundes, deſſen Genoſſen, durch Furcht oder Dankbarkeit an ihn gefeſſelt, nur Vollſtrecker ſeiner Winke ſein konnten.

Daß die alte Reichsverfaſſung ein ohnmächtiges Schattenwerk geweſen, längſt zum Untergang reif, beweiſet, daß ſie durch einen Federſtrich zertrümmert werden konnte, von Keinem beklagt, und von den Deutſchen nachher ſelbſt nicht wieder hergeſtellt wurde. Vielmals ſchon in zahlloſen Bürgerkriegen tödtlich verletzt — ſo müſſen die Kriege der Deutſchen gegen Deutſche geheißen werden — waren ihre Formen hohl und todt. Die kleinern Staaten wußten gar wohl, daß ihr Daſein nur durch gegenſeitige Eiferſucht Oeſterreichs und Preußens beſtand. Kein Wunder, wenn ſie, der Selbſterhaltung willen, die Schwächung dieſer beiden Mächtigen nicht ohne Zufriedenheit ſahen, und ſich in der Verwirrung der Zeiten und Schickſale ſelbſt zu vergrößern trachteten.

Die Völkerſchaften aber, durch Auflagen, Kriege, Verheerungen, Brandſchatzungen, Ländertauſche und Vernichtung alles ihres Heiligthums ſchwer mißhandelt, theilten die politiſchen Rückſichten ihrer Höfe nicht. Sie beklagten vielmehr ihren, durch falſche Staatsklugheit zerſtörten Wohlſtand, und noch mehr die Schmach geſammter deutſcher Nation. Was in Deutſchland nie zuvor geſehen worden, entwickelte ſich jetzt allgemach: ein großer Gemeingeiſt aller Völkerſchaften, grollend gegen den Uebermuth der Fremdlinge, die als Sieger durch Städte und Dörfer wandelten, und herriſch dem Fürſten, wie dem Unterthan, befahlen. Manche Stimme des Unmuthes ward laut. Das franzöſiſche Kriegsgeſetz, unter welchem das Blut Palms von Nürnberg floß, machte die Gewaltherrſchaft der Franzoſen nur abſcheulicher.

Die Blicke der Völker wandten ſich erwartungsvoll auf Preußen, welches bald für eigene Unabhängigkeit zu fürchten begann, nach-

dem es den Fall Hannovers, den Untergang des Reichs, die Niederlagen Oesterreichs und die Verletzung des eigenen Gebiets ertragen hatte. Preußen rüstete und suchte den Norden gegen Napoleon zu sammeln. Dieser aber zermalmte den neuerwachten Widerstand in einer Schlachtenreihe von Jena bis Friedland. Der Friede zu Tilsit (1807) vollendete Deutschlands Elend. Völker wurden ihren Fürsten, Fürsten ihren Völkern entrissen; alte Gesetze, alte Gewohnheiten und Uebungen abgethan. Neue Herrschergeschlechter, neue Reiche, neue Namen, neue Sitten, ohne alle Tugend und alle verachtet.

Vielleicht besser, als die Räthe der besiegten Fürsten, hatte das Volk längst die geschehenen Fehlgriffe erkannt. Aber mit deutschem Sinn schweigend ihren Thronen gehorchend, hatten die Unterthanen aus sich nicht das gewagt, was allein zur großen Rettung führen konnte. Hingegen die Fürsten, aus Schonung für die Unterthanen, oder aus Furcht, diese bewaffnet zu sehen, hatten von denselben nichts zu fordern gewagt, was allein retten sollte. „Wir klagen nicht Dich, sondern Dein Geschick an, guter König, daß es Deinen Feldherren nach der Schlacht von Jena nicht eingab, unsere streitbaren Männer zum Kampf aufzubieten!" — so sprachen die niedersächsisch-westphälischen Provinzen beim Abschiede zu ihrem König Friedrich Wilhelm III. (Juli 1807), als sie von ihm getrennt wurden, um eines Fremden Unterthan zu werden.

---

7. Regungen deutschen Nationalgeistes.

Unter dem eisernen Scepter des Siegers lagen alle Gauen Germaniens mit ihren zertretenen Heiligthümern und Lebensfreuden. Keine Völkerschaft mehr konnte sich eines Vorzugs gegen die andere rühmen und alte Ehren geltend machen; einerlei Schande

drückte sie insgesammt. Die Einen waren besiegt, die Andern, wie eroberte Heerden, Fremdlingen verschenkt oder vertauscht; und die endlich, welche unter Napoleons Fahnen, als Bundesgenossen desselben, gewonnen hatten, konnten sich ihres Gewinns nicht freuen. Denn ihr Waffenglück war Deutschlands Unglück gewesen, und nicht groß genug, um von ihren eigenen Fürsten die Abhängigkeit vom Gebot des siegreichen Fremdlings abzuwenden.

Das Elend, welches die Völker trugen, hatten sie selbst — das ward allgemein empfunden — keineswegs verschuldet. Aber laut klagte der allgemeine Schmerz die Lockerheit der ehemaligen Reichsverfassung an; und die zwieträchtige, eifersüchtige Staatsklugheit der deutschen Höfe unter einander, oder die Selbstsucht der Höflinge, welche in Tagen der Gefahr noch immer nicht die Fähigsten, sondern die von Geburtswegen Bevorrechteten, an die Spitze der Geschäfte gestellt hatten; oder die allzubesorgliche Behutsamkeit der Fürsten, in Zeiten, da um Alles gespielt ward, nicht alles Volk zur Theilnahme aufzubieten.

Das Gemüth der großen Mehrheit, voller Schmerz und Scham und Zorn, verschloß sich in sich selber, und tröstete sich mit Träumen einer freundlichern Zukunft, oder mit Erinnerungen vergangener Glückseligkeit. Mit Verlust alles Gewohnten und Alten erwuchs nur heftigere Sehnsucht nach dem Verlorenen zurück; bei Unsicherheit jedes Lebens und Eigenthums und immer dunklern Aussichten, wandten sich die Seelen inbrünstiger aus den Tiefen ihrer Noth zu Gott, bei welchem allein noch die Hilfe stand; im Anblick der zerrissenen Ehre aller einzelnen deutschen Staaten richtete sich der Muth der gesammten Nation noch an der einzigen auf, die ihr geblieben war, an der Ehre deutschen Schriftenthums.

So bewirkten Zeiten des allgemeinen Unglücks, wie dies immer der Fall ist, des Edlern mehr, als Tage des Glücks je hätten ge-

währen können: statt Provinzialsinn deutschen Sinn; statt kirchlichen Leichtsinn religiöse Inbrunst; statt Selbstverfälschung mit Ausländerei Ehrfurcht für das edle, kerndeutsche Alte.

Schon früher hatten Schriftsteller von ausgezeichnetem Geiste, ohne den nachfolgenden Uebergang der staatsthümlichen Verhältnisse zu ahnen, ähnliche Richtung genommen. Die Weltweisheit, fast zu dürrem, scholastischem Wörtergerippe entartet, hatte sich durch die aufgekommene Naturphilosophie mit der Wirklichkeit, wie mit der Dichtkunst, neu befreundet, und fruchtbar, wie auf das Leben, auch auf die übrigen Wissenschaften einfließend, blühendere Gestalt gewonnen. Hinwieder hatte die Dichtkunst ernsteres Wesen empfangen. Nicht mehr Sängerin des Verstandes, oder Nachbildnerin des Außenwesens der Dinge, oder Dienerin der Einbildungskraft allein, erschollen ihre Töne aus den innersten Tiefen des Gemüths, der verborgenen Quelle aller besondern Geistesvermögen. Man hatte ihr den Namen romantischer Poesie gegeben. Indem sie den Abgrund des Gemüths offenbarte, ward ihre Sprache geheimnißvoll, und doch verstanden, eine Stimme der Ahnungen, ein Klang des Unnennbaren. So verschwisterte sie sich neu, wie mit der Religion, auch mit der Weltweisheit, und durchdrang der Deutschen innerstes Leben, zumal in Tagen, da jedes Herz mit seiner Trauer sich in sich selbst verschloß.

Nun, unter Bajonetten der Fremden, galt alles Deutsche werther; Ausländerei ward schimpflicher, selbst die Muttersprache keuscher, die sich vormals zu muthwillig mit Sprachen anderer Völker gepaart hatte. Weil es aber gefährlich wurde, von der Gegenwart zu reden, ohne des Weltgebieters ehrenhaft zu gedenken, weil selbst Fürsten verboten, von auswärtigen Staatsverfassungen und Monarchen unglimpflich zu schreiben, und sie auch durch Verordnungen und Behörden die Preßfreiheit beschränkten: sprachen die Schriftsteller desto begeisternder von den Zeiten einer

fernen Vergangenheit, da der Deutsche noch deutscher war, frömmer, freier, tapferer, sieghafter. Die Tage des Mittelalters wurden hervorgehoben und gepriesen und den gegenwärtigen zum Muster aufgestellt. Andere hingegen entwickelten dem Volke neue staatsthümliche Urbilder; Andere machten es vertrauter mit Vorzügen und Schwächen öffentlicher Verfassungen und Einrichtungen.

Dies Alles wirkte mit unwiderstehbarer Gewalt vorbereitend auf den Geist der Menge, besonders auf das reizbare Gemüth einer thatenlustigen Jugend, welche weniger fürchtet, weil sie weniger Rücksichten trägt, als der Hausvater, und mehr wagt, weil man ihr mehr verzeiht. Mittelalter, Deutschthum und Religion wurden herrschende Losungsworte; die Begeisterungen gingen bei Einzelnen in gemüthliche Schwärmereien über. Die Stände des Volks näherten sich unter einander traulicher, weil Edelmann, Bürger und Bauer einerlei Weh fühlten und einerlei Wünsche trugen. Man dachte an allgemeine Verbrüderung in Deutschland, an stilles Vorbereiten für den großen Augenblick der Befreiung. Geheime Verbindungen unter unschuldigen Namen spannen sich an. Der Tugendorden oder sittlich-wissenschaftliche Verein verbreitete sich schnell vom Norden Deutschlands in vielfachen Verzweigungen.

Noch aber war, was kommen sollte, erst im Werden, als Oesterreich plötzlich aufs neue gegen Frankreich ins Feld trat (im Jahr 1809). Aber uneinverstanden mit seinen Nachbarn, und entschlossen, diesen zu nehmen, was ihnen vom habsburgischen Gut gegeben war, bereitete es sich selbst Hindernisse glücklichen Fortgangs durch neue Entzweiung unter Deutschen. Dadurch ward Napoleon stärker. Der Kampf erhob sich unter bangen Erwartungen aller Völkerschaften. Tirol stand in Waffen auf für seinen Kaiser. Es regte sich kampfbegierige Ungeduld im deutschen Norden. Aber die Entscheidungsschlacht bei Wagram endete den

kaum angehobenen Krieg nach einem Vierteljahr. Vergebens blutete Tirol. Oesterreich unterlag. Dem tapfern, unbeugsamen Herzog von Braunschweig-Oels blieb nur der Ruhm, mit seiner kleinen Schaar sich, vermittelst eilf verschiedener Treffen, von Böheims Wäldern bis zur Ausmündung der Weser Weg zu bahnen, um einen Boden zu verlassen, den er, unter fremder Gewalt, nicht mehr Vaterland heißen mochte. Und Schill nebst seinen Getreuen büßte fechtend in den Straßen von Stralsund mit Blut und Leben einen stolzen Ungestüm, welcher für Deutschlands Ruhm und Freiheit die gesetzlichen Ordnungen durchbrochen hatte.

---

8. Stimmung und Ansichten im deutschen Volke bis zum Jahre 1812.

Napoleon führte nun die Tochter des überwundenen Kaisers, als Braut, in seinen parisischen Palast heim. Diese Verbindung gab denen, welche sich über Alles nach Frieden sehnten, neue Hoffnungen endlicher Waffenruhe, und bestärkte den muthlosen Glauben derer, welche den Niebezwungenen für unbezwingbar hielten. Aber Widerwille blieb nicht minder in den Völkern gegen den Allgebieter. Inzwischen standen, wegen dessen, was für die Zukunft gethan werden müsse, die Meinungen getheilt.

Die Einen sahen mit wachsendem Zorn die wachsende Glücksmacht Napoleons, und nährten im Stillen, durch Wort und Schrift und geheime Verbindungen, den verhehlten Grimm des Volks. „Alles habe seinen Tag, auch der Uebermuth des furchtbaren Eroberers werde ihn erleben. Darum solle sich Alles rüsten in Verborgenheit, daß der günstige Augenblick zur Befreiung Keinen überrasche. An nichts müsse man verzweifeln; sich selbst am wenigsten verlassen. Darum stehe fest das Vertrauen auf

Gott; und dem deutschen Volke gehe sein Deutschthum über Alles. Je unersättlicher der Ländergierige umherfahre, je tiefer empöre er das Herz der Nationen wider sich. Je weiter er, der die ausgeraubten Fürstenthümer und Königreiche wie Spreu verschenke und seinen Verwandten hinwerfe, die Gewalt ausdehne, je schwächer werde sie. Schon sei die öffentliche Meinung, das heißt, die Welt, von ihm abgefallen; nur Beutelust und soldatische Ehre belebe noch seine Kriegsmacht. Aber Ehre und Beutelust vergehen im ersten Unglück, während die Freiheitsliebe unterdrückter Länder mit der Dauer des Unglücks wachse."

Andere sprachen: „Wir dachten, wie jene. Aber nun sehen wir, wem die Welt gegeben ist. Weisheit ist's, den Augenblick benutzen, das Uebel nicht mit blinder, unzeitiger Wuth vermehren, sondern die Schlüsse des Schicksals erwarten. Den Löwen, welchen kein Schrecken mehr fesselt, kann das Streicheln noch zähmen. Das ist das Vertrauen auf Gott, daß wir glauben, er sei weiser, als wir. Die jetzige Tirannei eines Einzigen bereitet wider Willen den europäischen Völkern größere Freiheit vor, als sie je genossen haben. Des guten Alten viel liegt zerschlagen, aber auch viel des alten Schlechten zertrümmert. Denn die elenden Götzen voriger Zeit stehen ohne Heiligenschein da; und wo die Wahrheit, das Recht und die Stärke der Nationen eigentlich ruhe, das sehen wir jetzt offenbar. Lasset den Unersättlichen seine Weltherrschaft aufbauen, er baut sich zugleich, nebst dem Aberglauben und tausendjährigem Vorurtheil, die den Simson beben macht, ein ungeheures Grab. Keine Weltherrschaft bestand lange. Aber durch Italien und Spanien dringen doch inzwischen die wohlthätigen Strahlen der Wissenschaft und edlern, europäischen Gesittung. Das Klosterthum, die Inquisition, der Stolz des Geburtsadels, das Joch des Lehenswesens zerfallen; ständische oder stellvertretende Verfassungen werden all-

gemeiner, und den Völkern; welche der Gewaltsherr zertritt, gibt er doch gesetzliche Stimmen vor den Thronen. — Sehen wir nicht in Deutschland selbst schon die Keime des Bessern sich aller Orten freudig erschließen? Neue Gestalten nehmen die öffentlichen Verwaltungen an; Innungs- und Handwerkszwang wird abgethan; der Unterschied zwischen Bürgerlichen und Adelichen bei Besetzung der Staatsämter wird gesetzlich vernichtet. Wehe, wenn mit Napoleons Sturz dieser Gang der Dinge zu früh endet, ehe das Bessere befestigt steht! Da werdet ihr das böse Alte gespensterhaft aus dem Schutt wieder hervorsteigen sehen, gewaltthuender, als vorher, weil es zu kämpfen und zu rächen findet; und in den Geistern der Rache wird sich der Geist Napoleons, mit List und Stärke, über euch vervielfachen. Darum bringet die Gegenwart dem Künftigen zum Opfer. — Möge der Ehrgeizige, dem heute die Macht gehört, seine Herrschaft vom Aufgang zum Niedergang erweitern. Denn wird sie ihm nicht zu Theil, wird sie, zweifle Keiner, des meerbeherrschenden Englands Raub. Dieses streitet mit Gold, jener nur mit Eisen. Eisen ist leichter zu brechen, als Gold, und das Leben eines einzelnen Menschen, mit ihm die Gewalt, ist hinfälliger, als Leben und Macht einer Nation."

So sprachen beide Parteien. Beide, obschon in Liebe der Freiheit, in Haß der Gewaltherrschaft einig, waren doch in den Meinungen getrennt, und beide in diesen Meinungen reich an großen Wahrheiten. Aber jene, welche leidenschaftlicher schnellen Umsturz der Dinge forderten, fühlten ohne Zweifel unerträglichern Druck der Gegenwart, als die Uebrigen. Denn nicht alle Völkerschaften des deutschen Namens hatten von dem Sieger gleiche Mißhandlung erfahren; ja manche dankten ihm, oder seinem Einfluß, vermehrtes Ansehen ihrer Fürsten, größern Länderumfang, reichere Hilfsmittel zum Selbstschutz gegen Nachbarn und freisin-

nigere Stiftungen, wenn schon sie nicht minder über ewige Kriege, Auflagen und Verletzungen bürgerlichen Wohlstandes zu seufzen hatten.

Seltsam genug sah man auch zwischen diesen Meinungsparteien der Deutschen damals die Männer verschiedenen Standes und Ranges getheilt, je nachdem sie durch ihre besondern Verhältnisse und Einsichten gestimmt wurden. Zu den Gemäßigtern, welche sich, bei allem Gefühl für Deutschlands Ehre, nicht über die Geistesstärke Napoleons und über die Vortrefflichkeit seiner Kriegsmacht verblendeten, daher ihm, mit kluger Verhehlung ihrer innersten Wünsche, scheinbare Anhänglichkeit bezeigten und unbesonnenen Aufständen entgegenarbeiteten, gehörten die meisten Fürsten selbst, theils aus Furcht vor größerm Verderben, als sie schon erfahren hatten, theils aus Fürsorge, sich im Besitz dessen zu befestigen, was sie durch seinen Beistand gewonnen hatten. Es gehörten zu ihnen aber auch Jener viele, welche von jeher die Freiheit über Alles liebten, und unveränderlich den Grundsätzen derselben unter allen Verwandlungen und Schicksalen des französischen Staats treu geblieben waren. Obwohl sie selbst in Napoleon mehr den soldatischen Gewaltsherrn, als den Volksfreund, mehr den von Eitelkeit Berauschten, als den für wahre Größe Begeisterten erkannten, und im Herzen beklagten, daß er, dem die Vorsehung, wie selten einem Sterblichen, die Macht zur Weltbeglückung gegeben, seine Stellung verkannte: behielten sie doch seinen Namen, als das Schiboleth der Freisinnigen gegen Wiederkehr der drückenden Lehenherrschaft und Priestergewalt.

Hinwieder zu denen, welche die Befreiung Deutschlands, den Untergang der Gewaltherrschaft am ungestümsten begehrten, gesellten sich, nebst den muthigsten und glühendsten Freunden der Freiheit, des Rechts und der Wahrheit, in jenen Tagen

die entschlossensten Gegner derselben. Hier standen mit einerlei Haß gegen Napoleon die ehemaligen Reichsunmittelbaren, welche mitten im Frieden durch einen Machtspruch ihrer landesherrlichen Gewalt beraubt waren; hier die alten Geschlechter des Adels, welche mit Verdruß einen frischern, aus dem Bürgerstand durch Verdienst emporblühenden Volksadel aufgehen sahen, der sie zu verdunkeln und ihre Nachkommen oder sie selbst von den ersten Staatswürden zu verdrängen drohte; hier die hohen Prälaten, deren Einfluß verschwunden, die Mönche, deren Klosterreich aufgelöset war, alle, welche vormals in hergebrachten, mittelalterischen Formen über einen unwissenden, zum schweigenden Dulden gewöhnten Volkshaufen Gewalt, Ansehen und Vorzug behauptet hatten.

Beide Parteien bezeichneten sich gegenseitig, wie Parteihaß immer, mit gehässigen Namen: Jakobiner, Volksmeuterer, Unruhestifter und Demagogen hießen die Einen, — die Andern: Napoleonisten, Fürstenknechte, niederträchtige Anbeter der Gewalt. Beiden aber waren Benennungen, wie diese, nicht anpassend. Das offenbarte sich später, als Napoleons Herrschaft schon gebrochen war. Denn da traten plötzlich die Männer, welche vorher aus entgegengesetzten Absichten oder Ansichten, und auf ganz verschiedenen Seiten vereinigt gewesen waren, wieder auseinander, und bildeten neue Parteien aus entgegengesetzten Grundsätzen. Die, welche auf beiden Seiten Freiheit gewollt, wurden Freunde, und die, welche Dienstbarkeit für Andere, Vorrechte für sich gewünscht, schlossen neuen Bund. Sie hatten beiderseits nicht die Gesinnungen, nur die Mittel zum Zweck gewechselt.

Inzwischen waren die verhängnißvollen Tage gekommen, da Napoleon, sein Weltreich zu vollenden, die Heere Frankreichs und seiner Bundesgenossen in das Innere Rußlands führte. Nichts

vermochte wider ihn des Landes Wildheit, der Russen verzweiflungsvolle Gegenwehr. Sieghaft zog er in den Kreml der alten moskovitischen Czaren ein (14. Herbstmonat 1812). Aber er fand sein Pultawa in Rußland.

Wie einst in der Champagne die herbstlichen Regengüsse des Jahres 1792 die schönen und tapfern Heere Preußens und Oesterreichs zu Grunde gerichtet hatten, da sie den Rückzug antraten, und von da an die Gewalt der französischen Waffen zwanzig Jahre lang den Welttheil bewegte: so brach nun ein zweites Naturereigniß wieder die Kraft Napoleons und seines Volkes. Durch Mangel der Lebensmittel zum Rückzug in verschneiten Wüsten gezwungen, ward das bisher sieggewohnte Heer vom furchtbaren Frost weniger Nächte zerstört. Rußlands Rache folgte den Trümmern desselben und vernichtete auch diese in mörderischen Gefechten. Das war ein Gottesgericht!

Erschrocken traten die einzelnen französischen Heerhaufen, welche bisher als Rückhalt an den Ufern der Pregel, Weichsel und Oder gestanden hatten, zusammen, nicht mehr für den Ruhm, nur noch für das Leben streitend. Sie zogen nach Deutschland zurück, wohin ihnen Napoleon neugeworbene Schaaren aus Frankreichs Innerm zur Hilfe sandte. Noch gab er nicht Alles verloren. Noch zählte er auf die starken Besten, die von den Seinigen in eroberten Landen vertheidigt wurden; auf die Treue seiner Bundesgenossen in Deutschland; auf Frankreichs eigene, fast unerschöpfliche Kraft. In der That schuf er, wie durch Zauber, neue Heere an der Elbe. Doch vergebens Alles. Deutschlands Völker erhoben sich.

---

9. **Befreiungskampf wider Frankreich. Erste Folgen: Der heilige Bund. Der deutsche Bundesvertrag. Ständische Verfassungen.**

Noch standen die Fürsten, betroffen vom unerwarteten Ereigniß, und von mancherlei Furcht gebunden, unentschlossen, als ein großes Gähren die Völker bewegte, und sich Jeder sagte, aufzubrechen, denn der Augenblick sei gekommen. Im Norden Deutschlands, wo der Franzosen Gewaltsamkeit und Uebermuth am zügellosesten gewesen, war die Begierde auch am stärksten, das Joch abzuwerfen. Ein preußischer Feldherr York, welcher mit seinen Schaaren unter Napoleons Befehlen gestanden, trennte sich zuerst von diesen, ohne Vorwissen und Willen seines Königs, und schloß sich den siegenden Russen an. Da sah der König die Bewegung seines Volks. Er bot alle Waffenfähige zum Kampf für das Vaterland auf. Sie strömten zusammen. Tausende kamen auf den Sammelplätzen zu Tausenden. Unter den Augen der Franzosen, die nicht wußten, ob für, oder wider sie, bildeten sie kecke Schlachthaufen aus begeisterten Landleuten, Adelichen, Bürgerlichen, Greisen und Jünglingen, Armen und Reichen. Die Werkstätten, die Hochschulen, die Gerichtssäle wurden fast leer. Frauen und Jungfrauen weinten meistens nur stolze Freudenthränen beim Abschied der Geliebten. Die Dichter sangen nur Schlachtgesänge. Der Aermste brachte nun seine Gabe zur Rettung Aller, wie der Reichste. Alles gehörte in diesen Augenblicken nur dem Vaterlande; denn das Vaterland lebte in Allen.

Dies ist der größte, dies der glänzendste Augenblick in der ganzen Geschichte Preußens; die Loorbeern des siebenjährigen Krieges selbst sind minder schön und ruhmwürdig. Friedrich Wilhelm III. erfuhr und bewies, was ein Fürst vermöge, dessen Geist mit dem Geiste der Nation Eins ist. Das er-

fuhr und bewies er, als Napoleon in seinen Unglückstagen der Welt und Nachwelt das Beispiel des Gegensatzes aufstellte, wie ohnmächtig auch der Gewaltreichste auf Erden sei, wenn er den Glauben an die Macht der öffentlichen Meinung verliert und das Herz der Völker von sich stößt.

Hier ist nicht der Ort, die Geschichte des großen Vertilgungskampfes zu erzählen. Lange führten ihn Preußen und Rußland allein; dann trat Oesterreich zu ihnen; dann Bayern; dann das sächsische und würtembergische Heer mitten auf dem Schlachtfelde. Alle Fürsten des Rheinbundes folgten. Nur der treffliche König von Sachsen, zu jener Zeit ohne Freiheit, und der Bruder Napoleons, welcher fliehend die westphälische Krone verlor, konnten der Andern Beispiel nicht nachahmen. Es kam Deutschlands neue Hermannsschlacht bei Leipzig am 18. Oktober (1813). Die französischen Adler flüchteten über den Rhein zurück. Der blutige Siegeszug nach Paris ward vollendet; Napoleon entthront, verbannt; Frankreich, seiner Eroberungen verlustig, den Bourbonen zurückgegeben; Friede verkündet; jedes Heer zurück in die Heimath geführt.

In Deutschland war Freude, aber die Freude nicht ganz rein. Vielen mißfiel der sieghaften Könige Entschluß, Frankreich (zu allen Zeiten den Deutschen furchtbar und feindsinnig, nun mit Rachlust gekränkten Nationalstolzes erfüllt) neben Deutschland groß und mächtig bestehen zu lassen. Andere klagten die Milde der Sieger an, welche von den bezwungenen Feinden kaum Ersatz für den ungeheuern Aufwand begehrt hatten, der zur Wiederherherstellung europäischer Ruhe nöthig gewesen wäre, geschweige Ersatz für den unermeßlichen Raub, den die französischen Heere und Feldherren in den Ländern Jahre lang erpreßt hätten. Solche Großmuth der Fürsten, auf Kosten ihrer tieferschöpften Unterthanen geübt, lasse den Feinden Mittel, früh oder spät Deutsch-

land und andere Nachbarn von Neuem zu bedrängen, ehe diese sich von ihren Opfern und Wunden erholt haben würden. Noch Andere tadelten die gutmüthige Sicherheit, mit welcher man den Kaiser Napoleon auf eine Insel des Mittelmeers versetzt, und den friedlichen Versicherungen eines Mannes vertraut hätte, der nie Bedenken getragen, Wort und Eid zu brechen. Ihn werde, wenn er von der ersten Betäubung genesen, das nahe Frankreich unwiderstehlich anlocken, wo ihn noch der Soldat, als seinen besten Feldherrn, verehre, und ihn das Volk, durch die übermüthigen Ansprüche heimgekommener Ausgewanderten des Adels in neue Unruhen gestürzt, als Vertheidiger begrüßen werde.

In der That, noch sah man zu Wien die Könige Europa's oder deren Abgeordnete im Kongreß mit langwierigen Verhandlungen über den künftigen Länderbestand der Staaten beschäftigt, als Napoleon, von Elba entronnen, und ohne Mühe abermals den Thron bestieg. Kein Schwertstreich geschah von den Franzosen für die Bourbonen. Diese flohen mit ihrem kleinen Anhange von Getreuen über die Grenze.

Nun neue Rüstungen Europa's; neue Begeisterungen Deutschlands zum Schutze der Throne und Völker gegen den furchtbaren Feind; neue Aufopferungen für die heilige Sache. Sie ward errettet in den blutigen Schlachttagen bei Belle-Alliance; Napoleon noch einmal vertrieben und auf die afrikanische Insel St. Helena verbannt; Ludwig XVIII. noch einmal zurückgeführt in das Reich seiner Väter. Aber schwerer büßte Frankreich diesmal. Viele seiner Festungen gegen Deutschland wurden ihm genommen, dazu alle Kunstschätze, welche in Paris, als schöne Beute französischer Siege, aufgehäuft lagen. Frankreich mußte die Kosten des Krieges und die Entschädigung Anderer, welche von den Franzosen einst großer Summen beraubt waren, entrichten, auch fünfjährige Besatzung vom Heer der Verbündeten tragen.

Nun erst sah sich der Welttheil vor der Wiederkehr der alten Schrecken geborgen. Jedermann blickte mit Lust und Grauen auf das vollbrachte Heldenwerk der letzten Jahre zurück. Einen so raschen und glückseligen Umschwung der Dinge hatte fast Niemand erwartet. Jeder vergaß seiner davongetragenen Wunden, und richtete dankbaren Blick auf Gott. Das Geschehene war kein Menschenwerk. Umstände, außer aller Sterblichen Macht, hatten einmal im entscheidenden Augenblick den wunderbaren Ausschlag gegeben.

Der Völker frommes Gefühl in diesen Tagen war auch das Gefühl der Fürsten. Noch zu Paris vereinigten sich die drei sieg-beglückten Alleinherrscher, Alexander I., Kaiser von Rußland, Franz I., Kaiser von Oesterreich, und Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, (25. Sept. 1815) zu einem heiligen Bund, daß sie fortan, jener verderbenvollen Staatsklugheit entsagend, welche bisher gegolten, sich und ihre Völker als Genossen einer großen christlichen Familie ansehen, und sowohl von Staat gegen Staat, als in Verwaltung jedes einzelnen derselben, die Vorschriften des Christenthums, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden als ewige Grundgesetze ehren wollten. Die Monarchen selbst erklärten sich nur Bevollmächtigte der Vorsehung zu sein, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen; denn die christliche Nation habe in der That keinen andern Souverän, als Gott, Jesum Christum, das Wort des Lebens. Alle Höfe und selbstherrlichen Stände Europens, nur nicht zu Konstantinopel der Großsultan und zu Rom nicht der Papst, traten dem ehrwürdigen Vereine bei, welcher den schönen Traum des guten Königs Heinrich IV. von einer großen christlichen Republik in Europa verwirklichen zu wollen schien, und edler noch, denn Heinrich selbst ihn geträumt hatte.

Und zu Wien ward (7. Juni 1815) an die Stelle der alten

untergegangenen Reichsverfassung oder des zerschlagenen Rheinbundes, für Deutschlands innere und äußere Sicherheit, Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten, ein deutscher Bund gestiftet. Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten und freie Städte Deutschlands, achtunddreißig an der Zahl, alle mit gleichen Rechten, traten hinzu, gelobten sich insgesammt, wie jedem Einzelnen unter ihnen, gegen jeden Angriff Schutz und Gewährleistung des Besitzthums, aber nie im Streit wider einander die Waffen zu heben, sondern sich friedliche Entscheidung gefallen zu lassen; stellten eine Bundesversammlung fest, unter Oesterreichs Vorsitz über Bundesangelegenheiten zu entscheiden; ordneten an, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassung stattfinden sollte; daß Unterschied in den christlichen Glaubensbekenntnissen keinen Unterschied im Genuß der staatsbürgerlichen Rechte begründen dürfe; gaben den mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen, zum Ersatz verlorener Rechtsame, besondere Vorzüge, als der privilegirtesten Klasse jedes Staates; den Unterthanen aber ward Besitz des Grundeigenthums in einem andern Staat des Bundes, Hinüberziehen in denselben und dann Befreiung von aller Nachsteuer u. s. w. gestattet. Der Bundesversammlung blieb vorbehalten, die organischen Gesetze auf des Bundes auswärtige, militärische und innere Verhältnisse aufzustellen, über Handel und Verkehr der Bundesstaaten, über Preßfreiheit, Sicherstellung der Rechte von Schriftstellern und Verlegern gegen Nachdruck zu entscheiden u. s. w

Im Einklang mit diesen neuen Gestaltungen Deutschlands, alle entsprungen aus dem lebendigen Gefühl der Nothwendigkeit, Besseres und der Gesittungsstufe der Nation Entsprechenderes an die Stätte des alten Zertrümmerten zu stellen, handelten in derselben Zeit großherzig viele Fürsten. Sie hatten die treue, Alles aufopfernde Anhänglichkeit ihrer Unterthanen erkannt, und zugleich,

was ein Volk vermöge, welches nicht auf bloßes Gebot allein, sondern aus innerm Triebe handle. Ihnen war nicht mehr dunkel, daß die Stärke ihrer Throne einen unermeßlichen Zuwachs empfange, wenn dieselben, vom Ernst der öffentlichen Meinung umringt, und einverstanden mit der Nation, über derselben verborgenste Hilfsmittel, Schätze und Einsichten verfügen könnten, wohin sonst keines Landesherrn Gewalt reichte; daß die Hingebung einiger Rechte der selbstherrlichen Unbeschränktheit ihnen weit größern Vortheil stifte, als irgend das hingegebene Recht gewähren konnte: festern Staatshaushalt, sorgfältigere Verwaltung, vorsichtigere und gerechtere Beamten, folglich größere Zufriedenheit der Unterthanen und innigere Liebe derselben zum Fürsten; ja, daß im Grunde der Landesherr kaum ein Opfer aus seinen Rechten brächte, wenn er dem Volke durch Stellvertretung eine Stimme vor dem Throne gäbe, indem der Fürst bisher doch ebenfalls nur durch die Berathungen seiner Minister und Hofleute zum Handeln bestimmt worden wäre. Aber die Großbeamten, wie einsichtsvoll sie auch immerhin sein mochten, waren nur einzelne, und einzig nur aus ihrem Standpunkt, aus dem Anblick ihrer Umgebungen, aus den einseitigen Berichten ihrer Untergeordneten urtheilende Männer gewesen. Vielseitiger, belehrungsvoller mußte der Rath werden, wenn aus allen Ständen des Volks, aus allen Provinzen des Landes, Männer von Erfahrung und Geist in großer Versammlung vor dem Fürstenstuhl redeten. Ja, es blieb kein Zweifel, daß erst durch Mittheilung mannigfaltigerer Ansichten und Erfahrungen in stellvertretenden Versammlungen der Alleinherrscher wahrhaft selbstherrlicher, das ist, eigenern Willens würde. Denn man konnte sich nicht verhehlen, daß in bisherigen Verfassungen die Vorsteher und Räthe der einzelnen Landesbezirke nach den Berichten der untern Amtleute geurtheilt hatten; die obern Be-

hörden der Provinzen hinwieder durch die Urtheile jener Vorsteher und Räthe geleitet waren; die Ministerien und höchsten Behörden hinwieder nach der ihnen von den Obersten der Provinzen ertheilten Ansicht gingen, und der Fürst nachher nur über die also geformt wordenen Anträge der Ministerien und höchsten Behörden zu entscheiden im Stande war. So konnte also vielmals die beschränkte Einsicht, die Neigung und Willkür der untersten Amtleute auf den Willen des Fürsten einfließen; und eben diese Untersten, nicht immer die Weisesten, nicht immer die Leidenschaftlosesten und Reinsten in ihrem Wirkungskreise, waren bisher am wenigsten bewacht gewesen. Das Volk zwar kannte sie und ihr Treiben genau; aber das Volk hatte keine Zunge.

Solche und andere Rücksichten bewogen Deutschlands Fürsten zur Verbesserung der Landesverfassungen. Sie wollten den Zustand der Unterthanen genauer kennen lernen; denn sie kannten bisher nur den Hof und die obern Landesbehörden; und das Volk sollte seinen Fürsten besser kennen lernen, denn es beurtheilte ihn oft nur nach der Beschaffenheit der untergeordneten Angestellten. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, gab schon, als er noch mit dem von Elba zurückgekehrten Napoleon im verzweiflungsvollen Ringen war (22. Mai 1815), seinen Staaten die Verheißung einer neuen Verfassung mit Stellvertretung der preußischen Nation. — Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, stellte bald nach diesem (September 1815) eine solche Verfassung für seinen Staat wirklich auf, worin den Stellvertretern des Volks, alle in eine Kammer vereinigt, Einsicht in die Staatsrechnungen, Theilnahme an der Gesetzgebung, Recht der Beschwerdeführung über Mängel der Staatsverwaltung, und Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewährt wurde. — Würtembergs König hatte seinem Volke schon früher eine verbesserte Verfassung geben wollen, und zu dem Ende die Achtbarsten des Reichs zusammenberufen.

Diese aber hatten die neu dargebotene Verfassung anzunehmen verweigert, und jene ältere, aus den Zeiten des Lehenthums stammende, zurückgefordert, welche im Jahr 1806 aufgehoben worden war. Nun (im Nov. 1815) trat er noch einmal mit dieser Versammlung in Berathung, mahnend, daß, wenn schon er die Landesverträge Altwürtembergs ehre, dieselben doch nicht den neuerworbenen Ländern aufzudringen seien; daß also ein Versuch gemacht werden müsse, für alte und neue Lande eine gemeinsame Verfassung auf dem Wege des Vergleichs herzustellen, und dazu schlug er, als Grundlage, vierzehn Hauptbestimmungen vor. — Viele andere deutsche Fürsten beschäftigten sich in denselben Tagen nicht minder mit Entwürfen ständischer Verfassungen. Und bald sah man sie in verschiedenen Gegenden erscheinen und in Wirklichkeit treten.

---

10. Verschiedenartige Erwartungen und Wünsche in Betreff des künftigen deutschen Staatenbundes.

Die ungeheuern Umschwünge des Schicksals, von welchen die mächtigsten Throne nicht minder, als die ärmsten Hütten des Taglöhners berührt worden waren, alle in den engen Zeitraum weniger Jahre zusammengedrängt, — Begebenheiten, Schicksale, wie in Deutschland, seit ein Deutschland gewesen, nie erhört worden waren, mußten allerdings die Gemüther groß bewegen. Erst vor Kurzem Alles gebeugt unter Schmach, vom Glück eines fremden Siegers, dann plötzlich ruhmreich triumphirend gegen den Weltherrn und ihn vom entweihten Thron stürzend; — erst unter der Willkür übermüthiger Eroberer die tausend Plagen und Schreken der Gewaltherrschaft duldend, dann, plötzlich der Fesseln entlöset, Verheißungen größerer Freiheit, als man nie zuvor genossen, von guten Fürsten empfahend — — wie konnte anders geschehen,

als daß sich Alles in leidenschaftlich froher Aufwallung der Gefühle durch einander bewegte, und daß Jeder, nach Maßgabe seiner Begriffe, mit vielleicht auch überspannten Erwartungen, dem Eintritt eines goldenen Zeitalters entgegensah?

Diese Erwartungen, oder seine Wünsche wenigstens, sprach Jeder, welcher der Sprache fähig war, laut und unbefangen aus durch Mund und Schrift. Die kriegerische Verwirrung der Erlösungszeit hatte selbst in den Staaten, welche sonst keiner ungebundenen Preßfreiheit hold gewesen waren, diese Freiheit fessellos gelassen, um durch alle Mittel den gewaltigen Geist der Nation zur Vollendung des großen Werks aufzuregen. Daher ward das Wort von Keinem mehr mit vormaliger Aengstlichkeit gesichtet. Und allerdings glaubte Jeder das Recht erworben zu haben, in der heiligen Sache des Vaterlandes zu reden, für die er freiwillig gehandelt, einen namhaften Theil seines Gutes zum Opfer gebracht, oder sein Blut vergossen, oder seine Brüder, seine Söhne, seine Freunde entflammt, und auf Schlachtfeldern verloren hatte. Nun, nach überwundener Noth, glaubte Jeder die Pflicht zu haben, das zu offenbaren, was er in seinen Verhältnissen als die Quellen des Unheils erkannt hatte, damit man nach dem Siege nicht zum alten Verderben zurückkehre. Auch schien es der rechte Augenblick zu sein, weil nach Losreißung der deutschen Völker vom französischen Joch der erste Gedanke auf Wiederverknüpfung des Zerrissenen unter sich, auf Schöpfung neuer Ordnungen statt der zertretenen, gerichtet sein mußte, und vor allen Dingen darauf, daß gesammten deutschen Landen, durch engere Vereinigung derselben, Kraft genug gegeben werde, furchtlos zwischen großen Nachbarreichen zu stehen, und nicht erfahren zu müssen, beim ersten Wurf wieder zu erliegen.

Aus der sichtbar gewordenen Unhaltbarkeit oder Schlechtigkeit der vormaligen Reichsverfassung und des nachgefolgten Rheinbunds

hatte sich im Volke allgemein das Gefühl der Nothwendigkeit von einem engern Verbande gesammter Nation entwickelt. Denn schwer hatte die gesammte Nation die Gebrechen des Vorigen abbüßen müssen. Aber es traten die mannigfaltigsten, oft sich im schneidendsten Widerspruch begegnenden Räthe und Anträge ans Licht.

So sehr waren Einige vom Gedanken germanischer Einheit ergriffen, und von der Furcht vor der Wiederverkrüppelung deutschen Nationalgeistes in kleinlichen, eifersüchtelnden, zwieträchtigen Provinzialsinn geschreckt, daß sie nur ein einziges deutsches Volk unter einem einzigen Oberhaupt sehen, und die der Stärke des Ganzen gefahrvolle Selbstherrlichkeit der einzelnen Throne aufgehoben haben wollten. „Kein Bundesstaat, sprachen sie, noch weniger ein lockerer Staatenbund! Hat euch die Geschichte der Nationen, hat euch unsere eigene nicht belehrt, daß Bundesstaaten, wie klug geordnet sie sein mögen, zuletzt immer damit enden, vom Bunde Alles zu verlangen und ihm Nichts zu opfern? daß sie nur stark sind, sich unter einander durch Widerstand zu lähmen oder aufzureiben, während ihre Vielköpfigkeit gegen die ungetrennte Willensmacht eines einzigen furchtbaren Gegners zur Schwäche wird? Hat darum nicht selbst das republikanische Rom, so sehr es die Freiheit liebte, in Tagen der Gefahr die höchste Gewalt nur einem Manne übergeben? Welchen Bundesstaat ihr bilden möget, wie werdet ihr Gesetze und Mittel erfinden, daß ein mächtiger Genosse, wenn er den Verfügungen des Bundes nicht gehorchen kann oder will, zum Gehorsam gezwungen werde? Es ist ein unsicherer Bund, in welchem nur Freiheit für die Großen und Abhängigkeit für die Kleinen lebt, wenn ein oder zwei Theile größer sind, als das Ganze. Das bewies Friedrich der Große und sein siebenjähriger Krieg. Und wenn einst der Bund einen Krieg nicht will, den die mächtigern Glieder verlangen, wer wird ihn verhindern? Oder wenn der Kampf noth-

wendig ist, und einer der Mächtigern ihn für seinen eigenen Staat zu meiden entschlossen ist, wer wird ihn, wenn schon ein Feind vor der Thür steht, zum Zorn reizen wollen? Darum, ist euch Deutschlands künftige Ruhe und Ehre theuer, sorget, daß hier fortan nur ein Interesse, ein Volk, ein Herr, unterstützt und umgeben von den Ständen des Reichs, bestehen; außer dem seid ihr, wie vormals, innern Zerwürfnissen, äußern Feinden von Neuem hingegeben."

Viele, welche zwar von mancher Wahrheit in diesen Worten überzeugt waren, erkannten doch die Unausführbarkeit solches Traumgebildes. Mit Recht sagten sie: Wer soll der Eine sein, welcher Deutschlands selbstherrliches Haupt werde? Soll sich Preußen, soll Oesterreich sich seiner Macht und Größe entschlagen? Ohne Unterjochungskriege, zerstörender als die Napoleonischen, sind diese Hirngespinnste nicht zu verwirklichen. Aber befestigt oder vollendet, was die Natur gegeben, die im Norden und Süden Deutschlands zwei überlegene Staaten im Laufe der Jahrhunderte schuf, denen mehr oder weniger schon die angrenzenden kleinern Fürsten in ihren staatsthümlichen Richtungen folgen. Machet Deutschland zum Doppelreich, was es, nicht dem Namen, aber der That nach, schon ist. Zwei Kaiserkronen werden den Deutschen mehr Einheit, Stärke, Sicherheit und Glanz verleihen, als vierzig kleinere. Selbst die übrigen Fürsten, welche sich einem oder dem andern Kaiserthume einverleiben, können unter solchem Verhältnisse nur scheinbar verlieren, während sie in der That gewinnen. Ihre Kronen und Einkünfte und Unterthanen behaltend, unterwerfen sie sich nur des Kaiserthums gemeinsamen Gesetzen, an deren Schöpfung sie selbst Theil nehmen, wie sie sich sonst den Verfügungen des Reichs unterworfen hatten, oder denen einer andern Bundeseinrichtung unterwerfen müssen. Nach diesen Gesetzen verwalten und richten sie ihre Staaten. Aber dagegen

genießen sie stärkern Schutzes gegen fremde Widersacher; aller Handels- und andern Vortheile, deren nur große Reiche fähig sind; auch wohl, wenn es in Verträgen gegründet wird, beim Aussterben des Kaisergeschlechtes, Anwartschaft auf den Thron des Reiches."

Mit Unwillen und Spott wurden Gedanken, wie diese, von denen zurückgewiesen, welche, aller Staatsumwälzungen müde, in dergleichen Verschmelzung und Scheidung Deutschlands die größte, die traurigste und die dauerloseste erkannten. „Ihr," sprachen sie, „die ihr des Deutschthums Hauptpriester sein wollet, warum wollet ihr gänzliche Vernichtung ächtdeutschen und rechtlichen Sinnes? Wisset ihr, was, wie dem einzelnen Menschen, so ganzen Völkerschaften, köstlicher ist, als Glanz, Handwerksvortheil und jeder andere Gewinn? Es ist das eigenthümliche Leben. Hoffet ihr, daß deutsche Völkerschaften, ältern Stammes und Namens, als Oesterreich oder Preußen, freiwillig auf ihr selbstständiges Dasein Verzicht thun werden, um sich zu Gunsten eines andern Reichs in ihm aufzulösen und aus der Geschichte zu verschwinden? Das war's, was am meisten gegen Frankreich empörte. Oder meint ihr, mit Gewalt könne das Werk der Unrechtlichkeit gethan werden? So wird es dauern so lange, als jene Gewalt; aber die erste Erschütterung in dieser weckt Befreiungslust und Rache der Unterjochten. Ein Bundesstaat oder Staatenbund soll und will Deutschland sein. Das war er seit Hermanns und Marbods Tagen. Unzerstörbare Treue und Anhänglichkeit an ihre angestammten Fürstenhäuser ist der uralte Grundzug in deutscher Gemüthsart; er ist noch jetzt, wie einst, lebendig und hat sich auch in heutigen Tagen rührend offenbart. Fraget in Dingen des Lebens keinen selbstgeschaffenen Urbildern nach, sondern der Wirklichkeit!"

„Und wenn, fuhren sie fort, nicht zu läugnen ist, daß in je-

dem Bunde Uebermacht einzelner Glieder allerdings der Freiheit und dem Rechte der Uebrigen, sowie der Ruhe des Ganzen, Gefahr bringt: so mangelt es nicht an gerechtern und leichtern Mitteln, diese Gefahr zu entfernen. Preußen und Oesterreich, obgleich auch Herren von deutschen Ländern, danken ihre Uebermacht doch weniger diesen, als der großen Masse ihrer nichtdeutschen Staaten. Sie können, im Ganzen genommen, also als nichtdeutsche Mächte betrachtet werden. Es bilde sich der Bund aus allen übrigen deutschen Fürsten und Städten, wie einst der rheinische. Dann wird kein einzelner Theil mächtiger, als die Gesammtheit, die Schwächern gefährden, und das Ganze im eigenen Gleichgewichte ruhen. Stark genug zur Selbstvertheidigung, ohne Furchtbarkeit gegen die Nachbarreiche, durch Bundesnatur zu Eroberungen unfähig, bleibendem Frieden geneigter, wird er achtungswerth zwischen Allen stehen, und, von Allen, durch gegenseitige Eifersucht Aller, schonend behandelt werden, wie die schweizerische Eidgenossenschaft es seit Jahrhunderten zwischen nebenbuhlerischen Mächten erfuhr. Aber zu ewigen Schirmherren und Gewährleistern des Bundes wähle er sich im Norden Preußen, im Süden Oesterreich; denn Beide, ihre Throne auf deutscher Erde gebaut, sind des deutschen Bundes und Volkes Blutsverwandte. Besser zwei Gewährleister und Schirmherren, denn einen, weil einer leicht durch Gewalt oder Umtriebe Gebieter werden kann, während zwei sich die Wage halten. Dann allein wird Deutschland selbst zwischen Oesterreichs und Preußens künftigen Händeln unparteisam, sogar vermittelnd, stehen können; wenigstens nicht befürchten müssen, daß eine oder die andere Macht, wie sonst wohl öfters geschah, ihre Hauskriege zu Reichskriegen umschaffe."

„Ein Staatenbund, so wie jeder Staat," sprachen Andere dagegen, „welcher die Bürgschaft des Bestehens und Daseins nicht

in seinem Innern selbst mit sich trägt, sondern von fremden Gewährleistern empfangen muß, ist ein gebrechliches Wesen und verkündet zum Voraus Schwäche. Selbst die schweizerische Eidgenossenschaft hat für sich dergleichen Gewährleistung niemals verlangt, vielmehr sie immer gefürchtet; und die ihr im Wiener Kongreß gegeben ist, war nicht von zweien oder dreien, sondern von allen Mächten des Welttheils ertheilt, folglich im Grunde nichts anderes, als ein öffentlicher Ausspruch jenes allgemeinen völkerrechtlichen Grundsatzes, unter welchem jeder Staat in Europa besteht. So ihr aber einerseits Oesterreich und Preußen vom deutschen Bunde ausscheidet und zu Fremden machet, anderseits doch eben diese zu Schirmherren und Gewährleistern erwählet, und ihnen, als solchen, wie natürlich, auch Rechte einräumet: gebet ihr den Fremdgemachten das Recht, sich in eure innern Händel zu mischen, weil ihr es eben denselben, als Mitgliedern, versaget. Seltsame Verirrung! Und noch neben dem zu glauben, daß den Fremden die innern Ordnungen und Rechtsame oder der Bestand des Bundes theurer und wichtiger sein müßten, als den wirklichen Mitgliedern! — Fürchtet ihr die Eintracht der Mächtigen, wenn sie Genossen des Bundes sind: so fürchtet diese Eintracht noch mehr, wenn dieselben außer dem Bunde stehen! Schon das sittliche Gefühl sträubt sich doch im Mitgliede, Verräther einer Gesellschaft zu werden, deren Theil er ist, und der Fluch der öffentlichen Meinung würde ihn verfolgen. Beidem ist der Fremde weniger ausgesetzt, weil er als Schirmherr oder Gewährleister sich wohl Rechte einräumen, aber keine Pflichten, wie einem Genossen, vorschreiben läßt."

„Darum ist, so sprachen sie ferner, Zerscheidung Deutschlands in drei Reiche nicht minder bedenklich, als Zerspaltung in zwei Hälften, oder staatsumwälzerische Auflösung in Eins. Preußens wie Oesterreichs deutsche Gauen sind nicht minder Deutsche, als

Hessen, oder Sachsen, Bayern oder Würtemberg es sind. Und alle deutsche Völkerschaften gehören zu einem deutschen Bund. Sind auch einzelne Genossen wohl auswärts mächtig, so erheben sie dadurch nur Ansehen und Stärke des Bundes selbst, ohne ihm, als Genossen desselben, damit furchtbarer zu werden, denn als Fremde. Oder ist Deutschland unter allen Verwandlungen der Jahrhunderte, unter allen Eroberungsversuchen ausländischer, unter allen Zerwürfnissen inländischer Mächte nicht immerdar bestanden, bis auf den heutigen Tag? — Wollet ihr feste Gewährleistung innerer Ordnung, Friedlichkeit und Stärke: so stellet den wandelbaren, oft zwiespaltigen Interessen der deutschen Höfe, als Gegengewicht, das an sich unwandelbare Interesse der gesammte Nation entgegen. Sie will Frieden, Freiheit, Ordnung von Innen, Ansehen und Stärke nach Außen. Lasset auf den Bundesversammlungen die Abgesandten der Fürsten sitzen und den Weisungen ihrer Höfe folgen, wie bisher; aber füget zu dieser Kammer der Erlauchten eine Kammer der Gemeinen, gebildet aus den Abgeordneten der ständischen Versammlungen aller Staaten Deutschlands, mit Weisungen von diesen versehen. Nur dann erst, wenn nicht bloß einzelne Völkerschaften in ihren einzelnen Landtagen über Hausangelegenheiten reden, sondern wenn die gesammte Nation über gemeinsame öffentliche Angelegenheiten ein gesetzliches Stimmrecht führt, wird deutscher Nationalgeist erscheinen und segensvoll wirken; segensvoll, weil, unparteilsch in den Zwisten der Höfe, er nur das Gerechte wollen kann; segensvoll, weil er nur will, was der Mehrheit frommt; der Mehrheit frommen aber nur Ruhe, Wohlstand, Ehre. Und nur auf diese, auf keine andere Weise, gewinnt ihr, statt staatsthümlicher Einheit, die ihr ohnehin nicht zuwege bringt, Besseres: die Macht nämlich der Einigkeit, der Erhalterin aller Staaten. Nur auf diese Weise wird der Schwächere geborgen stehen gegen Gewalt

der Stärkern, unter dem Schilde der Nationalmeinung; und jeder Bundeskrieg gegen fremden Angriff empfängt so schreckenvolle Stärke eines Volkskrieges."

Wie lockend dies Bild auch denen scheinen mochte, welchen die innigere Verbrüderung deutscher Völkerschaften zu einer großen Familie über Alles galt, verachteten es doch diejenigen, welche sich einer größern Vertrautheit mit der Natur der Staaten, des Geschäftsganges und des menschlichen Herzens bewußt waren. „Wenn nicht schon, sprachen diese, die Geschichte der Nationen die Eitelkeit solcher Träumerei gezeigt hätte, würde es doch die Vernunft thun. Allerdings ist über Gesetzgebung und Haushalt eines einzelnen Landes die Stimme des Volkes in ständischer Versammlung nicht nur ohne Gefahr, sondern selbst heilsam zu hören. Da schadet auch nicht die Langsamkeit der Berathungen, oder die Oeffentlichkeit der Verhandlungen; vielmehr beide sind der guten Sache beförderlich. Ein Anderes aber ist's, wenn ein Bund aus vielen verschiedenen Reichen durch zwei getrennte Kammern auswärtige Angelegenheiten behandeln wollte. Geheimniß und Entschlossenheit wären verbannt. Oder erinnert man sich nicht noch des schleppenden Ganges auf dem ehemaligen Reichstage, wo oft noch berathen ward, wenn der Feind schon den Feldzug eröffnete?"

„Dies aber würde jedoch das geringere Uebel jener gepriesenen Bundesform sein; hingegen das größere: Umsturz aller bisher bestandenen Verhältnisse zwischen Volk und Fürst, und Zerrüttung aller Grundlagen monarchischer Verfassungen. Denn alsdann werden die Unterthanen vermittelst ihrer Abgeordneten zu Richtern und Schiedsrichtern ihrer Könige erhoben. Welche Verwirrung der Grundsätze, und wohin müßte sie führten? Auch sah wirklich die Welt, seit sich Staaten erhoben, kein ähnliches Ungeheuer von Verfassung. Wer allenfalls das Bei-

spiel anderer Bundesstaaten, wer den Kongreß der Nordamerikaner, die Tagsatzung der Schweizer anführt, gibt nur Urkunden seiner Unwissenheit. Denn in diesen engverbündeten Freistaaten ist die Selbstherrlichkeit des Volks in die einzelnen Staatsversammlungen, General-Courts, großen Räthe und Landsgemeinden übergetragen. Diese folglich sind die Souveräne, und eben nur diese Souveräne bestellen aus sich Kongreß und Tagsatzung und entscheiden dort wieder als Souveräne, in Händeln ihres Gleichen."

„Und wer möchte an die Unparteilichkeit jener staatsthümlichen Mißgeburt glauben? Wer, daß die Völker- oder Ständeversammlungen wider ihre eigenen, im Zwist begriffenen Könige und Fürsten, Urtheile fällen, oder wohl gar zur Vollziehung derselben Hand bieten würden? Könnten sie es, so geschähe es auf dem Wege der Empörung. Wer will den auf Deutschlands Boden? — Oder wer will glauben, daß jene Verfassung dauerhaftern innern Bundesfrieden gewähren werde, wo zu streitenden Interessen der Fürsten noch streitende Nationalvortheile und Nationalnebenbuhlereien geworfen werden? Forschet in den Geschichten der Bundesrepubliken Judäa's, Griechenlands und Helvetiens, — zu jung steht Nordamerika! — und ihr werdet da, wo Völker doch selbst die Selbstherrlichkeitsrechte übten, der innern Kriege mehr noch, als der auswärtigen zählen!"

---

11. Vielartiges Urtheil über den deutschen Bundesvertrag, den heiligen Bund, und künftige Ständeversammlungen. Stärkere Regsamkeit des Volkswillens. Schriftstellerische Fehden.

Unter diesem und anderm Widerspruche von Meinungen, Hoffnungen und Wünschen ward die Verfassung des deutschen

Bundes, in der Gestalt, wie sie aus den Berathungen des Wiener Kongresses hervorstieg, wie vorauszusehen war, von Vielen ohne Beifall, von Vielen gleichgültig empfangen; von Wenigen mit Vertrauen. Nur eine geringe Zahl empfand die Ueberzeugung, daß der neugebildete Bund, aus Grundsätzen ehemaliger Reichsverfassung entwickelt, und mit zeitgemäßen Veränderungen ausgestattet, gegenwärtigen Verhältnissen am entsprechendsten sei; daß man nicht waglings oder versuchsweise Bewährterkanntes für gänzlich Unbekanntes vertauschen dürfe; daß eben dieser leise Uebergang zum Bessern dem sprunglosen Naturgange der Dinge zusage; daß ein Bund, zur Beförderung deutscher Einheit, keineswegs enger geschlossen werden könne, ohne die Majestätsrechte der Souveräne zu gefährden und den Willensmeinungen der Stärkern zu unterwerfen; ohne die Freiheit aller Deutschen zu vernichten, jener Freiheit, wodurch bisher Denk- und Glaubensfreiheit, ja jeder verfolgte deutsche Mann immer noch im Umfange des gemeinsamen Vaterlandes Zufluchtstätten gefunden haben, die bei verminderter Vollgewalt der Landesherren nothwendig verschwinden müssen; daß endlich die von den Grundsätzen der Bundesverfassung festgestellte Religionsfreiheit, Abzugsfreiheit, und landständische Ordnung in den Bundesländern, köstliche Eroberungen eines edlern Zeitgeistes seien, und daß zuletzt auch für fernere Ausbildung und Vervollkommnung der Bundesschaft immer noch offener Weg gelassen worden wäre.

Mancherlei Umstände aber verschworen sich schon damals, die freudige Zuversicht zu stören. Es hatten die Fürsten nämlich aus dem unentwirrten Chaos noch ihren künftigen Länderbestand zu erlesen. Einige forderten nur das ihnen Entrissene zurück, Andere mit Recht Entschädigungen; Andere Zuwachs, um das einst vorhandene, nun gehobene Gleichgewicht der Macht wieder zu begründen; Andere, statt ihnen zuerkannter, abgelegener Länderstücke,

was den einzelnen deutschen Staaten am nächsten lag, nämlich über ihre eigenen künftigen Verfassungen, ward fast ausschließlicher Gegenstand aller Gespräche im bürgerlichen Leben, zahlloser Zeitungen, Flugschriften und größerer Werke, neuer Gährungsstoff der von Furcht gepeinigten Gemüther

Zwar bezweifelte man wohl nicht die Aufstellung ständischer Verfassungen; die Fürsten zum Theil selbst hatten sie feierlich verheißen, und im Grundgesetze des deutschen Bundes lag offene Zusage: aber auf welche Art und Weise die Zusage erfüllet werden werde, ob als Gnadengeschenk, oder als Vertrag zwischen Landesherrn und Volk? ob durch Stellvertretung des Staatsbürgers, mit gleichen Rechten, in einer oder in zwei verschiedenen Kammern? ob mit Unterschied bevorrechteter oder unbevorrechteter Unterthanen? oder ob bloß durch Beibehaltung oder Wiederherstellung lehenthümlicher Landtage, wie im Kurfürstenthum Hessen, im Großherzogthum Meklenburg, im Königreiche Sachsen und in Hannover sich zu bewähren schien? — das ward die vielbesprochene Frage.

Man darf kaum bezweifeln, daß weitaus die große Mehrheit, wenig bekümmert um jene Landtage aus Jahrhunderten der Lehensherrschaft, das wünschte, was dem gegenwärtigen Bedürfnisse der Länder und der jetzigen Gesittungsstufe der Deutschen angemessen war: Stellvertretung mit gleichen Rechten der Staatsbürger. Dafür redete auch die große Zahl der angesehensten Schriftsteller; am feurigsten aber die deutsche Jugend, welche vom Siegeskampf gegen Napoleon zurückgekehrt war. Allen schien undenkbar, daß Deutsche, nachdem sie den überwundenen Feinden, mit dem alten königlichen Thron, zugleich eine freiere Verfassung hatten erringen helfen, nur für sich selbst auf den Genuß edlerer Staatsordnungen verzichten sollten. Der Gedanke empörte den in kriegerischen Triumphen wieder rege gewordenen

Stolz. Deutschthum stand in der Brust von Millionen noch immer dem Franzosenthume entgegen. Freies Deutschthum ward die Losung der Jünglinge auf den Hochschulen. Gleich den Vorfahren im Mittelalter ließen sie sich ihren Bart wachsen, und legten sie Tracht jener Zeit an, in welcher sich ihnen die schöne Eigenthümlichkeit grunddeutschen Wesens am herrlichsten verkündet zu haben schien. Mit Stolz trug der im Befreiungskriege aufgebotene Landwehrmann seinen Waffenrock. Die Jugend trat auf Turnplätzen zusammen, hier für neue Tage deutscher Noth und deutschen Ruhms die Glieder stark und gewandt im Streit zu machen. Die Menge gab Beifall.

Diese lauter ins öffentliche Leben hinaustretenden Aeußerungen dessen, was sich in Herzen regte, dazu die kühne Sprache der Menschen im geselligen Umgange, wie der Schriftsteller in ihren Werken, erregte bald Besorgniß bei den höhern Ständen. Denn solch ein Ton war zu keiner Zeit in Deutschland erhört worden. Was man wohl anfangs, in Tagen kriegerischer Verwirrung, nachsichtig gestattet hatte, oder was man nicht hatte verhindern können, als die Nation das Napoleonische Joch brach, und Alles dem einzigen Ziele Aller entgegenstürmte: das schien den Höfen, nach hergestelltem Frieden, unziemlich, oder Ordnung und Ruhe gefährend. Die Freude über wieder errungene Unabhängigkeit vom Auslande schien ihnen in ein trotziges Fordern größerer Unabhängigkeit im Innern auszuarten, und, würde nicht zeitig gewehrt, bürgerliche Unruhen vorzubereiten. Am meisten fürchtete der Adel Gefahr für seine alterthümlichen Rechtsame. Er drängte sich deshalb enger zusammen, in fester Verkettung dem allfälligen Sturme zu stehen; er drängte sich enger zu den Thronen. Auch er hatte Fürsprecher seiner Sache. Diese bewirkten jedoch mehr nur Aufrechthaltung seines eigenen Muthes, als Veränderung in der allgemeinen Stimmung der untern Stände, das heißt, der Volksmasse.

Die aus solchen widerstrebenden Umständen entstandenen Reibungen trübten fast jede Heiterkeit des Urtheils, und weckten auf allen Seiten leidenschaftliche Gesinnungen und Vorwürfe. Schriftstellerische Fehden über staatsthümliche Verhältnisse wurden zahllos und nicht immer mit derjenigen Besonnenheit und Würde geführt, welche öffentlichen Handlungen und Worten geziemend ist. Während die, welche des Volks oder Bürgerthums Ansprüche verfochten, die Ansprüche des Adels mit Spott und Ernst, als zeitfremde Anmaßungen und staatsverderberische Vorurtheile, bestritten: wurden sie selbst hinwieder als ehrgeizige Staatsumwälzer, Volksverführer und Verpflanzer der Jakobinerschaft auf deutschen Boden dargestellt, sogar ruchloser Anschläge gegen die Throne, und geheimer, gefährlicher Verbindungen verdächtigt. Ja, ein preußischer Staatsdiener behauptete in offener Schrift, die er mehrern Fürsten übersandte (1815), daß jener einst zum Sturz Napoleons gebildete, sittlich-wissenschaftliche Verein oder Tugendbund, noch immer, obgleich durch das Gesetz schon gehoben, im Geheimen fortdaure, wenn nicht in alter Gestalt und mit erstem Zweck, doch in andern Verbindungen und mit neuen staatsthümlichen Zielen; daß aus solchen furchtbaren Verbindungen das wilde Predigen des Deutschthums, das Schmähen vaterländischer Regierungen, das Verwirren der Volksbegriffe über Recht und Pflicht herstammten; daß wahrlich, wenigstens im preußischen Volke, keine Begeisterung für Thron und Vaterlands-Unabhängigkeit zum Aufstand gegen Napoleons Gewaltherrschaft gerufen habe; sondern ein ruhiger, und um so rühmlicherer, Gehorsam gegen den königlichen Befehl bewirkt habe, daß Jeder mit nüchternem Sinn für Bürgerpflicht die Waffen genommen, und seine Opfer gebracht.

Die Achtung, welche dieser Mann erworben hatte, verlieh seinen Worten Gewicht. Während aber die Monarchen von Preußen und Würtemberg ihn belohnend mit Orden schmückten, indem sie

die Güte seiner Absicht, wie seinen Muth anerkannten, erschien er in den Augen der Gegner als Verleumder schuldloser Menschen, ja des preußischen Volks selbst, und als Stifter eines unseligen Argwohns des Landesherrn gegen Unterthanen. Eine lange Reihe der Schwergekränkten trat wider ihn in Flugschriften auf, sowohl zu eigener Rechtfertigung, als zur Rettung der Wahrheit überhaupt. Und mit großer Erbitterung ward die Fehde geführt, daß der König von Preußen endlich Schweigen befehlen mußte. Der König selbst zwar, so lautete es in der Verordnung (6. Jänner 1816), habe in den Tagen allgemeiner Unterdrückung die geheime Gesellschaft des sittlich-wissenschaftlichen Vereins genehmigt gehabt; nun aber, da das Vaterland gerettet worden, sollten alle Staatsbürger einen Zweck nur haben; — geheime Gesellschaften seien verboten fortan; — und bei Geld- und Leibesstrafe solle nichts mehr darüber gedruckt werden, weil der Streit unziemlich geworden und beunruhigend.

---

42. Entgegengesetzte Ansichten über des Adels bisherige Vorzüge.

Allerdings waren es die obern Stände, besonders die zahlreichen Geschlechter des niedern Adels in Deutschland, welche sich bei den bevorstehenden innern Einrichtungen am meisten durch das allseitig wider sie erhobene Wort bedroht sahen.

Es hatten vor Jahren (1806) durch einen Napoleonischen Gewaltspruch weit über siebenzig altfürstliche, gräfliche und andere hohe Geschlechter Deutschlands, welche weiland, gleich den übrigen Ständen des Reichs, unmittelbar unter Kaiser und Reich gestanden waren, und mehr denn anderthalb Millionen Unterthanen beherrscht hatten, ihre landesherrlichen Rechte eingebüßt, und waren den-

jenigen der ehemaligen Mitstände unterworfen worden, in deren vergrößerten Landen ihr Gebiet gelegen war. Nun hatten seitdem römisches Reich und Kaiser aufgehört zu sein. Unter verwandelten Verhältnissen war volles Wiederherstellen des Vergangenen unmöglich geworden. Darum hatten die Stifter des deutschen Bundes billig ihnen, denen keine selbstherrliche Hoheit zurückerstattet werden konnte, wenigstens noch die gewohnten Ehren, Vorzüge und Besitzthümer unverletzt bewahrt, insofern diese mit den Landeshoheitsrechten der Souveräne vereinbar sein mochten, in deren Reichen sich ihr altererbtes Gut befand.

Aber dunkel blieb noch, welche Rechte ihnen in den einzelnen Staaten selbst, zumal in Bezug auf Gesetzgebung und öffentliche Verwaltung, zu gewähren seien. Noch weit mehr war des *niedern Adels* Loos unklar, welcher längst schon am Bürgerstande seinen gefährlichen Nebenbuhler gefunden.

„Unsere Vorzüge oder erblichen Rechtsame sind, so sprach er, *Rechte*, und darum in der bürgerlichen Gesellschaft unantastbare *Heiligthümer*, wie die Rechte *jedes Andern*. Sie uns rauben, heißt: den Adel selbst ausrotten durch Gewalt und Ungerechtigkeit, und einen der ehrwürdigsten, verdienstvollsten Stände in seinem Gut und Eigenthum verderben. Viele der Unsern hatten bis jetzt nicht nur Hof- und Ehrenvorzüge, ausschließliche Ansprüche auf Orden, Pfründen und höhere Aemter beim Heere und im Staate, sondern auch hie und da privilegirten Gerichtsstand, Patrimonialgerichtsbarkeit, Steuerfreiheit, Jagd- und Frohnrechte, auch leibeigene Angehörige. Hier ist wirkliches, wohlererbtes *Besitzthum*! Wer da anräth, uns aus demselben zu verstoßen, kann mit gleichem Fug vorschlagen, den Bürgersmann aus seinem eigenen Hause zu verdrängen. — Neue Staatsverfassungen, sollen sie nicht mit umwälzerischer Schuld, sondern *rechtlich* gegründet werden, müssen mithin auch die Rechte *unsers* Standes ehren.

Und nicht Pflicht ist dies allein gegen uns, sondern gegen den Staat, damit die unerhörten Anmaßungen des Bürgerstandes zu allen Zeiten einen bleibenden Damm finden, woran die Wogen zerschellen. Ist aber der niedere Adel einmal gebrochen, dann wird auch der höhere in die Tiefe niedergezogen werden. Daher ist's Zeit, daß man, sollen Monarchien bestehen, den Standesunterschied des Adels und den Begriff von Familienrang gelten lasse."

„Allerdings muß in republikanischen Verfassungen," so sprachen die Schutzredner des Adels ferner, „Gleichheit aller Familien im Volk stattfinden, und kein anderer Rang, als welchen das Amt ertheilt. Denn in jenen Staaten ist das Volk der Souverän, und keiner des Volks kann, als Glied des Souveräns, einem andern Gliede erbliche, höhere Vorzüge einräumen, ohne sein eigenes Staatsbürgerrecht unbesonnen zu schmälern. Wir aber sind Genossen monarchischer Staaten, in denen die Souveränetät von Geburtswegen Eigenthum einer einzigen erlauchten Familie ist. Schon damit wird der Begriff von Geburtsrechten hier verfassungsmäßig und vom Begriff der Monarchie untrennbar. Denn es beruht, obschon in untergeordneten Abstufungen, der Stand der Adelsgeschlechter auf gleichen Gründen, wie der Stand des landesherrlichen Geschlechts selbst. Könnet ihr beweisen, daß Vorzüge der Geburt ungültig seien: so könnet ihr's, wie vom Adel, auch vom Fürstenstamm sagen. Könnet ihr rechtfertigen, daß der Adel von Geburtswegen keinen Vorzug behaupte, zurücktrete in den großen Haufen des Volks, und jedem Platz mache, der sich durch Glück, Umstände und Geistesgaben an seine Stelle erhebt: so werdet ihr mit denselben Beweisen auch darthun, daß der Thron nicht nach dem Recht der Geburt, sondern nach dem des persönlichen Verdienstes vergeben werden müsse. Darum untergraben alle diejenigen, welche wider des Adelthums angestammte

Vorzüge eifern, die Grundsäulen der Monarchie, weil sie die Achtung für alle durch Geburt erworbenen Vorrechte vernichten."

„Keineswegs," fuhren die Vertheidiger des Erbadels fort, „keineswegs liegt in unserm Sinn, irgend einem Verdienste seine Kronen zu rauben. Wir selbst, unsere Söhne werben um dieselben. Keineswegs liegt in unserm Sinn, den Fürsten das Recht abzusprechen, hochverdiente Bürger in den Rang der Adelsgeschlechter zu heben; unsere Altvordern traten mehr oder minder auf ähnlichem Wege in den Besitz der uns hinterlassenen Vorzüge. Aber Verdienst und Adel stehen einander weder feindlich gegenüber, noch sollen beide Begriffe, wie gleichbedeutende, verwechselt werden, so wenig, als Tugend und Reichthum. Oder wollet ihr Gleichheit der Güter einführen, und den Reichen ihr ererbtes Vermögen nehmen, weil nicht alle Reichen zugleich die Tugendhaftesten sind? — Uebrigens, welche Verfassungen ihr auch wollet, immer werdet ihr in der Monarchie eine Stufenfolge des Ranges behalten müssen, nicht nur die des amtlichen Ranges, sondern auch des erblichen von Geburtswegen. Denn gleichwie die fürstliche Hoheit kein Amt, sondern ein Geburtsrecht ist, so ist auch der Adel kein Amt, sondern ein dem fürstlichen verwandtes Geburtsrecht. Diese durch Vererbung in den Geschlechtern bleibenden Abstufungen sind dem Wesen der Monarchie eigenthümlich, und dienen zur Befestigung der monarchischen Verfassung. Die höhern und tiefern Amtsstufen sind wandelbare Erscheinungen, und können nach Bedürfniß vermindert oder vermehrt werden. Wenn daher zu allen Zeiten Monarchen den Geburtsadel unterstützten, oder, wo er nicht war, ihn schufen, wie selbst Napoleon, als er eine Republik in ein Kaiserthum verwandelte; — oder, wenn der Adel sich die stärkste Säule der Monarchie, ihren festesten Damm gegen demokratisches Wogen nennet, so wundert euch nicht; Beides ergab sich nothwendig aus der Natur der Sache

selbst, und das dunkle Gefühl des Nothwendigen leitete sicherer, als die Schulweisheit theoretischer Staatskünstler."

Diesen Behauptungen widersprachen die Gegner und sagten: „Es ist bei uns nicht Rede, das Grundwesen monarchischer Verfassungen zu zerstören, sondern zu stärken. Das Grundwesen derselben ist: daß Einer Herr sei. Nicht aber ist das Erbrecht der herrschenden Familie auf ihren Thron durch die Natur der Monarchie selbst so sehr, als durch angestammten Landesbesitz und durch die gesicherte Ruhe und Glückseligkeit der Völker nothwendig. Denn es gab Monarchien ohne erbrechtliche Thronfolge. Aber man erschrak vor den Verwirrungen und Uebeln der Wahlreiche. So ist denn also das Geburtsrecht des fürstlichen Geschlechts nicht durch das Herkommen allein, sondern auch durch das Bedürfniß fester Ruhe bei Thronerledigungen unantastbare Nothwendigkeit. Daher irren diejenigen, welche ihre ererbten Vorrechte auf gleiche Linie mit denen des fürstlichen Stammes erheben. Ohne Erblichkeit des Throns ist keine Festigkeit des Throns und der Staatsruhe. Aber daß Monarchien auch ohne erbliche Vorzüge einzelner Unterthanen festbestehen, ja, an innerer Kraft gewinnen können, dafür zeugen heutiges Tages Erfahrung und gesunder Menschenverstand.

„Es ist unbillig, dem Adel seine Titel und Namen, sein Besitzthum an Gütern und Rechten darauf streitig zu machen. Dies sind einfache Rechte, wie sie jedes Mitglied eines Staates besitzt, keine Vorrechte. Aber jene Vorrechte, durch welche, wie durch das Leibeigenschaftsrecht, ein Theil der Landesbewohner um alle Fähigkeit gebracht wird, gleich andern Menschen menschlicher zu werden, gleich andern Landesgenossen sich, zum größern Vortheil des Staats, geistigen und häuslichen Wohlstand zu bauen; — jene Vorrechte, durch welche der Fürst in seinem Majestätsrecht beschränkt, und der Staat seiner trefflichsten Mittel

beraubt wird, wenn, bei Besetzung der ersten Aemter im Heer und Lande, der Titel der Familie mehr, als der Titel der vorzüglichern Eigenschaften gelten soll: jene Vorrechte sind es, welche von jeder guten Staatsordnung verworfen werden müssen, weil sie Beleidigungen der Menschheit, Lähmungen der eigenthümlichen Staatskraft, Eingriffe in die Befugnisse der Monarchie sind.

„Freilich auch diese Vorrechte sind Rechte gewesen, aber ihrem Wesen nach veränderliche Rechte, weil sie nur aus dem Bedürfniß eines gewissen Zeitalters entsprangen. Das Bedürfniß des Zeitalters ist nun anders, und was ehemals für Einzelne Recht war, ist jetzt zum Unrecht für Alle geworden. Oder wollet ihr, ohne Rücksicht auf Verwandlungen des Zeitbedürfnisses, alle ehemaligen Stiftungen noch für unsere Tage als rechtsgültig erklären: so stellet Karls des Großen, oder auch nur Karls des Fünften Jahrhundert, wie es gewesen, wieder her, so ihr das vermöget.

„Jenem hohen, einst unmittelbaren Reichsadel, jener ehemaligen Reichsritterschaft ist der niedere Adel nicht zu vergleichen. Jener, im Eigenthumsrecht einer wahrhaften Landesherrschaft, steht eben dadurch dem Throne, welchem er untergeordnet wurde, durch seine Natur näher. Der niedere, immer mittelbar gewesene Adel aber, auf einen alten Stammbaum oder jüngern Adelsbrief gestützt, dankte seine frühern Vorzüge weniger den vorgezeigten Pergamentblättern, als seinem größern Reichthum, und einer daher erworbenen freiern Geistes- und Sittenbildung. In beiden kommen ihm heut Tausende des Bürgerstandes gleich oder zuvor. Daher ist vergebens, durch Kunst einen Unterschied zu erzwingen, welchen die Natur der Umstände schon abgethan hat. Ueble Haushaltung, Unglücksfälle und Selbstversäumung durch die Zuversicht, das, was durch Verdienst erworben werden sollte,

vermittelst Familienverbindungen zu erhalten, hat den Adel sinken gemacht.

„Landstände sollen sein, nicht um Rechte einzelner Volksklassen gegen den Thron zu verfechten, sondern den Landesherrn durch vielseitige Kenntniß, Erfahrung und Ansicht, in der Gesetzgebung zur Verbesserung des gemeinen Wohls zu unterstützen. Daher können Geburt und Vermögen am wenigsten ein Recht auf Sitz und Stimme in Ständeversammlungen geben, wenn der Fürst nicht das Wesentliche über das Zufällige verlieren soll. Die Ehre des Vorgezogenwerdens folgt in der ganzen Welt dem Verdienst von selbst. Wenn aber, während Verdienst und Tugend des Vaters kein Erbgut sind, Ehre und Vorzug denen erblich zum Lohn gegeben werden, die das Verdienst nie hatten: verspottet der Gesetzgeber den gesunden Menschenverstand an seiner eigenen Person. Die höhern Aemter im Staat und Heer verlangen überlegenere Einsicht und Kraft. Wird der Fürst verfassungsmäßig gezwungen, sie nicht, frei aus Allen wählend, dieser Geistesüberlegenheit, sondern einer bestimmten Anzahl Familien als ausschließliches Recht derselben, zu ertheilen: so geht die Monarchie in Aristokratie unter, und nicht die Weisheit des Fürsten, sondern das Spiel des Zufalls entscheidet Wohl und Weh seines Reichs. Steuerfreiheit oder mäßigere Besteurung der adelichen Güter ist nicht allein Ungerechtigkeit gegen die übrigen Unterthanen, welche dem Throne doch nicht geringere Dienste leisten, als der Adel, sondern sie ist Schwächung der Staatskraft und wirkliche Beeinträchtigung des öffentlichen Schatzes."

Mit diesen und ähnlichen Gründen bestritten sich die Verfechter und Gegner der Adelsvorrechte in Deutschland. Preußens Rheinländer zogen nicht vergebens Napoleons Gesetzbuch dem preußischen Landrecht vor, in welchem letztern der Adel noch als erster Stand des Staats erscheint. Die Gesetzgebung war, wie andere Wissen-

schaft, in neuern Zeiten fortgeschritten, und die Nationen hätten die Wohlthat dieser Fortschritte empfunden.

13. Das Benehmen der Höfe im Streit über des Adels Werth.

Während dieser Gedankenkrieg mit großem Aufwand von Scharfsinn und Witz und mit allen Kunstgriffen der Beredsamkeit geführt ward, nicht, als hätte das Landesoberhaupt, sondern unmittelbar das Volk den schweren Rechtsstreit zu entscheiden, war die ruhige Haltung der Fürsten dabei beachtungswerth. Mit weiser Mäßigung, und mehr durch That, als Wort; — nicht plötzlich, sondern wie der Tag die Gelegenheit darbot, entschieden sie den alten Hader. In der That konnte bei demselben Keiner im Lande, nicht Bürgerlicher, nicht Adelicher, so unparteiisch sein, als der Fürst selbst, weil er über beide und den Gegenstand der Streitsache erhaben stand.

Unmäßige Forderungen der Parteien verachtend, weil damit gegenseitig das Gute jedes Theils vernichtet worden wäre, bewiesen mehrere Fürsten Deutschlands, daß ihnen nicht gelegen sei, weder den einen, noch den andern Stand als Stiefsohn des Staats zu behandeln. Nicht sowohl durch gesetzliche Bestimmungen, als durch bisherige Gewohnheiten, behielt der Adel an den Höfen sein früher genossenes Ansehen. Hin und wieder, wo er früher den Besitz gehabt, wurden ihm Patrimonialgerichtsbarkeit und besonderer Gerichtsstand gelassen, oder Majorate zu stiften gestattet. Denn nicht Alles wollte und konnte man, ohne Härte, jenen Familien entreißen, die einst erhaben über den Bürgern, jetzt mit diesen, der That nach, schon auf gleicher Linie standen. Das Geschehende schien gleichsam nur von der Natur der Verhältnisse geboten. Und wenn Manches, was noch den Adelsgeschlechtern

verblieb, vor der Strenge staatsrechtlicher oder staatswirthschaftlicher Grundsätze nicht ganz gerechtfertigt werden konnte, suchte es in der Macht vorhandener Umstände Entschuldigung. Denn unter und mit diesen edeln Geschlechtern waren die Fürsten erwachsen; sie kannten deren Namen und Verhältnisse besser, als jener Würdigen des Bürgerstandes, und an die wohlbekannten Namen knüpften sich manche Erinnerungen von der Freundschaft ihrer eigenen Altvordern mit den Vätern jener Geschlechter. Doch weit entfernt, eines, wenn auch angenehmen Vorurtheils wegen, die Gefühle ihres Herzens zu beschränken, zogen sie auch die Söhne des Bürgerstandes an ihren Hof, in ihren Umgang und in die wichtigsten Geschäfte des Staats. Sie erhoben diese in den Stand der Edeln, Freiherren und Grafen, nicht um sich selbst über deren Herkunft zu täuschen (vielmehr beurkundeten sie damit, daß bloße Abstammung keinen vollgültigen Titel auf ihre Freundschaft gebe), sondern um sie an Würde den übrigen Genossen ihres Umgangs gleich zu stellen, und den bisher an europäischen Höfen gegoltenen Begriffen von persönlichem Rang, zumal bei diplomatischem Verkehr, Genüge zu thun. Denn wie in allen, auch den untersten Ständen, gewisse Formen des Anständigen im Umgang oder Geschäftswesen berücksichtigt werden, so dürfen sie auch von Höfen gegen Höfe nicht wohl vernachlässigt sein.

Inzwischen auf diese Weise dem Verdienstvollen aus bürgerlichem Stande — in mehrern deutschen Staaten gesetzlich sogar — das Recht und der Weg zu allen und den höchsten Staatsämtern geöffnet ward, der vormals fast ausschließlich nur dem Adel zustand: wurden den Edelleuten jene kleinen Vorzüge gewährt, welche, ohne empfindlichen Nachtheil für das öffentliche Wohl, eben so sehr dienten, die bisherigen Glieder des Adelstandes anzuspornen, ihrer Verhältnisse jederzeit würdig zu handeln, als hinwieder die Söhne des Bürgerstandes zu reizen, durch aus-

gezeichnetes Verdienst um Thron und Staat in jene Verhältnisse einzutreten. Montesquieu hatte tief aus Erfahrung und Leben der Monarchien den Grundsatz gehoben, daß in Monarchien es die Ehre sei, welche, wie in Republiken die strenge Bürgertugend, der allgemeine Hebel des öffentlichen Wesens bleibe.

Die alten, dem Staate eben so nachtheiligen, als das Menschengeschlecht entweihenden Befugnisse der Adelschaft verschwanden dabei hin und wieder von selbst. Die Fürsten kannten ihren und des Landes Vortheil zu wohl, als daß sie Personen oder Güter des Adels vom Mittragen der öffentlichen Lasten hätten entbinden, und diese auf die Schulter der untern Volksstände allein wälzen sollen. Denn diese ist die alleseernährende Klasse; sie darf am wenigsten entkräftet werden. Sie ist der Fuß des Staatskörpers, ohne welchen er nicht stehen, geschweige kraftvoll einherschreiten kann. Und man weiß, als der Adel von Neupommern nicht Bedenken trug, die Wiederherstellung der Leibeigenschaft in jenen deutschen Gegenden zu begehren, wo sie Gustav Adolph IV., König von Schweden, einst aufgehoben hatte, wie ernst und entschlossen König Friedrich Wilhelm III. von Preußen solches Verlangen (Juni 1816) zurückwies.

Dagegen hatte aber der Wiener Kongreß auf schonende Weise den künftigen Rechtszustand der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände festgestellt. Diese, durch die Gewalt des Eroberers von Deutschland ihrer Landesherrlichkeit verlustig, hatten damit nicht ihren Landesbesitz, nicht ihre angestammten Ehren verloren. Und diese wurden ihnen mit Gerechtigkeitsliebe aufrecht erhalten. Weniger konnten die Monarchen kaum thun, ohne Mitschuldige an Napoleons Gewaltverfügungen zu werden; mehr konnten sie kaum leisten, ohne, mit Zerreißung aller seitdem entsprungenen Veränderungen, Deutschland in neue Verwirrungen zu stürzen. Was geschehen ist und geschieht, gerechten Sinnes zu würdigen, muß der Wille des Menschen,

nicht nur unter dem höchsten Gebot seiner sittlichen Natur, sondern auch unter dem Gebot des Schicksals und der Zeit beachtet werden.

---

14. Wachsende Gährung der Gemüther. — Klagen des deutschen Gewerb- und Handelsstandes. — Theurung. — Religiöse Schwärmerei. — Kirchliche Besorgnisse.

Es ist kaum zu bezweifeln, die Mehrheit des gesammten Deutschlands würde Beifall gejauchzt haben, wenn den Fürsten gefallen hätte, diejenigen billigen Grundsätze feierlich zu proklamiren, durch welche ihrer viele bisher geleitet gewesen waren, und die sie zum Theil in einzelnen Verfügungen offenbart hatten. Aber ihre einzelnen Thaten, oft diejenigen, welche am entscheidendsten für ihren unbefangenen Sinn oder für die Gleichmäßigkeit ihrer Liebe für alle Stände und deren staatsbürgerliche Rechte sprachen, wurden nicht allgemein bekannt. Daher blieb Unruhe in den Meisten zurück und Furcht aller Parteien vor den vielleicht siegenden Anmaßungen ihrer Gegner.

Zu dieser Furcht standen viele andere Besorgnisse der Menge, aufgeregt durch wohl- oder übelgedeutete Erscheinungen des Tages, oder durch Fortdauer eigener Noth. Noch war in allen Deutschen die Nachwirkung jenes Schreckens mächtig, welchen Frankreichs Verheerungen verbreitet hatten; und immer noch sah man für jede Zukunft keinen stärkern Widerstand angeordnet und keine engere kriegerische Vereinigung Aller gegen das Ausland gerüstet. Obwohl die Gefahr auch offenbar noch nicht von irgend einer Seite drohend war, quälte man sich dennoch mit der Möglichkeit ihrer unvermutheten Wiedererscheinung. Table Niemand den Unglücklichen, welcher durch ein Erdbeben seine Aecker, seine Hütte, seine Blutsfreunde verschlungen sah, wenn er bei jedem fremdartigen

Geräusch, als vor Rückkehr einer Begebenheit schaudert, die man in Jahrhunderten kaum einmal zu erleben pflegt. Zuviel hatten die Unterthanen getragen und geduldet, als daß ihnen die Verbindung der Fürsten, solchen Uebeln künftig groß abzuwehren, nicht hätte von allen wichtigen Angelegenheiten die wichtigste scheinen sollen. — Von der andern Seite schmerzte es diejenigen, welche zur Vertheidigung des Thrones und des gemeinsamen Vaterlandes, in schweren Zeiten der Entscheidung, die Waffen genommen hatten, wenn sie nun zuweilen ihre wirklichen Verdienste, oder ihren guten Willen, allzuwenig anerkannt sahen, wohl gar auch Spott leiden, oder hören mußten, sie hätten zur Rettung des Ganzen eigentlich nichts beigetragen; oder wenn ihnen, wie in Kurhessen, aus unenthüllten Ursachen, sogar verboten ward (Jänner 1816), das Ehrenkleid des Landwehrmannes öffentlich zu tragen, in dem sie einst bereit gestanden waren, für ihren Landesfürsten Leib und Leben zu wagen. Solches schlug die stolze Freudigkeit vieler Tausende nieder, die — hätte sich in solchen Augenblicken neue Gefahr von außen her angekündigt — vielleicht schwerlich zu ehevoriger Begeisterung erweckt worden wären.

Vom wiederhergestellten Weltfrieden hatte der deutsche Landmann, Handwerker und Gewerbsstand fröhliche Wiederkunft verkehrvoller Zeiten, reges Aufblühen des zertretenen Wohlstandes und Nachlaß der drückenden Steuern erwartet. Er fand seine Hoffnungen von Jahr zu Jahr fast aller Orten getäuscht. Die Auflagen wurden in den wenigsten Gegenden vermindert, und konnten es nicht, weil die öffentlichen Bedürfnisse nicht vermindert, und weil, gleich den Privatpersonen, auch die Staaten mit schweren Schulden aus der bösen Zeit hervorgetreten waren. Aber der einzelne Hausvater, unvertraut mit dem, was den Staat drückte, fühlte nur seine eigene Beschwerde; und die Abgaben schienen ihm

härter, weil er überall nicht mehr die vorige Kraft besaß, sie zu erschwingen.

Denn auch die Gewerbe stockten fort und fort, und konnten die alte Höhe nicht wieder erreichen, weil England indessen Meister des Welthandels geworden war, die Marktplätze bestellte und die Preise der Waaren vorschrieb. England hatte während der Versperrung des Festlandes gelernt, sich des größten Theils der europäischen Waaren, Europa aber nicht, sich der fremden Bedürfnisse zu entschlagen. Frankreichs Heere waren mit Waffen zu besiegen gewesen, aber Großbritanniens Uebergewalt, auf den Säulen ost- und westindischen Handels beruhend, stand dem Muthe europäischer Krieger unantastbar. Nun alle Länder unsers Welttheils mehr oder weniger dem britischen Kunstfleiß zinsbar geworden, ließ sich ohne Mühe das fortwährende Minderwerden des baaren Geldes auf dem europäischen Festlande voraus berechnen. Nur Belebung des eigenen innern Gewerb- und Kunstfleißes und Waarenverkehrs konnte allein noch dem fortschreitenden Verfall des allgemeinen Wohlstandes wehren.

Europa dem britischen Handel zu versperren, war unmöglich; das hatten die unausführbaren riesenhaften Entwürfe Napoleons offenbart. Der alte Reichthum unsers Welttheils nimmt ab und kehrt nicht wieder, sprachen die Gewerbleute: bis einst der britische Koloß zerfallen, Meer und Handel frei geworden, und jeder europäische Seehafen unmittelbaren Verkehr mit den Küstenländern Asiens und Amerika's treiben wird. Die Versuche einzelner Staaten, inländische Gewerbe durch Verbote oder Erschwerungen der Einfuhr ausländischer Waaren zu befördern, droht das Uebel, dem man entgegenarbeitet, zu vergrößern. Denn was Einigen zu statten kommt, schadet der Mehrheit. Zölle, Mauthen und Verbote in einem Lande erzwingen Aufstellung derselben im andern, und lähmen gegenseitigen Umsatz der Kunst- oder Naturerzeugnisse.

Ohne eigenes Verderben können sich kleine oder mittelmäßig große Staaten nicht isoliren.

Das fühlten auch Deutschlands Fürsten. Daher hatten sie in ihrem Bundesvertrag, als einen der wichtigsten und dringendsten Gegenstände, Handel und Verkehr im Innern Deutschlands, den Berathungen der Bundesversammlung vorgezeichnet. Aber Schwierigkeiten, in der verschiedenen Natur der verschiedenen Staaten gegründet, hinderten das Erscheinen von Verbesserungen, so schnell als der bedrängte Gewerbs- und Handelsstand mit Sehnsucht sie verlangte. Deswegen traten einzelne, traten mehrere Gewerbs- und Kaufherren berathend zusammen, aus einzelnen Orten, aus mehrern Staaten, auf den Messen und Märkten: wie der furchtbaren Zerstörung des deutschen Handels abzuhelfen sei? Allen schien das einfachste Mittel: Vereinigung der deutschen Fürsten, um gesammte Zölle und Mauthen im Innern Deutschlands zwischen Bundesstaaten und Bundesstaaten aufzuheben, und rings um Germanien gegen die Fremde zu verlegen. So werde, sprachen sie, der Verkehr des Innern entfesselt; das Ausland hingegen gezwungen, entweder billige Handelsverträge einzugehen, oder mit Waaren entfernt zu bleiben, welche Deutschland selber liefern könnte; die inländischen Gewerbschaften würden sich, bei vergrößertem Absatz, den keine fremde Einfuhr nebenbuhlerisch zu Grunde richtete, schneller vervollkommnen, emporheben, und mit der Dauer erstärken; unermeßliche Summen, jetzt der Fremde entrichtet, würden im Vaterlande zurückbleiben; wohlthuend würde das Blühen des Handels auf den Preis aller Kunst- und Naturerzeugnisse Deutschlands, mithin auch auf den wachsenden Werth der Grundstücke zurückwirken, während die Fürsten, was sie an Binnenzöllen, Stapelrechten u. s. w. für den Staatsschatz verlören, von den allgemeinen bundesgenössischen Grenzzöllen wieder gewönnen.

Wie hell nun auch die Ausführbarkeit dieses großen Werks durch die Einfalt der dazu empfohlenen Mittel einleuchtete, so unerwartet mächtige Hindernisse wälzte die Wirklichkeit entgegen. — Nicht heut erst, längst schon hatte man den Nachtheil der zahllosen Land- und Wasserzölle im Innern Deutschlands für den Handel empfunden. Es ließ sich nachweisen, daß die Waaren entfernter Indien, oder der Briten, Niederländer und Franzosen oft weniger mit Abgaben beschwert waren, als die eigenen Naturerzeugnisse deutschen Bodens, von einem bundesverwandten Lande zum andern geführt. Mehr denn einmal war daran erinnert worden; und dennoch hatten sich noch nie auch nur zwei Staaten von einiger Bedeutung vereinigen können, die Hemmungen des Waarenverkehrs in ihrem Länderumfang zu beseitigen, und dafür einen gemeinschaftlichen Grenzzoll aufzustellen. Die Ursache davon lag schwerlich in der Gleichgültigkeit der Fürsten gegen den sinkenden Wohlstand ihrer Unterthanen, auch wohl nicht in der Unkunde ihrer ersten Staatsdiener mit dem, was Noth sei, sondern weit mehr in der Art und Zahl und Größe von Schwierigkeiten, welche die Männer vom Fach nicht zu überwinden wußten.

„Und diese Schwierigkeiten sind, sprachen Geschäftsmänner, jetzt noch nicht gewichen; vielmehr haben sie hin und wieder ihre Stärke verdoppelt. Wäre Deutschland ein einziger Staat, so würde er ein einziges Handelsinteresse haben können. Dies ist nicht der Fall. Es bestehen hier mehr, denn dreißig von einander unabhängige, souveräne Stände, mit eben so vielfältig verschiedenen Interessen. Oesterreich hat ganz andere Bedürfnisse zum Glanz seines Handels und Wohlstandes, als Preußen; Bayern andere, als Hessen. Nicht Willkür, sondern Lage und Natur des Landes und Eigenthümlichkeit der Bewohner zeichnet die Zahl der Bedürfnisse und ihre vortheilhafteste Befriedigung vor. Was dort wohlthun kann, bringt hier Verderben. Jeder

Fürst aber sorget zuerst für sein eigenes Land, und nicht, mit Vergessung desselben, für das Allgemeine. — Daher würde es nicht schwerer sein, Portugal, Spanien und Frankreich zu einem gemeinsamen Handelsstaat, mit einerlei Mauth- und Zolllinie umgürtet, mit voller Freiheit des Verkehrs in ihrem Innern zu machen, als eben so viele von den größern Staaten Deutschlands. — Gesetzt aber, die Landesherren wollten oder könnten die besondern Interessen ihrer Völkerschaften, zum Vortheil des Allgemeinen, vergessen: so würde die Umschaffung Deutschlands in ein einziges Handelsreich nicht nur die Auflösung aller besondern Verträge der einzelnen Mächte mit auswärtigen, rücksichtlich bisher stattgefundener Handelsverhältnisse, und die Schließung neuer Uebereinkünfte zur Folge haben oder voraussetzen müssen, sondern auch in mehrern deutschen Ländern eine große, wo nicht gänzliche Verwandlung des gesammten Staatshaushaltes unvermeidlich eintreten. Denn der Ertrag der Mauthen und Zölle, welcher bis dahin vieler Orten eine achtbare Summe der öffentlichen Einkünfte bildete, würde durch eine andere Abgabenart ersetzt werden müssen, weil noch ungewiß, ja unwahrscheinlich wäre, daß dasjenige für die verlorenen Binnenzölle Ersatz leisten würde, was die um Deutschland gezogene Mauth- und Zollkette in die Kasse so vieler einzelnen Staaten abwürfe. Welche Abgaben aber wären, als genügende Stellvertreter, in Zeiten zu erfinden, in welchen durch Kriege so vieler Jahre und durch so langes Stocken der Gewerbe die Mehrheit der Unterthanen nur zu sehr erschöpft liegt?"

Wenn schon solche und ähnliche Betrachtungen den Muth des deutschen Handels- und Gewerbsstandes niederschlugen, gab man doch nicht die Hoffnung des möglichen Bessern auf. Hunderte, Tausende aus den entgegengesetztesten Gegenden Deutschlands, Fabrikanten, Manufakturisten, Kaufleute aller Art vereinigten sich

durch Unterschriften, die Hilfe der Bundesversammlung anzuflehen. „Denn, wie ungeheuer auch alle Hindernisse scheinen mögen, welche der Wiederaufrichtung deutschen Gewerb- und Kunstfleißes entgegenwirken wollen, weit ungeheurer noch werde, wenn man nicht rette, die öffentliche Noth werden. Es gibt für das öffentliche Heil kein Hinderniß, daß es nicht, sprachen sie, durch kluge Entschlossenheit besiegt werden könnte. Diejenigen deutschen Staaten, welche heute zum Gemeinbesten ein Opfer verweigern, werden binnen wenigen Jahrzehnden ein viel größeres wirklich dargebracht haben, aber nicht zu ihrem Vortheil, sondern ihrem Verderben. Denn die Millionen Goldes und Silbers, welche alljährlich von Deutschland in fremde Weltgegenden ausströmen, kehren nie wieder. Von Jahr zu Jahr muß ein allgemeines Verarmen empfindlicher werden, und von den untern Ständen des Volks gegen die obern zurückwirken. Mit der Abnahme des Landesreichthums müssen die Grundstücke im Preise sinken, die Einkünfte des Staats abnehmen, die Menschen auswandern, andere Vaterlande zu suchen, weil sie in den ersten Heimaten nicht genug gewinnen können, um sich, ihren Familien und dem Staate zugleich zu genügen."

Wirklich sah man, auch nach hergestellter Befreiung Deutschlands und wiedergekehrter Ruhe, von Jahr zu Jahr erneuerte Züge der Unglücklichen, welche nicht Uebervölkerung so sehr, sondern theils Unzufriedenheit mit dem öffentlichen Zustand der Dinge, theils Begierde, in andern Welttheilen ein glänzenderes Glück zu finden, theils verführerische Gewalt des Beispiels, theils, und mehr noch, Unmöglichkeit, sich ferner mit Ehren zu erhalten, aus dem Vaterlande vertrieb. Sie gingen zu Tausenden nach den minderbevölkerten Landstrichen Rußlands; zu Tausenden über das Weltmeer in die amerikanische Freiheit. Aus keinen andern Reichen Europens so viele, als aus Deutschland, aus Frankreich, aus

England und der Schweiz. Aus Frankreich wegen Unvereinbarung ihrer Grundsätze mit denen, welche daselbst durch Wiederaufrichtung des Bourbonischen Throns gültig geworden waren; aus England wegen Mangel des Verdienstes neben den Arbeiten der Maschinen, die den Fleiß unzähliger Menschen überflüssig machten; aus der Schweiz wegen zunehmender Verarmung unter dem Stillstand vormals blühender Gewerbe.

Zu so mancherlei Ungemach gesellte jetzt die Natur noch ihre Schrecken. Die regnerische, kalte Witterung einiger hinter einander folgenden Jahre und der daraus entspringende Mißwachs der Feldfrüchte, bewirkte allgemeine Theurung der ersten Lebensbedürfnisse, in manchen Gegenden Hungersnoth. Weit mehr, als der Landmann, waren die Bewohner der Städte, als Kapitalisten, Handwerker und Tagelöhner, zu beklagen; jene blieben ohne Zins, diese, beim Mangel des Verdienstes, ohne Mittel zur Herbeischaffung der ersten Nothwendigkeiten. Zahllose Haushaltungen versanken in Schulden. Die Fürsten waren nicht reich genug, so vielem Uebel zu steuern. Sie verordneten, nur besorgt um die eigenen Unterthanen, Getreidesperren gegen die Unterthanen verbündeter Staaten, und so, alles sich nur auf sich selbst beschränkend, mußte das Elend vergrößert werden.

Jene Jahre der Theurung (1816 und 1817) hatten auf die Stimmung der deutschen Völkerschaften mächtigen Einfluß. Die Unzufriedenheit mehrte sich. Jede Abgabe ward beschwerlicher. Man zählte die Kornwucherer. Man suchte sie unter den Reichen und Großen. Man klagte über die Beamten. Man schrieb den Mangel des Unentbehrlichsten weniger der Ungunst der Witterungen, die man kannte, als den Maßnahmen der Regierungen zu, deren beschränkte Hilfsmittel und deren Verlegenheiten man nicht immer kannte. Das ist gemeinlich des großen Haufens Weise,

daß er, im Gefühl eines Schmerzes, seinen Zorn am liebsten gegen das ausläßt, was näher und erreichbarer steht.

Schlechte Nahrungsmittel, Bangigkeit um Gegenwart und Zukunft, verzehrten Muth und Zuversicht der Einen; tägliches Hören der Klagen erschütterte das Gemüth der Andern. Es verbreitete sich düsteres Wesen, welches, zumal in untern Volksklassen, gern religiösen Schwärmereien geneigt macht. Da zogen Propheten durchs Land und erschreckten mit Weissagungen den Aberglauben der Menge. Da vernahm man von Bußreden der umherwandelnden Priesterin Krudener; da von den neuen Offenbarungen Pöschels, von der blutdürstigen Frömmigkeit seiner Bekenner; da von Andachtsübungen des Häckerlingsschneiders Kloos in Sachsen, und Andern mehr.

Seltsam klang dies mystisch-religiöse Wesen der niedern Volksstände mit demjenigen zusammen, welches zugleich in gebildeten Ständen durch angenommenen Ton neuerer Dichter und Schriftsteller herrschend zu werden begonnen hatte. In der That auch waren die vergangenen schicksalsvollen Zeiten geeignet gewesen, das Gemüth von der Hinfälligkeit und Leidensfülle des Irdischen zur Liebe des Ewigen hinzuleiten. Also neigten sich Gebildetere und Ungebildetere mit einerlei Inbrunst, wenn gleich in verschiedenen Richtungen, himmlischen Dingen zu.

Die fromme Stimmung des protestantischen Deutschlands ward durch die dritte Jahrhundertfeier der Kirchenreformation (1817) noch mehr erhöht.

Während hier sich mehrerer Orten die lange geschiedenen Kirchen Zwingli's und Luthers mit heiliger Rührung versöhnten, drohten Spaltungen unter den katholischen Glaubensgenossen aufzugehen, indem man Papstthum und katholische Kirche, oder Glauben und römische Kurie strenger von einander zu scheiden versuchte. Die Wiederauferstehung der Jesuiten in

Italien; das Erscheinen der Inquisition in Spanien; die Zerreißung des alten deutschen Bisthums Konstanz und Nichtwiederbesetzung des erledigten Stuhles desselben; der neuerworbene unmittelbare Einfluß des römischen Hofes durch Nunziatur und Generalvikariat auf die katholische Schweiz; die unwürdige Behandlung Wessenbergs, eines hochgeachteten deutschen Prälaten, der seine Unschuld vergebens in Rom darzuthun strebte; das der römischen Unterhandlungskunst gelungene Konkordat mit Frankreich (1817), wodurch die lange behaupteten Freiheiten der gallikanischen Kirche erschüttert waren; ein noch größerer Sieg des heiligen Stuhls durch das Konkordat mit Neapel (Februar 1818); die Vortheile des römischen Hofes im Konkordat mit Bayern — alle diese und andere Erscheinungen verkündeten die verdoppelte Thätigkeit der päpstlichen Kurie. Dieser schien daran gelegen, den günstigen Augenblick von mancherlei Verwirrungen, Aengsten und Freuden der großen Höfe zu benutzen, um den Einfluß auf katholische Reiche wieder zu erobern, welcher im achtzehnten Jahrhundert durch staatskluge Monarchen verloren gegangen war. Solches machte viele einsichtsvolle katholische Männer, weltlichen und geistlichen Standes, bedenklich, die, obwohl in Kirche und Glauben eifrig, doch ihre Vaterlande und Fürsten zu sehr liebten, als sie von Neuem in Abhängigkeit von Priesterherrschaft fallen zu sehen. Sie erhoben sich daher entschlossen für deutscher Throne und Bischöfe Recht in kirchlichen Dingen. Es schwiegen die Gegner nicht. In vielen Flugschriften entbrannte darüber Fehde, noch allgemeiner in Gesprächen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wovon, was durch den Druck bekannt ward, nur, wie immer, als einzelnes öffentliches Zeugniß dessen gelten konnte, was einen ganzen Theil des Volkes bewegte.

Der Körper der Staaten, wie der Menschen, ist sein Inneres einmal von einer Krankheit ergriffen, kann nichts in sich aufneh-

men, was nicht schnell mit der Krankheit verwandt und eins würde. Die deutsche Nation war voll Sehnsucht nach einem festen, freien, ihrer würdigen, Zustande. Sie war es, nachdem sie lange unter schwankenden, knechtischen, unwürdigen Verhältnissen das Bitterste erduldet hatte, was eine Nation durch siegerischen Uebermuth erdulden konnte. Daher geschah, daß Alles, was sich ereignen, und den Theil nur, oder das Ganze Deutschlands, berühren mochte, immer in jene allgemein herrschende Stimmung aufgelöset, und wie ein Ereigniß für die Gesammtheit wurde.

Gleichwie jener religiöse, mystische Gemüthston der Menschen von verschiedenartiger Geistesbildung in solchem Grade mit politischen Angelegenheiten verwandt ward, daß Staatssachen, wie heilige Glaubenssachen, in frömmster Begeisterung abgehandelt wurden: eben so reizten die Einwirkungen der römischen Kurie hinwieder allgemeine Empfindlichkeit einander entgegenstehender politischer Parteien. Katholik oder Protestant, Beides ward hier einerlei; die Religion schied nicht mehr, sondern die Stellung des Vaterlandes allein beschäftigte die Gemüther. So begab sich, daß Katholiken und Protestanten mit gleicher Erbitterung das Eindringen römischen Einflusses in die deutsche Welt anfochten, und von der andern Seite dagegen nicht Katholiken allein, sondern auch Protestanten die Rechtsame des Papstes in alten Ehren mit Leidenschaft vertheidigten.

„Das ist“, sagten die Letztern, „das ist das Elend unsers Vaterlandes, daß der leichtsinnige Geist Frankreichs, der schon vor den Siegen der französischen Waffen unsere Höfe, unsere Gelehrten beherrschte, noch nicht vertrieben ist. Und darum können wir nicht genesen. Es muß das Alte, wie es die Väter gehabt, in seiner vollen Stärke wieder unter uns aufgerichtet werden, oder wir erleben blutige Revolutionen. Darum gebet dem Thron, dem Adel, und dem Priesterthume die Rechte zurück, die ihnen gebühren.

Geistliche und weltliche Hoheit, beide gleich nothwendig, werden ewig geschieden und doch sich gegenseitig unterstützend bleiben müssen. Als man einen dieser Grundpfeiler der sittlichen Welt niederriß, drohte der andere den Nachsturz; in Frankreich geschah er. Der katholische Gottesdienst bedarf, zur Erhaltung seiner Majestät, größern Aufwandes, als die Einfachheit des evangelischen; und Einheit ist die Grundlage der katholischen Kirche, ohne welche auch die Einheit des Glaubens zerfallen würde. Wollet ihr Beide, so müsset ihr auch die der Kirche entzogenen Güter und Rechte hergestellt, so müsset ihr auch den Bestand der Hierarchie, so müsset ihr auch das ehevorige Ansehen des heiligen Vaters unter den Gläubigen wollen. Dies Ansehen kann bei den Völkern nur durch den unmittelbaren Einfluß seiner Rechte in kirchlichen Angelegenheiten, durch Ernennungen, Weihen, Dispensen u. s. w., durch die Ehrfurcht der Monarchen selbst vor diesen Rechten, emporgehalten oder in Erinnerung gebracht werden. Lasset ihr dem Papste aber von seiner Würde und kirchlichen Gewalt nichts, als den Namen: so wird er, den die Völker nie sehen, nie hören, bald wie ein Fremdling im katholischen Europa vergessen stehen; so wird sein Wort und Warnen ohne Macht verschallen, und die Kirche und der Glaube, ohne höchsten Schutz, Verwandlungen von der Willkür des Zeitgeistes unverweigerlich annehmen müssen. Das ist's, vor dem mit Recht der katholische Christ zittert! Diese Verwandlungen — zu viel derselben haben wir schon erfahren — was haben sie der Glückseligkeit der Welt gefrommt? Nun die Andachtsstätten der Klöster vertilgt wurden: ist das Volk denn frömmer geworden, seit es nicht mehr den Anblick jener frommen Beter genoß, welche das Beispiel der Weltverläugnung und Gottgeweihtheit täglich erneuten? Nun die Güter der Abteien und Kirchen verschleudert sind: hat sich denn der Wohlstand der Nationen vermehrt? Nun der Unterricht der Jugend den Mönchen

entzogen ist: habet ihr denn seitdem zufriedenere, ehrerbietigere Unterthanen? — Und was verlangen wir denn? was der Papst? Nichts, als was die Fürsten selbst wollen, und verkünden, das sein soll, — jedem sein ehevoriges Recht!“

Diesem entgegneten die Andern: „Ja, die Unterthanen sind, seit der Jugendunterricht den Klösterlingen entzogen ward, ihren Landesherren inniger ergeben geworden, denn sie haben aufgehört zwischen zweierlei Autoritäten zu schwanken, von denen die geistliche unablässig nach Uebergewicht trachtete. — Ja, die Nationen sind reicher geworden, seit der todten Hand unermeßliches Gut genommen und in die lebendige Hand gelegt ward, durch welche nun, was vieljähriger Krieg verödete, unendlich leichter aufgebauet wird. Sehet in Spanien das erschreckliche Gegentheil. — Ja, das Volk ist frömmer geworden, seit es nicht mehr Aergerniß am Leben der fetten Abteien nahm, sondern vielmehr durch fromme Weltgeistliche stärker zur Heiligung des Gemüths, als zur Werkheiligkeit angeleitet ward. — Auch unsere Fürsten wollen, auch wir wollen, daß Jedem sein Recht werde; aber nicht das durch Mißbrauch und Willküren angemaßte, dem Stande der Souveräne und Völker widerspenstige Recht, sondern das allein wahre und altgestiftete. Und also gelte und bleibe auch für den römischen Stuhl dasjenige Recht, was ihm, in Bezug auf deutsche Kirche, durch Satzungen der Konzilien und Kirchenväter bestimmt worden ist; nicht dasjenige, wodurch deutschen Bischöfen der edelste Theil ihrer Befugnisse, den Fürsten die Vollgewalt in außerkirchlichen Angelegenheiten der Geistlichkeit, offenbar oder geheimerweise, entzogen, und in Rom konzentrirt worden war; nicht dasjenige, wodurch Nationen abermals in die alte Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens zurückgekirrt, und von Jahr zu Jahr Sparpfennige ihres Fleißes in den Schatz der apostolischen Kammer

abgeholt werden. Auch unsere Fürsten, auch wir wollen die Einheit der katholischen Kirche, deren sichtbares Oberhaupt der heilige Vater ist. Aber die Rechtsame der Staaten beeinträchtigen wahrlich die Einheit der Kirche nicht. Oder haben denn die Freiheiten der gallikanischen Kirche, welche Jahrhunderte lang, selbst mit Einverständniß der Päpste, bestanden, haben sie der kirchlichen Einheit geschadet? — Und nie sind die Anforderungen Roms überhaupt unzeitiger gewesen, als in unsern Tagen. Denn, nachdem durch zwanzigjährige Kriege die fürstlichen Kassen geleert, die landesherrlichen Einkünfte geschwächt, Vermögen und Wohlstand der Unterthanen im Verfall sind, sollen wir nun Mönche pflegen, Klöster bauen oder ausstatten, und wieder gen Italien zinsbar werden."

---

15. Rückblick auf den Gang der Ereignisse, des Volkssinnes und der Parteien. Die Feier auf der Wartburg.

Es bedarf nur einer mäßigen Gabe Scharfsinnes, um in den großen Gemüthsbewegungen der deutschen Völkerschaften und in ihren unruhigen Bestrebungen das, was zur Hervorbringung derselben wesentlich und unverhinderbar beitrug, von dem zu unterscheiden, was zufällig mitwirkte.

Diejenigen, welche behaupten wollten: das Volk selbst begehre von Allem nichts, was man vorgebe, es sei mit seinen häuslichen und staatsbürgerlichen Rechten und Verhältnissen gar wohl zufrieden, — führten sich oder Andere in gefahrbringenden Irrthum, indem sie der Mehrheit ihrer Mitmenschen geradezu Empfindung und Urtheil abläugneten.

Man denke sich eine Nation, wenn nicht die deutsche, eine andere, die lange erst ruhige Zuschauerin fremder Revolutionen, dann vom alleszermalmenden Sturme selbst ergriffen, bis ins

Innerste zerstoßen, ihrer alten Throne, Gesetze, Uebungen und Ordnungen, aller ihrer Lebenskleinodien verlustig ward, die oft kein Fürst, am wenigsten der Fremde, sondern das eigene Herz nur kennt; — denke sich diese Nation dann in verzweiflungsvoller Kraft wieder siegreich unter den Fahnen ihrer eigenen Fürsten, und frage sich: ob diese Nation nach schmerzenreichen Erfahrungen von zweimal zehn Jahren über die Quellen des Unglücks, über die Ursachen der Rettung, über die Mittel zur künftigen Sicherheit nichts erkannt, nichts gedacht haben werde? — Man denke sich diese Nation, nach errungener Rettung vertrauensvoll auf ihre Fürsten hinschauend, aber noch Jahre nachher immer im Zustande ängstlicher Zweifelhaftigkeit über ihr künftiges Loos schwebend, von abwechselnden Gerüchten gefoltert, von fortdauernden Opfern, von theuern Zeiten entkräftet, noch von unvernarbten Wunden blutend, und frage sich: ob diese Nation nicht aus verzeihlicher Furcht vor Wiederkunft des alten Gräuels eine zuverlässigere Sicherheit gegen die Waffen der Fremden heischen, — nicht aus Begierde, ihr zerstörtes Gut wieder anzubauen, freiere Hand wünschen, nicht aus Besorgniß, ihre Fürsten könnten von unkundigen Räthen über den Zustand der Nation, wie wohl sonst schon, getäuscht werden, unmittelbare Verbindung mit den Landesvätern erflehen sollte?

Diejenigen aber irrten nicht minder, welche zwar das Treiben und Sehnen des Volkes keineswegs läugnen wollten, indem solches sich von Haushaltung zu Haushaltung, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, kund genug that; aber welche behaupteten: dasselbe sei bloß durch Schriftsteller bewirkt. Nein, das Bedürfniß eines von den nun anders gewordenen Verhältnissen und Zeiten gemäßen Zustandes war eben durch diese anders gewordenen Verhältnisse und Zeiten erschaffen. Das Bedürfniß würde auch laut geworden sein, wenn keine Buchstaben erfunden gewesen

wären. Die Werke der Schriftsteller hatten in der Nation, was diese dunkel empfand, nur ins Licht deutlichen Bewußtseins erhoben.

Aber auch Andere geriethen in Selbstverblendung, welche sich einbildeten, die Masse der Nation sei dem Herzen ihrer Könige ganz und völlig abgestorben; kenne schon gar nicht mehr die alte Liebe und Treue zu den anererbten Fürstenhäusern; wolle nur Auflösung, republikanisches Wesen und stürmische Umwälzung. Nein, die Nation hatte — und sie bewies es bis diesen Tag — von den schönsten ihrer alten Tugenden, die einst Tacitus pries, noch keine eingebüßt; ihren Häuptern zollte sie noch im Glück und Unglück unvernichtbare Treue; oder wo, unter allen germanischen Völkerschaften, ward eine gesehen, die eine unehrerbietige Hand gegen den Thron erhob?

Es mag nicht an Personen gefehlt haben, welche aus eigener Täuschung, oder aus schlauer Absicht, hin und wieder das Schreckbild von Nähe einer Revolution, von Rechten des Volks zu Widersetzlichkeit und Aufstand sogar an Höfen glaubwürdig zu machen bemüht gewesen sind. Solche Darstellungen konnten wohl um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn dieselben vielleicht sogar übereinstimmende Aussage von Männern entgegengesetzter Grundsätze waren. Aber diese Uebereinstimmung stammte eben nicht so sehr von der Richtigkeit der Thatsache, als davon her, daß die Einen sich bemühten, die Fürsten, durch Vorgaukelung des Schreckbildes, zur schnellern Erfüllung der Volkswünsche, die Andern wieder zur Ergreifung schärferer Maßregeln wider die Volkswünsche und wider Alles zu reizen, was Ansehen und Einfluß der bevorrechteten Stände zu schmälern drohte. Den Absichten Beider galt jede Verirrung eines oder einiger Allzubegeisterten, oder auch schon ein bloßes Lied voller Frevel, statt vollwichtigen Beweises.

Ueberhaupt ist die ungeheure Masse einer Nation, wie dies die

Geschichte aller Länder bezeugt, nie selbstthätige Partei, und kann es nicht sein, weil sie durch die natürliche Liebe der Ruhe, der Gewohnheit, der Eigenthumssicherheit, durch Scheu vor heftigen Neuerungen und durch millionenfach getrennte Ansichten schwerfällig und gebunden ist. Aber aus dem Schooße der Nation, aus ihren einander widersprechenden Trieben, gehen die Parteien an das Tageslicht. Diese sind nicht immer Wortführer dessen, was die Gesammtheit oder Mehrheit denkt, sondern oft nur dessen, was von den Leidenschaftlichsten gedacht wird. Eben der Ungestüm der Leidenschaftlichkeit oder Begeisterung reizt sie zum Hervortreten, und verursacht, daß man von den Wünschen der bewegten Nation gewöhnlich nur die überspanntesten erfährt. Daher kommt — wir sahen es in Frankreich —, daß Parteien selten, oder doch nie lange, ihr Ziel erreichten und behaupteten, weil sich die Volksmenge am Ende von deren übertriebenen Forderungen lossagte; daher kommt, daß nie und nirgends zuletzt erfolgt ist, was entgegengesetzte Parteien ertrotzen wollten, sondern ein Mittelzustand zwischen Beider unmäßigen Wünschen, innerhalb welchen der eigentliche Wunsch und das wahrhafte Bedürfen der Nation selbst lag.

Auch in Deutschland waren, wie aus mancherlei unzweideutigen Erscheinungen hell ward, die stürmischen Kundthuungen einzelner Sprecher keineswegs der volle Gedanke der Nation. Der Gemeinwunsch des Volkes ließ sich ungleich bestimmter aus der Uebersicht der Schicksale, als aus dem Munde einander widerstreitender Wortführer vernehmen. Aus dem zerstörten und immer mehr vergehenden Wohlstande erwuchs Verlangen nach Erleichterung der Abgaben, nach gleicher Besteurung alles Vermögens, nach Beseitigung der Privilegien, und nach Befreiung des Handels- und Gewerbsstandes von Binnenzöllen und Mauthen. Aus der Furcht vor Wiederkehr erduldeter Schmach und Kriegsnoth stieg das Verlan-

gen nach festerm Friedens= und Kriegsvereine der deutschen Mächte gegen die Fremde. Aus der allgemein gewordenen Geistesbildung des Mittelstandes drang der Wunsch nach einer, dem gegenwärtigen Zustande der Nation würdigen, freiern Behandlung; nach gleichen Rechten jedes Staatsbürgers vor dem Gesetz; nach engerer Verbindung des Volks mit dem Landesherrn durch Stellvertretung; nach anständiger Oeffentlichkeit dessen, wodurch ein Volk erleuchteter, im Glücke ruhmwürdiger, im Unglücke ehrwürdiger werden kann; nach Preßfreiheit, gemäßigt durchs Gesetz. — Der Erfüllung dieser Wünsche harrte die Nation in Furcht und Hoffnung entgegen, ohne jedoch allzuherbe Verletzung von bestehenden Rechtsamen einzelner ihrer Bestandtheile zu wollen; Alles gegründet durch Gerechtigkeit und Mäßigung.

Rechts und links von der ruhigen Masse des Volks entfernten sich die Außenenden derselben in entgegengesetzten Bestrebungen nach dem Zuviel oder Zuwenig. Auf der einen Seite standen die, welche von bisherigen Einrichtungen, Rechten und Vorzügen nichts fahren lassen, auf der andern die, welche alles Bishergegoltene neugestaltet sehen wollten. Hier ward Aufrechthaltung des Geburtsranges, der Privilegien, der Feudalstände und der strengsten Beschränkung der Buchdruckerpresse gerühmt: dort hinwieder fast demokratische Gleichheit, Einheit der Nation, ungebundene Preßfreiheit. Weil sich auf jener Seite meistens Männer befanden, welche durch Staatsämter oder Geburtsrang, den Höfen näher, durch diese wirksam sein konnten, stützten sich die Wortführer der andern Seite mehr auf Volk und öffentliche Meinung, und trachteten diese zu stärken, und sich durch sie.

Je wichtiger die großen Angelegenheiten waren, um welche gehandelt ward (denn es betraf Glückseligkeit des Volks und die aus ihr entsprießende Stärke der Fürsten), um so mehr Bedächtigkeit und Zeit ward vonnöthen, die verworrenen Interessen zu schlichten.

Das Verzögern der landesherrlichen Entscheidungen vermehrte aber die ängstliche Spannung und den Ungestüm der einander bekämpfenden Meinungsparteien. Jeder scheinbare Sieg der einen jagte die andere in Harnisch. So vergaß man zuletzt die einfachsten Grundsätze gegenseitiger Achtung und Billigkeit, und rieth und handelte mit leidenschaftlicher Gereiztheit.

Keiner blieb gleichgültiger Zuschauer dessen, was Alle anging. Wie konnte es die deutsche Jugend bleiben, sie, welche von der Natur regere Empfänglichkeit zum Geschenk hat, und in welcher allezeit Gefühl und Einbildungskraft höher, als vielseitige Erfahrung und besonnenes Urtheil stehen? Jene Jugend, in welcher die Urbilder des Wahren, Gerechten und Göttlichen vom Staub der Wirklichkeit noch unbedeckt glänzen, wie sie der Himmel in erster Reinheit verlieh? Jene Jugend, welche noch nicht Drang und Zwang der bestehenden Ordnung und deren verschränkte Rechte, sondern nur die Tugendbilder des Alterthums kennt? Jene Jugend, die zum Theil eben erst aus den Schlachten für Deutschlands Unabhängigkeit zurückgekehrt war, in welche sie sich mit frommer Lebensverachtung gestürzt hatte?

Die Jünglinge, zum Theil an ihre Hochschulen zurückgekehrt, zum Theil im Begriffe, auf der bürgerlichen Laufbahn die ersten Schritte zu thun, freuten sich des wiedererfochtenen Ruhms der Nation, und wünschten ihrem Volke wenigstens so viel gegeben zu sehen, als sie selbst einem feindlichen Volke an Freiheiten und Rechten hatten erkämpfen helfen. Die große Zeit hatte sie ernster gemacht, entzündeter für Alles, was an deutsche Kraft, Größe und Freisinnigkeit mahnte. Daher thaten sie zahlreich unter sich selbst auf den hohen Schulen die altgewohnte, wüste Weise ab; wurden sittiger, fleißiger, frömmer; gefielen sich in der einfachen Tracht des sinnigen Mittelalters und strebten alles Fremdartige zu verbannen, was deutschem Wesen einst nachäfferisch beigesellt

worden war. Indessen hatten weder ihre Worte und Gesänge, noch ihr Rock und Bart, oder die Stiftung ihrer deutschen Burschenschaft, statt zänkerischer Landsmannschaften, Wirkung auf Geist und Gang der gesammten Nation. Man kannte die Jugend. Ihre schöne Schwärmerei trug nichts Verdammliches. Ihr Uebertreiben der Dinge ward mit billiger Nachsicht, als Eigenthümlichkeit ihres Alters, gewürdigt. Nur Zufälle gaben ihrem Sein und Wesen höhere Bedeutung, als noth war.

Die ewig denkwürdige Völkerschlacht und Deutschlands Sieg bei Leipzig hatte den Tag des achtzehnten Oktobers zum heiligen Tag des Volks gemacht. Bei seiner ersten Wiederkehr sah man auf zahllosen Hügeln die Freudenfeuer lodern. Nichts schien geeigneter, den stolzen, muthigen Sinn der Deutschen gegen Wagestücke fremder Gewalt aufrecht zu halten, als solch ein Festtag des größten Sieges über den größten Eroberer der neuern Zeit.

Allein schon im folgenden, noch mehr im dritten Jahre nach der Schlacht, flammten jene fröhlichen Hochfeuer seltener. Zum Theil hatten die Obrigkeiten diesen Volksjubel nicht begünstigt, oder ihn wohl gar an einigen Orten untersagt, weil, bei wachsenden Meinungsgährungen, allgemeine Feste dieser Art leicht Störungen der Ruhe, oder mancherlei Aergerniß veranlassen, oder zu unholder Zeit an Einheit der deutschen Nation und an Stärke des Volks mahnen konnten. Zum Theil war aber auch der Eifer selbst schon lauer geworden, einen Tag zu begehen, dessen goldene Früchte, wie man sie erwartet hatte, unsichtbar geblieben waren, ja wohl nie reif werden zu können drohten.

Schon fing der Kleinmuth an zu vermuthen, daß die Höfe in die alte Sicherheit zurückgesunken sein mochten; daß sie manche zu rasch gegebene Verheißung mit langem Stillschweigen in Vergessenheit stellen wollten; daß selbst die Freimüthigkeit der Tageblätter

hin und wieder beschwerlich falle. Denn wenn auch die rüstige Zensurstrenge im Kurfürstenthume Hessen nicht auffallend schien, hatte doch die, welche in der freien Stadt Frankfurt, unter den Augen der Bundesversammlung, ja vielleicht von einzelnen Gliedern dieser Versammlung selbst hervorgerufen war, desto mehr das Ansehen einer düstern Vorbotin.

Zur Vermehrung beginnenden Mißtrauens wirkte zum Theil auch das Lautwerden mancher in Deutschland sonst geachteten Schriftsteller, welche in allerlei Form Lobredner der ehemaligen staatsbürgerlichen Verhältnisse wurden, oder welche selbst die herrschende Sehnsucht der Menschen unfreundlich verspotteten. Nicht minder wirkte zum Erregen des Argwohns der ruhige, bedächtige Gang, welcher in allen öffentlichen Geschäften wieder Platz nahm. Die Völker waren desselben seit zwanzig schicksalsvollen Jahren, besonders unter der Viel- und Schnellthätigkeit Napoleons, dermaßen entwöhnt, daß ihnen schien, die Regierungen seien eingeschlummert, wenn nicht jede Woche große Verfügungen die allgemeine Neugier befriedigten oder spannten. Nicht von Allen ward erwogen, daß eines einzigen rücksichtlosen Gewaltsherrn Wille rascher fahren könne, als der, die einzelnen Rechte ermessende Ernst vieler verbundenen und mit Schonung handelnden Fürsten; daß auch ächte Staatsweisheit nicht darin liege, den Entwickelungsgesetzen der Natur vorzugreifen, und was ihr zu thun gehört, selbst zu machen, sondern was sich machen wolle, nur mit Vorsicht in das Vorhandene einzuordnen.

Mittlerweile erschien überraschend, allerlei vorlauten Zweifel beschämend, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar. Sie trat edel ins Leben (Februar 1817). Der größere Theil der Deutschen zollte ihren Grundsätzen, wie ihrem fürstlichen Geber, würdiges Lob. Aber nur der kleinste Theil der Nation genoß ihre Wohlthaten. In den meisten übrigen Ländern

wechselten Furcht und Hoffnung für das eigene Loos nur lebendiger. Doch schien das, was der väterliche Karl August seinem Staate verliehen, allen ein verstärkteres Recht zu gewähren, nicht weniger erwarten zu sollen.

Und als in demselben Jahre die evangelischen Kirchen Deutschlands das Fest der Reformation begingen, vereinigten sich auch von vielen Hochschulen mehrere Hundert Jünglinge in jenem glücklichen Staat, auf der Wartburg bei Eisenach, nebst dem Reformationsfest wieder den Ehrentag deutscher Nation, den achtzehnten Oktober, zu feiern. Er ward gefeiert mit Andacht, aber zugleich, wie sich erwarten ließ, mit ungehemmtem Wohlgefallen am freien Ausspruche jener Gefühle, welche mehr oder minder lebhaft das Gemüth der meisten Deutschen erwärmten. Zu dem Begeisternden, welches die Bedeutung des Doppelfestes, und der Anblick so vieler Meinungsverwandten auf dieser klassischen Stätte Germaniens zeugen mußte, gesellte sich die muthwillige Freude eines kecken Alters. Da flammte, als Nachbild der That Luthers, der einst die päpstliche Bulle verbrannte, und damit das Zeichen zur Trennung vom römischen Stuhle gab, ein Scheiterhaufen für die Schriften Kotzebue's, Schmalzens, Ludwig Hallers und Anderer, welche, wie einst Leo X., dem Geist des Zeitalters den Fehdehandschuh hingeworfen zu haben, den Ruf hatten.

Die That der Jünglinge, an sich selbst, als unberathener Einfall eines frohen Augenblicks, gewann erst unverdiente Wichtigkeit durch das Geräusch, welches darüber gekränkte Eitelkeit oder allzuängstliche Staatsklugheit erhoben. Es gibt gewisse Handlungen, an sich kein Verbrechen, sondern nur Unart, welche erst durch das, was der widerwärtige Eifer aus ihnen macht, nicht nur Ansehen, sondern Wirkungen wahrhafter Verbrechen empfangen können. Es gibt gewisse Handlungen, deren zweckmäßigste Bestrafung

Vergessenheit ist. Denn Vergessenheit ist Vernichtung des Geschehenen.

Das Getöse über und wider die Wartburgfeier, die Aufmerksamkeit verschiedener Höfe, reizte schmeichelnd den Stolz einer freiheitliebenden und thatenbegierigen Jugend. Die leichte Frucht des Muthwillens empfing den Glanz des Heldenwerks. Die Seelen der Jünglinge entbrannten heftiger für das Heiligthum ihrer Ideale. Eine vorher stille Liebe ward beim Reiz des Widerstandes zur brausenden, sich jedes Wagstück vermessenden. Nun schollen Reden und Lieder der Freiheit mit ungewogenem Wort in ihren Kreisen lauter, und der Begeisterte dachte an Vollbringung entscheidender Dinge.

16. Erscheinen mehrerer ständischen Verfassungen im südlichen Deutschland.

So begann das Jahr 1818, das Jahr, in welchem die von den verbündeten Mächten zurückgelassenen Besatzungen aus Frankreich in ihre Heimathen zogen. Der Janustempel stand geschlossen. Es war Waffenruhe; aber nie weniger Ruhe der Gemüther, als jetzt, bei den verschiedensten Völkern. In Frankreich Hader wider des alten Adels und seines Anhangs Streben gegen die von der königlichen Charte gewährten Rechte; — in Spanien Mißmuth aus hundert Quellen, unter dem Verlust der allermäßigsten Erwartung bessern Zustandes; Verschwörungen, Aufrühre; — in England stürmischer Andrang der untern Menge zur zeitgemäßern Ausbildung der Verfassung; — selbst in Italien stilles Treiben der Carbonari zur Freiheit, Einheit und Hoheit der vielgetheilten Halbinsel.

So offenbarte sich, nicht in Deutschland nur, sondern in der gesammten größern und schönern Hälfte des Welttheils, unter

denjenigen Nationen, deren Geistesbildung festen Fortschritt gethan, beharrliches Treiben, den Zwang vieler dem Alterthum entstammenden Formen zu lösen. Dies gleichzeitige Gähren unter einander fremder, selbst feindseliger Nationen bewies wenigstens, daß allerdings in bisherigen Einrichtungen etwas Unverträgliches mit der Geistesreife neuer Zeit liegen müsse. Lebhaft widersprachen dem zwar alle Jene, deren Gewinn, Recht und Vorzug in bisherigen Staatsformen geblüht hatte. Allein ihr Widerspruch beschwichtigte auch in andern Ländern die Menge nicht; und Gewaltmaßregeln reizten dort die Unterliegenden nur zu gefährlicherm Grimm, oder zur vorsichtigern Verbreitung ihrer Ueberzeugungen, um, wenn sich der Tag zeigen würde, stärker wiederzukommen. Beunruhigend ist es, im Hause den schleichenden Schwamm zu wissen, welchen, im Balkenwerk langsam fressend, man wohl tilgen möchte, aber doch nicht, ohne Aufopferung kostbarer Geräthe und Zimmer, vertilgen kann und mag.

Mehrere Fürsten Deutschlands, sowohl von Liebe zu ihren Unterthanen geleitet, deren Bedürfniß sie zum Theil anerkannten, als auch, sich die Gefahr nicht verbergend, welche oft den trifft, der das Nothwendigere zurückstößt, um das Entbehrlichere zu behalten, erfüllten, nach Weimars Vorgang, die Wünsche der Ihrigen durch Aufstellung *ständischer Verfassungen*. Welches Unbequemliche ihnen auch Anfangs wohl das junge Wesen zeigte: es offenbarte ihnen aber zugleich das *gesichertere Loos der Gesammtheit*; das *Wachsthum eigener fürstlicher Stärke* durch engeres Einssein mit dem Volke; die *höhere Bürgschaft für Ordnung in Staatshaushalt* und Landesverwaltung; die Möglichkeit nun, mit bisher entbehrtem *freiwilligen* Beistand von Millionen, das Wohl des Staats kräftiger emporzubringen.

Koburg, Nassau, Hildburghausen, Bayern und *Ba-*

den führten in kurzen Zwischenräumen volksvertretende Verfassungen ein, daß fast das gesammte südliche Deutschland sich in staatsthümlicher Wiedergeburt verjüngte. Auch in Würtemberg, wie schwer es immerhin hielt, die Interessen der ältern und neuern Provinzen mit einander zu vermählen, blieb Hoffnung grün, daß endlich alle feindseligen Hemmungen des Bessern überwunden werden würden. Denn König Wilhelm selbst wollte seines Volkes Recht und Freiheit, weil er mit Recht darin seines Thrones Glanz und Größe sah.

Die Verfassungen erwähnter Staaten Deutschlands wichen in Form und Inhalt mannigfach aus einander, je nach den eigenthümlichen innern Beschaffenheiten der Völker, oder nach den verschiedenen Ansichten derer, welche den Entwurf der neuen Ordnungen bearbeitet hatten. In einigen bemerkte man sichtbar Spuren der Aengstlichkeit vor allzugroßer Stärke einer Versammlung von Volksabgeordneten. Man hatte denselben die Befugnisse kärglicher zugemessen, als vielleicht dringend war; oder durch Wahlgesetze die Anzahl der Abgeordneten in solchem Grade beschränkt, daß einem unternehmenden Minister Gewißheit blieb, sie leicht beherrschen zu können. In andern offenbarte sich der Zwist dessen, was nöthig war, mit dem, was herkömmlich galt: Achtung der Volkswünsche im Widerstreit der Achtung für bisheriges Ansehen und Recht einzelner Stände. Daher Scheidung der Versammlung in zwei Kammern, daß in der einen der Grundsatz des Erbrechts oder Geburtsadels, in der andern der Grundsatz freier Volkswahl sich Gegengewicht halten sollte. Ja, im Großherzogthum Baden eilte, auf Flügeln fast zu später Reue, der wirklichen Vollziehung der Verfassung, welche (mit Ausnahme der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände) allen Staatsbürgern gleiche Rechte, wie gleiche Theilnahme an den öffentlichen Lasten gewährt hatte, noch ein Edikt (16. April 1819) voraus, das auch dem vor-

mals mittelbaren, landsässigen Adel ausschließliche Begünstigungen gegen den Bürgerstand, oder vielmehr gegen das Volksganze gewährte.

Es ließ sich erwarten, daß Tadel, mehr oder minder begründet, allen jenen Staatsverfassungen begegnen werde; aber auch fühlte jeder Unbefangene, daß selbst dem weisesten Tadler nicht gelingen könne, einen über allen Vorwurf erhabenen Verfassungsentwurf ans Licht zu bringen. Der schwierigste Stein des Anstoßes blieb immerdar die Aussöhnung wirklich schon bestandener und darum heiliger Rechte einzelner Theile des Volks mit dem natürlichen, darum ewigen und heiligen Rechte der Volksgesammtheit. Wer an Möglichkeit der Versöhnung durchaus verzweifelte, dem blieb kein Mittel, als die einander widerstrebenden Theile, geschieden in Doppelkammern, und mit Befugnissen aufzustellen, in denen sie einander gleiche Stärke entgegentrugen. In solchem Falle aber verewigte man die Nebenbuhlerei der Kinder einer Familie um den fürstlichen Vaterthron, wodurch früher oder später dem Gemeinwesen Nachtheil erwachsen konnte. Wollte man diese Möglichkeit austilgen, nicht durch revolutionären Gewaltspruch, sondern rechtlich: so blieb kein Weg, als der des Vergleichs unter den Parteien selbst übrig; eines Vergleichs nämlich, in welchem einerseits die Genossen des positiven Rechts das natürliche des Volks beachteten, und das Volk hingegen diejenigen entschädigte, welche zum Wohl des Ganzen aufopferten. So, mit heiliger Scheu vor jedes Einzelnen anerkanntem Rechte, hatten einst die schweizerischen Eidgenossen ihre Staatsverfassungen ausgebildet; darum bestanden sie. Frankreichs Parteien hingegen hatten vor Jahrzehenden das so geheißene Recht des Stärkern versucht; darum hatten sie eben eine Staatsumwälzung mit dem Gefolge aller daran haftenden Gräuel, und konnten keine dauerhafte Verfassung bauen. Sie gingen von schreckenreicher Ge-

setzlosigkeit (Volksdespotismus) zur furchtbaren Willkür eines Einzigen (Thronsdespotismus) im Kreise herum.

Als die Ständeversammlungen, besonders im Königreich Bayern, dann im Großherzogthum Baden, wirklich eröffnet wurden, bewies die unglaubliche Theilnahme alles Volks beider Staaten (ja man darf sagen, beinahe aller Deutschen), wie tief der Werth solcher Erscheinungen auf deutschem Boden empfunden sei. Die Verhandlungen des britischen Parlaments, oder der gesetzgebenden Kammern von Paris, welche von jeher die Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, traten fremd vor der Nähe einiger großer Nationalangelegenheiten zurück. Es entfalteten sich die ersten Blüthen einer in Deutschland bisher unbekannten öffentlichen, bürgerlichen Beredsamkeit. In Städten und Dörfern wurden geschehene Vorträge mit Begier gelesen und beurtheilt. Die Interessen des Volks und Thrones schmolzen zusammen in jeder Brust. Die Vaterlandssache war nicht mehr Kabinetsgeheimniß, sondern theure Angelegenheit aller Herzen. — Wie dankbare Blicke richteten die Unterthanen jetzt auf die Landesherren, welche nun wahrhaft mit ihnen waren, und Allen enger verwandt, denn jemals! Der allgemeine, oft stürmische Jubel erschreckte nur die, denen solche Erscheinung noch unerhört gewesen war.

Ob sich gleich einerseits in den ersten Schritten der Ständeversammlung zuweilen durch die Neuheit der Stellung verschuldete Unbehilflichkeit sichtbar machte; — obgleich anderseits freimüthige Aeußerungen, schonungslose Entblößungen mancher sonst kaum bemerkten Schwächen öffentlicher Verwaltung das Ehrgefühl der Betroffenen verwundeten; obgleich Wahrheiten ausgesprochen wurden, welche der mehr berücksichtigende Mann am Hofe nie, oder in mildern Formen, gegeben haben würde: bewährte sich dennoch die Wohlthat der jungen Stiftungen unläugbar sowohl für Ansehen

und Macht des Thrones und Wachsthum der Staatskraft, als für Glückseligkeit der Unterthanen.

Bayern erblickte dadurch zum Theil seine frühern Lasten erleichtert; die Steuern vermindert; der Staatsschuldentilgung Mittel angewiesen, die nicht den Unterthan bedrängten; Gemeindeanlagen und Zollgesetze verbessert, das Schulwesen des Volks unterstützt; die Oeffentlichkeit der Rechtspflege anerkannt; mancherlei Verbrechen der Verwaltung gerügt u. s. w. Die öffentliche Achtung für diesen Staat erhöhte sich; sein Kredit wuchs; der Werth aller Staatspapiere stieg schnell; der Eifer aller Beamten ward angeregter.

Mit nicht minderm Ernste schritt die Versammlung der Stände vom Großherzogthume Baden unmittelbar in das ein, was noth that. Deutschland bewunderte Herzlichkeit, Scharfsinn und Sachkunde der Männer, die hier zum ersten Male erschienen, als hätten sie nie andern Beruf gehabt, denn vor dem fürstlichen Thron und der Nation beider theuerste Angelegenheiten zu entwickeln. Das Wort, im Ständesaal von Karlsruhe gesprochen, klang erhebend, beruhigend, belehrend, vom Fuß der Alpen bis zum Ufer des deutschen Meeres. Das furchtsame Vorurtheil, welches lange, und bei Vielen, gegen stellvertretende Versammlungen in Deutschland mächtig gewesen, verlor sich gemach in die Ueberzeugung, daß der Fürst, wie der Unterthan, und jeder Stand der bürgerlichen Gesellschaft nirgends sicherer stehe, als in der Macht des offen erkannten Rechts.

---

17. Meinungsgährungen im nördlichen Deutschland, besonders in Preußen.

Die Wünsche eines großen Theils vom südlichen Deutschland [illegible]. Hier kehrte die freudigere Stimmung der

Gemüther zurück, weil die Staaten im Geiste derjenigen Rechtsbegriffe geordnet und verwaltet zu werden anfingen, welche feste Ueberzeugung einer großen Volksmehrheit geworden waren. Die übriggebliebenen Meinungsverschiedenheiten konnten ohne Nachtheil des Ganzen fortbestehen, weil sich Jeder freiwillig in einen gesetzlichen Gang der Dinge hineinfügte, der, zum Frieden Aller führend, die Aussicht in edlere Zeiten aufschloß. Jeglicher wußte nun, nach verschwundener Ungewißheit, was er hoffen und welcher Träume er sich entschlagen solle. Schon das war Segen in jenen Staaten. Denn provisorischer Zustand des Landes ist geheimes Gesetzlossein desselben. Einsweilen geltende Ordnungen genießen keines Vertrauens, weil sie nicht bleibend sind; und keiner Achtung, weil man ihre Untauglichkeit öffentlich anerkennt. Was ist aber ein Staat, dessen öffentliche Einrichtungen bei Hohen und Niedern weder Zuversicht noch Ehrfurcht haben?

Andere Stimmungen walteten in den nördlichen Gegenden Deutschlands, besonders in denen, welche dem preußischen Scepter angehörten. Hier war der wohlthuende Ruhepunkt noch nicht gefunden; hier haderten die Parteien noch mit bisheriger Leidenschaftlichkeit; und, wie ihre gegenseitige Erbitterung, stieg ihr gegenseitiges Anfordern. Im südlichen Deutschland war nie so heftiges, noch so allgemeines Gähren gewesen, als hier. Aber im Norden hatte das Volk durch französische Machthaber und Heere ehemals auch ungleich mehr erduldet; hier alles Volk, jung und alt, auch mit lebendigerer Inbrunst gegen fremde Gewaltsherrschaft angekämpft; hier war durch großen Umsprung der Verhältnisse auch Alles in größerer Tiefe bewegt worden; dazu noch gekommen, daß man hier frühere Hoffnungen einer Verfassungsbesserung gewährt und empfangen hatte. Schon ehe der Bundesvertrag in Wien die Schöpfung ständischer Verfassungen für Deutschland festsetzte, war mit Verheißung derselben für

Preußens Lande das königliche Edikt (22. Mai 1815) ergangen. Schon hatte man auch in Berlin Sachkundige aus den verschiedensten Gegenden der Monarchie versammelt gesehen, in der Nähe des Throns die Bedürfnisse der verschiedensten preußischen Völkerschaften zu entwickeln, und die zweckmäßigsten Hilfsmittel vorzuberathen. Aber der Ausbruch neuen Krieges hatte dann die Vollendung des Werks unterbrochen, und ruhigern Tagen übergeben. Diese schienen dem Volke nun, wenigstens was auswärtige Störungen betraf, gekommen. Daher die wachsende Ungeduld bei verzögerter Erfüllung; und, beim Zwiespalt der Erwartungen, der Ungestüm der Parteien, ausschließlich nur ihre Ansichten, als die alleinrichtigen, geltend zu machen. Daher der wachsende Unmuth, als man in fremden Staaten früher erfüllt sah, was den Preußen früher verheißen worden.

In dieser Stimmung beachteten Viele vielleicht allzuwenig, daß kleinern Staaten leichter sei, ihr Hauswesen zu ordnen, als größern Reichen, aus fremdartigern Bestandtheilen zusammengesetzt; weßwegen auch schon Weimar, Hildburghausen, Koburg und Nassau weit eher, als Bayern und Baden, mit ihrem Verfassungsgeschäft zu Stande gekommen waren. Man erwog zu wenig die ungeheure Verschiedenheit der preußischen Provinzen in Rücksicht örtlicher Verhältnisse, ihrer besondern Gesetze, Uebungen und Rechte, in denen sie seit Jahrhunderten gelebt; ihrer nationalen Gemüths- und Denkarten, für die sie mehr oder weniger Zusagendes verlangten; ihrer Bildungsstufen, auf welchen sie vom Rhein bis zum Niemen, und vom Fichtelgebirge bis zur Ostsee, so mannigfaltig vertheilt lebten. Man übersah zu leicht jene Verkettung und Zahl von Schwierigkeiten, welche der Herstellung einer, alle Interessen freundlich versöhnenden Reichsverfassung entgegenkämpften, in der billig, um genug geliebt werden zu können, die heiligsten Rechte, die unverweigerlichsten Forderungen jedes der getrennten Theile

und jedes Standes geschont genug bleiben mußten. Schon der eben so lange unentschieden gebliebene Zustand des ungleich kleinern Königreichs Würtemberg, dessen alte Provinzen mit neuen vermehrt worden waren, that dar, wie viel Zeit erfordert werde, Ausgleichung zu stiften, wo man rechtlich, nicht durch Machtspruch umwälzerisch verfügen wollte.

Lebten doch, unter den Meinungsparteien im Innern der alten brandenburgischen Provinzen selbst, sich so wild bekriegende Gegensätze, daß kein Gott, geschweige ein Monarch, sie zu vereinbaren im Stande gewesen wäre. Anderes begehrten die alten, Anderes die neuen Länder. Die Einen forderten unbedingte Belassung jeder Provinz bei ihren ehemaligen Rechten, Einrichtungen und Ständen; Andere wollten dem Königreiche ihre örtlichen Verfassungen zum Muster geben. Görres, in einer Rede an den Fürsten Hardenberg (12. Jänner 1818) zu Koblenz, empfahl die ständische Ordnung des vormaligen Fürstenthums Trier, als Vollendetes einer künftigen Provinzialstellvertretung dieser Gegend, ohne Betrachtung der verwandelten Zeiten. Hier sei, sagte er, ein gemeiner Landtag aus dem Domkapitel, aus achtzehn Aebten, den Komthuren der Ordensballeien, den Prioren der Karthausen, dem Rektor des Hospitals von Kus, den Abgesandten von zwölf weiblichen Klöstern, den Dekanen von achtzehn Stiftern, siebenzehn Landdechanten, vierzehn Grafen, einundsiebenzig Edeln und Rittern, achtundzwanzig Städten, Flecken und Pflegen, und sechsundzwanzig Amtleuten bestanden. — Im schreiendsten Mißklang mit denen, welche auf ähnliche Art das Ausgelebte in irgend einer Weise wieder belebt wissen wollten, riefen die, welche, um kein bestehendes Recht, geschweige um ein vergessenes bekümmert, mit Heftigkeit das Paradies ihrer Urbilder verwirklicht erblicken wollten: Deutschland ungetrennt, ein einiges untheilbares Volk! Alles in einer und derselben Grundverfassung, mit einer allgemei-

nen Stellvertretung gesammter Nation, mit gleichen Staatsbürgerrechten, mit Abthuung aller erblichen Vorzüge, mit Vernichtung des Adels! u. s. w.

So groß war das Zerwürfniß der Parteien, daß nun jede Verfassung, wie weise berechnet sie endlich in Preußen erscheinen mochte, allseitige Anfechtungen und Vorwürfe zu erwarten hatte. Eben dieser Parteilärmen, und neben nothwendiger Vorsicht, nichts Uebereiltes zu geben, trug vielleicht bei, daß der Hof das Nüchternwerden der Gemüther von der alles bewirkenden Zeit erwarten wollte. Indessen konnte er, wenn nicht auf Beifall der Parteien, doch auf die Zuversicht der minder beweglichen großen Masse des Volks zählen, welche, zwischen entgegengesetzten Kämpfern und deren Forderungen, nur das Gerechte und dasjenige hoffte, was den Zustand Aller erleichterte.

Aber die Zeit, in welcher man sich allmäliges Verbrausen des ersten Gährens versprach, wirkte auf entgegengesetzte Weise. Denn in ihr, statt zu entschlummern, erstarkten die Leidenschaften durch anhaltendes Hadern. Nicht mehr Einzelne redeten: es verwirrten sich gemach die Stimmen aller Volksklassen lauter. Der Handelsmann, wie der Handwerker, der Geistliche, wie der Gutsbesitzer, der Soldat, wie der Bauer wurden erweckt; am lebhaftesten die feurige Jugend der Hochschulen. Diese, am wenigsten gebunden von den engen bürgerlichen Verhältnissen, und mit dem vertrauter, was sein sollte, als mit dem, was vorhanden ist, sah um die Tage ihrer Zukunft gespielt, in denen sie mehr, als in der Gegenwart, zu leben gewohnt ist. Vertraut mit dem ewigen allgemeinen Recht, dessen Begriff die Natur jedem Geiste verlieh, hielt sie die Beschränkungen dieses Rechtes durch Herkommen und allmäliges Ausbilden eines Gemeinwesens für Majestätsverbrechen wider die Gottheit und wider die Menschheit. Deshalb erklangen bei ihr die Namen: Ehre, Nationalgröße, Volksruhm,

Freiheit, heller; deshalb reihte sie sich entschlossener denen an, deren Ideale von öffentlichem Glücke Deutschlands ihren eigenen Idealen verwandter schienen; deshalb donnerte ihr Zorn rücksichtsloser wider die Gegner der allgemeinen Freiheit, oder wider die Verfechter des Altgültigen; und vergessend, daß ihre gegenwärtige Bestimmung noch nicht That, sondern Vorbereitung zu derselben sein sollte, achtete sie sich für alt genug, in das allgemeine, verworrene Streben einzuschreiten, da man sie nicht für zu jung gegehalten, die Waffen wider Frankreich in den Schlachtfeldern zu tragen.

---

18. Das Leben der Hochschulen. Stourdza's Schrift.

Den Ruhm, welchen in spätern Jahrhunderten die Deutschen durch Wissenschaft und Kunst vor allen Völkern genossen haben, den freien Forschungsgeist, mit welchem sie alle Gegenstände des Wissens berührten, bürgerliche Verhältnisse und Gesetzgebungen veredelten, ja nicht nur sich selbst, sondern auch andern Nationen, und nicht nur evangelischen, sondern auch katholischen Staaten, eine würdevolle, kirchliche Unabhängigkeit eroberten: verdanken sie großentheils der eigenthümlichen Einrichtung ihrer hohen Schulen. Denn neben der Freiheit der Lehre und Meinung, wodurch allein Wahrheit an die Stätte des Vorurtheils gesetzt werden kann, bestand auch daselbst von jeher eine freiere Haltung der Jugend, welche auf deren späteres Leben entschiedenen und wohlthuenden Einfluß bewies. Sie trat dort nämlich aus dem Eden ihrer Kindheit nicht plötzlich in das festgeregelte Leben der bürgerlichen Gesellschaft. Es sollte ihr Wesen nicht, zu früh eingeschüchtert, knechtisch-unterwürfiges, unedles Gepräge empfangen; denn aus ihrer Mitte mußten einst Freunde und Rathgeber der Fürsten, Verwalter, Richter und Lehrer des Volks hervorgenom-

men werden. Sondern man stellte die Jünglinge nur unter Aufsicht und Gerichtsbarkeit einer akademischen Obrigkeit, zusammengesetzt nur aus Lehrern selbst, welche weniger nach dem Buchstaben der Gesetze, als mit väterlichem Sinne, Verirrungen des jugendlichen Alters beurtheilten, straften oder hemmten. So bildete die Hochschule, als Erzieherin, milden Uebergang aus der Harmlosigkeit des älterlichen Hauses in den strengen Zwang öffentlicher Ordnung, und die Jünglinge bewahrten jenen starken und großartigen Sinn, welcher denen wohl ansteht, welche in hohen und niedern Aemtern dem Volke vorstehen müssen.

Wer könnte zweifeln, daß solche freiere Stellung nicht zuweilen von jungen Männern gemißbraucht worden wäre, welche, in der ersten Blüthe ihres Lebens, Geld wie Geistesgaben besaßen, um allen jenen Launen genugzuthun, die im Schwanken zwischen männlichen Entwürfen und kindlichen Einfällen hervorzuspringen pflegen? Aber wo ist eine Stiftung, auch die weiseste, welche jedem Mißbrauche verschlossen stehen könnte? Inzwischen hatte die Einrichtung der deutschen Hochschulen den Staaten seit Jahrhunderten allzuvortreffliche Dienste geleistet, als daß man sie wegen einzelner Unfuge verdammen konnte.

Zu den meisten dieser Unfuge gab von jeher die Neigung der Jünglinge Anlaß, unter und gegen einander Verbindungen zu stiften. Ihre Thatkraft wollte Beschäftigung, und fand sie in spielender Nachbildung der Stände und Staaten. Als man die offenen Vergesellungen wider einander verbot, entstanden geheime Orden. Da man diese unterdrückte, bildeten sich Landsmannschaften und Kränzchen. Als alle Jünglinge im Jahre 1813 das Schwert zur Befreiung Deutschlands ergriffen, ward Deutschthum ihr Feldgeschrei; Einheit des gesammten Germaniens ihr schönster Traum, auf daß das große Vaterland in sich selbst die Bürgschaft künftiger Selbstständigkeit tragen möge. Alles, was

an Trennung der Deutschen von Deutschen mahnte, ward nun verhaßt. So löseten sie selbst sich, mit Verwerfung des Unterschiedes von Landsmannschaften, in eine Teutonia (1814) auf, feindselig gegen ihres Gleichen, die zur Teutonia nicht zählen wollten. Und da diese, durch neue Unfuge, sowohl unter sich selbst zu zerfallen drohte, als auch das Mißfallen der Regierungen aufregte, trat Teutonia zurück, und eine allgemeine Verbrüderung deutscher Burschenschaft nahm, mit dem neuen Namen, die alte Stelle ein.

Stürmische Auftritte an einigen Hochschulen, auch in ältern Zeiten nichts Seltenes, veranlaßten, zur Zeit des Aachener Kongresses, besondere Aufmerksamkeit auf Bewegung und Stimmung der Jünglinge. Noch war ihr Wartburgfest in zu frischer Erinnerung. Ein russischer Staatsdiener, im Gefolge seines Kaisers zu Aachen, auch als Schriftsteller nicht unbekannt, Stourdza, unternahm unaufgefordert die Entwerfung einer Denkschrift über Deutschlands damaligen Zustand, worin er seine Erfahrungen und persönlichen Ansichten zusammenstellte. Was er Anfangs, unter vielerlei Zerstreuungen und Unterbrechungen, theilweise, auf einzelnen Blättern, zusammengeschrieben, ordnete er, durch das höfliche Lob einiger Bekannten ermuntert, zusammen, um es seinem Kaiser vorzulegen. Alexander, dem nichts gleichgültig war, was Deutschland berührte, für das er nicht minder, als für Rußland, die Waffen getragen, erlaubte, ohne über Werth oder Unwerth der Denkschrift einzutreten, die Mittheilung unter anwesende Gesandte, daß ihr Inhalt geprüft werden möge. Nur für diese wurden, statt Handschriften, einige Abdrücke gemacht. Einer dieser Abdrücke, wider die ursprüngliche Bestimmung nach Paris gesandt, verbreitete sich durch die Druckerpressen schnell über alle Länder.

Die Denkschrift, in welcher sich, mit wohlgemeinten Absichten,

eben so sehr die Unbefangenheit, als die Unkunde eines Ausländers über Deutschlands Wesen und Hochschulen laut machten, könnte allenfalls als Beweis gelten, wie leicht selbst gute Fürsten durch einseitige Berichte ihrer Untergebenen irregeleitet werden mögen. Indessen diese Wirkung hatte Stourdza's Schrift nicht; wohl aber eine andere und sehr bedeutsame. Diese dankte sie weniger dem eigenen Werthe, als den persönlichen Verhältnissen ihres Urhebers im Gefolge eines großen Fürsten. Ihren für Deutschland allfällig nachtheiligen Eindruck sogleich bei den Höfen zu schwächen, erhoben sich zahllose Stimmen zu ihrer Berichtigung oder Entkräftung. Wenige redeten ihr das Wort. Darüber entzündeten sich neue, verdoppelten sich alte Leidenschaften. Jene immer regen Parteien, von denen die eine das durch Verfassung geschirmte Volksrecht, die andere Willkür der Fürsten, eine andere staatsthümliche Einheit Germaniens, eine andere die Rechtsame des Adels gegen Fürst und Volk, eine andere Anderes verfocht, traten mit frischer Erbitterung ins Feld. Ungestüm und Brausen Aller, und dazu der Zorn der beleidigten Jugend und ihrer Lehrer an den Hochschulen, schien Stourdza's Ansichten wirklich eher zu rechtfertigen, als zu widerlegen. Aber man muß, wie keinen Menschen, auch kein Volk nach dem flüchtigen Augenblick des gereizten Gemüthszustandes beurtheilen.

Neben diesen Hadereien war der Bürgerstand und Adelstand in immer schroffern Gegensatz zu einander getreten. Es war nur noch von Herrenthum und Bürgerthum die Rede, und in der Meinung des Tages fast geächtet, wer nur eigene Parteilosigkeit zu behaupten versuchte. Der Adel warnte die Fürsten; seine Gegner das Volk. Jener deutete bedenklich auf das anwachsende Regewerden der Menge; auf die Vermessenheit öffentlicher Schriften, in denen ohne Scheu Handlungen der Landesherren, Verfügungen der Obrigkeiten dem allgemeinen Tadel oder Spott preis-

gegeben würden; auf die, einen republikanischen, selbst staatsumwälzerischen Geist hauchenden Gesänge, worin Thronen und Baronen Untergang angekündet wären; auf den in den Turnplätzen herrschenden Ton der Meister und Jünger wider bestehende Ordnungen; auf das kühnere Wesen selbst der untern Volksklassen; auf die Bewegungen mehrerer Gemeinden im Großherzogthum Hessen, um Herstellung einer ständischen Verfassung zu beschleunigen; auf das Zusammentreten vieler tausend Handels- und Gewerbsleute der verschiedensten Gegenden, vereint in Unterschriften, um freiern Verkehr der Waaren in Deutschland und Abänderung der Handelsverträge mit ausländischen Staaten durchzusetzen. Furcht oder schadenfrohe Klugheit vermengten dabei rücksichtlos das Wirkliche mit dem Schein; vergrößerten das Geschehene, und spiegelten das Mögliche unter grauenvollen Schreckbildern vor, wenn nicht zeitig, mit Entschlossenheit, eigenmächtigen Einmischungen der Unterthanen in Staatsangelegenheiten Einhalt geschähe.

Die Gegner des Adels, dessen mächtiges Wort an den Höfen fürchtend, verdoppelten hinwieder ihre Anstrengungen, durch Begeisterung alles Volkes dem Einflusse jener vor dem Throne Gegengewicht zu bieten. Da ward das Wort nicht mehr abgemessen; auf jede Weise gewirkt, die Gemüther zu wecken, und was von oben herab gethan oder nicht gethan ward, als gehässige Wirkung der emporstrebenden Feinde deutschen Ruhmes, deutscher Volksrechte zu verdächtigen.

Die Fürsten beobachteten bei diesem traurigen Zwiespalt würdevolle Ruhe; nur dem allzuwilden Treiben in öffentlichen Blättern gaben sie hin und wieder Beschränkungen. Aber auch die Völkerschaften verloren beim Anblicke der stürmischen Parteigeister keineswegs die ihnen geziemende stille Haltung, keineswegs die Treue am Thron, oder die Ehrfurcht vor dem Gesetz. Ohnedem hatte der größere Theil des südlichen Deutschlands das Gut schon em-

[illegible], nach welchem Andere noch verlangten; und die noch ver[illegible], trauten schweigend dem Worte ihrer Landesherren, wie dem Gebote des Zeitalters. Scheu trugen alle Länder vor Frevel. Möglich konnte dieser nur im Gemüthe einzelner Personen werden, welche, in der Trunkenheit ihrer Liebe oder ihres Hasses, über die ewigen Grenzen des Rechts hinaustaumelten.

---

19. Die Ermordung Kotzebue's. Verschiedenartige Urtheile.

Leider geschah das Mögliche. — **Chez les allemands il y a loin de la plume au poignard!** hatte **Johannes Müller** in seinem Berichte über die Preßfreiheit (5. März 1809) zum Könige von Westphalen gesagt. Nun war's, zehn Jahre später, nicht mehr so. **August von Kotzebue**, einst Lieblingsschriftsteller in Deutschland, jetzt verhaßt, weil er, der herrschenden Sehnsucht entgegen, der beredteste und gelesenste Wortführer für die Sache des Adels und willkürlicher Herrschaft war, und weil er, im Hader mit achtungswürdigen Gelehrten, sie, in seinen geheimen Berichten an Rußland über deutsches Schriftenthum, verunglimpft hatte, — er fiel, meuchelmörderisch hingerichtet, durch den Dolch **Sands** (23. März 1819). Der Verkündung des Verbrechens folgte allgemeines Entsetzen.

Bedächtig, mit reifer Ueberlegung, mit Verachtung der ihn selbst treffenden Folgen, hatte der jugendliche Mörder, sonst im Kreise seiner Freunde als ein stiller, edelsinniger und religiöser Jüngling geliebt, den längst gefaßten Entschluß vollzogen. Dieser Entschluß war Frucht überspannter Gefühle, ungemäßigter Grundsätze und irriger Ansichten der Welt, neben einem fromm-schwärmerischen Sinne. „Unsere Tage, so waren seine Gedanken, fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flam-

mend in die Brust geschrieben hat. Bereitet euch; entscheidet euch auf Tod und Leben! Offene, nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet; wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artikel; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten, und die Lage des Volkes sollte die Blüthe sein von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit. Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thronet, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. Viele im großen deutschen Volke mögen mir es zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Feilheit der Gesinnungen dieser Tage. Ein Zeichen muß ich euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit; weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, den Verderber und Verräther meines Volkes, niederzustoßen."

Weitaus die Mehrheit der Nation verabscheute, mit unbestochenem, schlichtem Sinne des Rechts, den blutigen Frevel, welchen der heiligste der Zwecke nicht heiligen konnte. „Denn, sprach man, war der ermordete Dichter in der That Verräther unsers Volks, so stand das Strafamt den Fürsten und Gerichten des Landes zu, nicht den Unterthanen; wo man mit eigener Faust sich oder Andern Genugthuung zu schaffen sich befugt glaubt, ist Gesetzlosigkeit Gesetz worden und wird im Namen der Gerechtigkeit die Gerechtigkeit erwürgt. — Hatte der Ermordete als Schriftsteller gesündigt: so war er durch die Macht der Wahrheit zu strafen. Morden heißt nicht widerlegen. Für eine heilige Sache Dolch und Mordbrennerfackel schwingen, heißt mit dem Teufel zur Ehre Gottes Bund machen und jeden Ravaillac unter die Heiligen versetzen. Ist die Weisheit des Heidenthums herrlicher geworden, denn die Weisheit des Christenthums, und Cato's Lehre hochsin-

niger, als das Wort des göttlichen Sohnes? Lasset die Heiden ihren Brutus preisen, der einen Cäsar tödtete, um einen schlechtern Augustus an dessen Statt zu erhalten; Christus wollte selbst gegen solchen Augustus kein aufruhrlustiges Volk. Lasset ein verwildertes Zeitalter den Pfeil von Wilhelm Tells Rache rühmen. Auch nicht das Blut in der hohlen Gasse bei Küßnacht, sondern der Schwur gerechter und redlicher Männer im Grütli, und Billigkeit selbst gegen ihre Todfeinde, hat die Freiheit des eidgenössischen Hirtenvolks gegründet. Noch nie war Sünde eine Mutter des Segens; nie wird sie es bei uns sein. Aber wir hoffen zur Gerechtigkeit unserer Könige, sie werden den Wahnsinn des Einzelnen nicht an ihrem Volke rächen, und die Sünde des Einen nicht mit einer verderbenvollern aufwiegen wollen.“ So dachte man im Volk.

Selbst Viele von denen, welche Kotzebue's offene Gegner, oder Feinde der Sache gewesen waren, die derselbe mit allen Waffen des Witzes und der Ueberredungskunst verfochten hatte, wurden durch jene Unthat empört. „Das ist immer das Loos der gerechten Sache gewesen, sprachen sie, daß der unbedachte Eifer ihrer Freunde ihr mehr, als aller Eifer der Widersacher schaden mußte. In seinem Wahnsinn glaubte der verblendete Jüngling den Stahl in die Brust des Feindes zu stoßen, und stieß ihn in die Brust dessen, was er liebte. Denn nun hat er den, welchen er zu tödten wähnte, erst mächtiger ins Leben gerufen. Die Stimme des Ermordeten wird siegreicher, als das Wort des Lebendigen schallen. Nun drückte eine heillose That erst dem, was bisher Verleumdung hieß, das Gepräge der Glaubwürdigkeit auf. Zeter werden die Feinde gesetzlicher Freiheit über die Schutzredner derselben schreien; über die Bekenner der ewigen, nun mit Verbrechen besudelten Wahrheit; über die helldenkenden Lehrer der Hochschulen; über die Werke der Schriftsteller. Das sind, wird man schreien, die Früchte des vergötterten Zeitgeistes, das

die Früchte des allzugutmüthigen Glaubens, selbst der Fürsten, an ihn! So wird man schreien. Mit Schüchternheit werden die volksfreundlichsten Könige ihren Unterthanen kaum die Hälfte gewähren von dem, was sie denselben in Fülle zugedacht hatten. Wer darf es ihnen verargen? Man wird auf den Schulen die Worte der Lehrenden wägen; Horcher der Polizei in die Kirchen senden; die Freiheit der Presse vernichten; den Völkern den Mund stopfen, daß sie nicht seufzen können."

Andere aber, in welchen die Wallungen des Parteigeistes selbst das schöne Gefühl der Menschlichkeit erstickte, und die offenen Krieg dem langsamen aber festen Fortschritt zum Bessern vorzogen, erkannten in dem Mörder nur einen Edeln, welcher sich selbst für die heilige Sache des deutschen Volks zum Opfer dargebracht habe. Sie priesen ihn in Rede und Gesang, und trachteten von seinem Haar oder Gewand, oder was ihm eigen gewesen, zu empfangen, wie Ueberbleibsel eines Märtyrers. Zwar trugen sie Scheu, öffentlich die That zu rühmen, von deren Schmach und Folgen das deutsche Volk sich loszählte, aber doch versuchten sie die Entschuldigung derselben in dem allgemein verachteten oder verhaßten Treiben und Streben des Ermordeten. Andere scherzten darüber mit welscher Leichtfertigkeit. Andere sprachen: Es gibt gewisse Handlungen, welchen der gewöhnliche Maßstab bürgerlicher Pflichten und Rechte, selbst der christlichen Tugendlehre nicht angelegt werden kann. Sie stehen als Kinder der Nothwendigkeit, als Thaten des Schicksals, als Gottesurtheile da. Nach bürgerlichem Gesetz muß der Mörder sterben, nach dem Gesetz der höhern Menschheit wird er in den Jahrbüchern derselben ruhmvoll leben. Eine That, wie diese, mußte geschehen, als ein Zeichen, wessen das Volk in der Verzweiflung fähig sei, als ein Schrecken für jene, welche im hochgebornen Stolze mit dem Werth der Nationen ungestraft tändeln, und an den Rechten der Völker ungestraft freveln zu

dürfen wähnen. Und verschmähen sie dies Zeichen, so kann ein zweites geschehen. Gewaltthat weckt zur Gewaltthat; und wer den Strom, der die Länder befruchten sollte, mit Dämmen zurückschwellt, wahre sich, daß er in der Fluth nicht untergehe, die er selbst erst verderberisch gemacht.

Solch eine Sprache, theilhaftig der Blutschuld, die sie pries, und gefährlicher, denn diese, weil sie größere dräuete, blies den lange glimmenden Zorn derer in Flammen auf, welche mit nicht geringerm Eifer für die verbriefeten Rechte ihres Standes, wie jene für die unverbrieften Rechte der Nation stritten. „Ist dies", riefen sie, „ist dies nicht die Sprache der Robespierre's, Marats, Dantons und jener Unholden aller, welche in der Schreckenszeit Frankreichs das Heilige durch Verbrechen gründen, das Glück des Volks mit Zerstörung der Paläste und Hütten bauen, die Freiheit mit Kerkern, Guillotinen und Dolchen in die Welt einführen und eine bessere Ordnung durch Gesetzlosigkeit schaffen wollten? Ist es dahin gekommen, daß solche Sprache auf deutschem Boden gehört werden muß? daß unser Vaterland die Werke der Verruchtheit rühmen soll, die es bisher, in eigener Unbeflecktheit, an andern Völkern verabscheuet hat? daß unser Jahrhundert den blutdürstigen Wahnsinn politischer Meinungen edel finden soll, während es vor den blutdürstigen Religionsschwärmereien vergangener Jahrhunderte schaudert? Männlich, in offener Fehde, ehrenhaft, trat bisher der Deutsche dem Fremden entgegen: soll nun gelten für Heldenwerk, daß der Deutsche dem Deutschen mit dem Dolche nachschleicht, daß der Jüngling den wehrlosen Greis niederbohrt? So sind die Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen, und das Verschwinden öffentlicher Sicherheit führt den Krieg Aller gegen Alle herein. So hält die Würde der Unschuld den Arm des Frevlers nicht mehr zurück, sobald er im Rausche seines Wahnes sie verdammen will, und die Majestät des Purpurs rettet nicht mehr

vor dem Mordeisen des begeisterten Bösewichts. Es ist Zeit, daß dem ungeheuern Wahnsinne unzerbrechbare Schranken gesetzt werden, ehe er Ruhe und Glück des ganzen Vaterlandes zertrümmert. Das sind die Wirkungen der ungezügelten Preßfreiheit, und des gefährlichen Rathschlages, Völker zu bewaffnen für die Sache der Throne.“ — So redeten sie.

---

20. **Mordanschlag Königs. — Unzufriedenheit des Volkes in einigen Rheingegenden. — Auflauf des Pöbels in vielen Städten gegen die Juden.**

Allerdings blickten Deutschlands Fürsten mit Besorgniß auf das Unheil, welches der Geist der Entzweiung in immer größerm Maße zu erzeugen drohte. Doch füglich vertrauten sie, unerschütterbar durch das Geschrei jener Einzelnen, dem Biedersinn deutscher Nation, gleichwie die Nation mit Zuversicht auf ihre Fürsten sah, die der Völker billige Wünsche zum Theil schon erfüllt hatten, oder sie zu erfüllen sich bereiteten. — Durch nichts verrieth sich wenigstens das schrecklichste aller Uebel, welches die bisherigen Ereignisse für den Staat hätten entwickeln können: Argwohn und Mißtrauen der Landesherren gegen den treuen Sinn ihrer Unterthanen, der nothwendig hinwieder der Unterthanen Argwohn und Mißtrauen gegen die Absichten der Höfe aufgeschreckt, und eine Reihe von schwarzen Tagen früh oder spät über Deutschland heraufgeführt haben würde. Denn so der Fürst nicht mehr gleichmüthig und unabhängig, Gott und sein Volk im Herzen tragend, erhaben über den Parteien steht, sondern den Eingebungen der Einen oder der Andern allzuleichtgläubig folgt, hört er auf, gerechter Vater der Uebrigen zu sein, von denen er sich entfernt, und ist er nicht mehr seines Volkes, sondern seiner Partei Haupt.

Es war ein schweres Werk, in Augenblicken, wie in diesen, königliche Unbefangenheit zu behaupten, zumal es nicht an Personen fehlte, welche in der Nähe der Höfe Geschrei erhoben, als stehe die Umwälzung aller Dinge nahe; als sei über gesammtes Deutschland ein Netz finsterer Verschwörungen gezogen, als sei die Frevelthat Sands dieser Verschwörungen That. Man beschränkte sich einsweilen bloß auf Untersuchungen. Man engte an mehrern Orten die Preßfreiheit ein, damit sie durch Unbehutsamkeit nicht den erwachten Fanatismus stärker reize. Man ergriff gegen einige Hochschulen, von welchen die gefährliche Schwärmerei vorzüglich ausgegangen zu sein schien, strengere Maßnahmen.

Aber neue Ereignisse drangen herbei, jenem Geschrei höhere Beglaubigung zu geben. Es offenbarte sich aus den veranstalteten Untersuchungen über Kotzebue's Tod, daß einige junge Männer in Deutschland, wo nicht die schauderhaften Entschlüsse, doch die staatsbürgerlichen Grundsätze des verhafteten Mörders hatten, und, wenn auch ohne Theil an der blutigen Handlung, doch nicht ohne Billigung derselben waren.

Dann plötzlich scholl die Kunde von neuversuchtem Meuchelmord gegen einen deutschen Staatsbeamten. Ein junger Mann, Löning, Apotheker zu Idstein, bewaffnet mit einem Dolch und zwei Terzerolen, hatte unternommen, den Präsidenten der nassauischen Regierung, Ibell, meuchlings niederzustoßen (1. Juli 1819). Die That war ihm mißlungen; der Verbrecher entleibte sich.

Zugleich ward von Ausbrüchen der Unzufriedenheit in rheinischen Gegenden gehört. Hier klagten die Einen lauter über ungemessenen Druck der Steuern; die Andern über Eingriffe in ihre ältern Rechtsame, oder über Verletzung derjenigen Freiheiten, welche sie einst als Theile des französischen Reiches genossen hatten, und die ihnen, bei der Einnahme ihrer Gegenden durch deutsche Waffen, mit Verheißungen größerer Vortheile unter Deutschlands

Fürsten zugesichert worden waren. Die Provinzen Starkenburg und Oberhessen im Großherzogthume Hessendarmstadt führten vor allen ihre Beschwerden am lebhaftesten. Mit Ungeduld verlangten sie Zusammenberufung der Landstände. Manche der Mißmuthigsten verweigerten die Entrichtung der Abgaben.

Bald nach diesem erfuhr man von wildem Regewerden des Pöbels in vielen Städten, welcher seinen ersten Grimm gegen die Juden zu richten drohte. Man hörte von Aufläufen, von Mißhandlungen der Hebräer, von Zerstörung oder Plünderung ihrer Wohnungen. Diese Unfuge geschahen alle auf so von einander entfernten Punkten Deutschlands, und doch so plötzlich und gleichzeitig, wie zu Würzburg (3. August), Frankfurt am Main 10. August) Darmstadt (12. August), Baireuth (12. August), Sommerach (18. August), Hamburg (20. August), Heidelberg (25. August), Karlsruhe (27. August), und andern Orten, daß man hätte vermuthen sollen, in diesen zusammentreffenden Bewegungen des Pöbels liege weniger Zufall, als absichtsvoller Plan.

In der That trugen manche Gegner der Volksrechte kein Bedenken, die oft trotzigen Aeußerungen einzelner Schriftsteller, die Schritte der Meuchelmörder, die Bewegungen und Klagen am Rhein, mit den Gährungen und Versuchen des gemeinen Mannes wider die Israeliten in geheimnißvollen Zusammenhang zu bringen. Ihrer, von Furcht oder einer unedeln Leidenschaft, geblendeten Einbildung schien Alles nur Aeußerung einer weitverzweigten Verschwörung zu sein, welche, von Einzelnen aus der Verborgenheit des dunkeln Hintergrundes wohlberechnet und geleitet, den Umsturz von Deutschlands bestehenden Verfassungen, Ständen, Ordnungen und Gesetzen begehre. Die seit langen Zeiten unerhört gewesene Verfolgungssucht des Stadtpöbels gegen die Hebräer ward von ihrem Argwohne für ein Werk der Verschwornen, und erstes Pulsgreifen der Nation gehalten.

eben so sehr die Unbefangenheit, als die Unkunde eines Ausländers über Deutschlands Wesen und Hochschulen laut machten, könnte allenfalls als Beweis gelten, wie leicht selbst gute Fürsten durch einseitige Berichte ihrer Untergebenen irregeleitet werden mögen. Indessen diese Wirkung hatte Stourdza's Schrift nicht; wohl aber eine andere und sehr bedeutsame. Diese dankte sie weniger dem eigenen Werthe, als den persönlichen Verhältnissen ihres Urhebers im Gefolge eines großen Fürsten. Ihren für Deutschland allfällig nachtheiligen Eindruck sogleich bei den Höfen zu schwächen, erhoben sich zahllose Stimmen zu ihrer Berichtigung oder Entkräftung. Wenige redeten ihr das Wort. Darüber entzündeten sich neue, verdoppelten sich alte Leidenschaften. Jene immer regen Parteien, von denen die eine das durch Verfassung geschirmte Volksrecht, die andere Willkür der Fürsten, eine andere staatsthümliche Einheit Germaniens, eine andere die Rechtsame des Adels gegen Fürst und Volk, eine andere Anderes verfocht, traten mit frischer Erbitterung ins Feld. Ungestüm und Brausen Aller, und dazu der Zorn der beleidigten Jugend und ihrer Lehrer an den Hochschulen, schien Stourdza's Ansichten wirklich eher zu rechtfertigen, als zu widerlegen. Aber man muß, wie keinen Menschen, auch kein Volk nach dem flüchtigen Augenblick des gereizten Gemüthszustandes beurtheilen.

Neben diesen Hadereien war der Bürgerstand und Adelstand in immer schroffern Gegensatz zu einander getreten. Es war nur noch von Herrenthum und Bürgerthum die Rede, und in der Meinung des Tages fast geächtet, wer nur eigene Parteilosigkeit zu behaupten versuchte. Der Adel warnte die Fürsten; seine Gegner das Volk. Jener deutete bedenklich auf das anwachsende Regewerden der Menge; auf die Vermessenheit öffentlicher Schriften, in denen ohne Scheu Handlungen der Landesherren, Verfügungen der Obrigkeiten dem allgemeinen Tadel oder Spott preis-

gegeben würden; auf die, einen republikanischen, selbst staatsumwälzerischen Geist hauchenden Gesänge, worin Thronen und Baronen Untergang angekündet wären; auf den in den Turnplätzen herrschenden Ton der Meister und Jünger wider bestehende Ordnungen; auf das kühnere Wesen selbst der untern Volksklassen; auf die Bewegungen mehrerer Gemeinden im Großherzogthum Hessen, um Herstellung einer ständischen Verfassung zu beschleunigen; auf das Zusammentreten vieler tausend Handels- und Gewerbsleute der verschiedensten Gegenden, vereint in Unterschriften, um freiern Verkehr der Waaren in Deutschland und Abänderung der Handelsverträge mit ausländischen Staaten durchzusetzen. Furcht oder schadenfrohe Klugheit vermengten dabei rücksichtlos das Wirkliche mit dem Schein; vergrößerten das Geschehene, und spiegelten das Mögliche unter grauenvollen Schreckbildern vor, wenn nicht zeitig, mit Entschlossenheit, eigenmächtigen Einmischungen der Unterthanen in Staatsangelegenheiten Einhalt geschähe.

Die Gegner des Adels, dessen mächtiges Wort an den Höfen fürchtend, verdoppelten hinwieder ihre Anstrengungen, durch Begeisterung alles Volkes dem Einflusse jener vor dem Throne Gegengewicht zu bieten. Da ward das Wort nicht mehr abgemessen; auf jede Weise gewirkt, die Gemüther zu wecken, und was von oben herab gethan oder nicht gethan ward, als gehässige Wirkung der emporstrebenden Feinde deutschen Ruhmes, deutscher Volksrechte zu verdächtigen.

Die Fürsten beobachteten bei diesem traurigen Zwiespalt würdevolle Ruhe; nur dem allzuwilden Treiben in öffentlichen Blättern gaben sie hin und wieder Beschränkungen. Aber auch die Völkerschaften verloren beim Anblicke der stürmischen Parteigeister keineswegs die ihnen geziemende stille Haltung, keineswegs die Treue am Thron, oder die Ehrfurcht vor dem Gesetz. Ohnedem hatte der größere Theil des südlichen Deutschlands das Gut schon em-

pfangen, nach welchem Andere noch verlangten; und die noch verlangten, trauten schweigend dem Worte ihrer Landesherren, wie dem Gebote des Zeitalters. Scheu trugen alle Länder vor Frevel. Möglich konnte dieser nur im Gemüthe einzelner Personen werden, welche, in der Trunkenheit ihrer Liebe oder ihres Hasses, über die ewigen Grenzen des Rechts hinaustaumelten.

---

19. Die Ermordung Kotzebue's. Verschiedenartige Urtheile.

Leider geschah das Mögliche. — **Chez les allemands il y a loin de la plume au poignard!** hatte Johannes Müller in seinem Berichte über die Preßfreiheit (5. März 1809) zum Könige von Westphalen gesagt. Nun war's, zehn Jahre später, nicht mehr so. August von Kotzebue, einst Lieblingsschriftsteller in Deutschland, jetzt verhaßt, weil er, der herrschenden Sehnsucht entgegen, der beredteste und gelesenste Wortführer für die Sache des Adels und willkürlicher Herrschaft war, und weil er, im Hader mit achtungswürdigen Gelehrten, sie, in seinen geheimen Berichten an Rußland über deutsches Schriftenthum, verunglimpft hatte, — er fiel, meuchelmörderisch hingerichtet, durch den Dolch Sands (23. März 1819). Der Verkündung des Verbrechens folgte allgemeines Entsetzen.

Bedächtig, mit reifer Ueberlegung, mit Verachtung der ihn selbst treffenden Folgen, hatte der jugendliche Mörder, sonst im Kreise seiner Freunde als ein stiller, edelsinniger und religiöser Jüngling geliebt, den längst gefaßten Entschluß vollzogen. Dieser Entschluß war Frucht überspannter Gefühle, ungemäßigter Grundsätze und irriger Ansichten der Welt, neben einem fromm-schwärmerischen Sinne. „Unsere Tage, so waren seine Gedanken, fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen ftam-

mend in die Brust geschrieben hat. Bereitet euch; entscheidet euch auf Tod und Leben! Offene, nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet; wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artikel; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten, und die Lage des Volkes sollte die Blüthe sein von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit. Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thronet, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. Viele im großen deutschen Volke mögen mir es zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Feilheit der Gesinnungen dieser Tage. Ein Zeichen muß ich euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit; weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, den Verderber und Verräther meines Volkes, niederzustoßen."

Weitaus die Mehrheit der Nation verabscheute, mit unbestochenem, schlichtem Sinne des Rechts, den blutigen Frevel, welchen der heiligste der Zwecke nicht heiligen konnte. „Denn, sprach man, war der ermordete Dichter in der That Verräther unsers Volks, so stand das Strafamt den Fürsten und Gerichten des Landes zu, nicht den Unterthanen; wo man mit eigener Faust sich oder Andern Genugthuung zu schaffen sich befugt glaubt, ist Gesetzlosigkeit Gesetz worden und wird im Namen der Gerechtigkeit die Gerechtigkeit erwürgt. — Hatte der Ermordete als Schriftsteller gesündigt: so war er durch die Macht der Wahrheit zu strafen. Morden heißt nicht widerlegen. Für eine heilige Sache Dolch und Mordbrennerfackel schwingen, heißt mit dem Teufel zur Ehre Gottes Bund machen und jeden Ravaillac unter die Heiligen versetzen. Ist die Weisheit des Heidenthums herrlicher geworden, denn die Weisheit des Christenthums, und Cato's Lehre hochsin-

dürfen wähnen. Und verschmähen sie dies Zeichen, so kann ein zweites geschehen. Gewaltthat weckt zur Gewaltthat; und wer den Strom, der die Länder befruchten sollte, mit Dämmen zurückschwellt, wahre sich, daß er in der Fluth nicht untergehe, die er selbst erst verderberisch gemacht.

Solch eine Sprache, theilhaftig der Blutschuld, die sie pries, und gefährlicher, denn diese, weil sie größere dräuete, blies den lange glimmenden Zorn derer in Flammen auf, welche mit nicht geringerm Eifer für die verbriefeten Rechte ihres Standes, wie jene für die unverbriefeten Rechte der Nation stritten. „Ist dies", riefen sie, „ist dies nicht die Sprache der Robespierre's, Marats, Dantons und jener Unholden aller, welche in der Schreckenszeit Frankreichs das Heilige durch Verbrechen gründen, das Glück des Volks mit Zerstörung der Paläste und Hütten bauen, die Freiheit mit Kerkern, Guillotinen und Dolchen in die Welt einführen und eine bessere Ordnung durch Gesetzlosigkeit schaffen wollten? Ist es dahin gekommen, daß solche Sprache auf deutschem Boden gehört werden muß? daß unser Vaterland die Werke der Verruchtheit rühmen soll, die es bisher, in eigener Unbeflecktheit, an andern Völkern verabscheuet hat? daß unser Jahrhundert den blutdürstigen Wahnsinn politischer Meinungen edel finden soll, während es vor den blutdürstigen Religionsschwärmereien vergangener Jahrhunderte schaudert? Männlich, in offener Fehde, ehrenhaft, trat bisher der Deutsche dem Fremden entgegen: soll nun gelten für Heldenwerk, daß der Deutsche dem Deutschen mit dem Dolche nachschleicht, daß der Jüngling den wehrlosen Greis niederbohrt? So sind die Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen, und das Verschwinden öffentlicher Sicherheit führt den Krieg Aller gegen Alle herein. So hält die Würde der Unschuld den Arm des Frevlers nicht mehr zurück, sobald er im Rausche seines Wahnes sie verdammen will, und die Majestät des Purpurs rettet nicht mehr

vor dem Mordeisen des begeisterten Bösewichts. Es ist Zeit, daß dem ungeheuern Wahnsinne unzerbrechbare Schranken gesetzt werden, ehe er Ruhe und Glück des ganzen Vaterlandes zertrümmert. Das sind die Wirkungen der ungezügelten Preßfreiheit, und des gefährlichen Rathschlages, Völker zu bewaffnen für die Sache der Throne." — So redeten sie.

---

20. Mordanschlag Lönings. — Unzufriedenheit des Volkes in einigen Rheingegenden. — Auflauf des Pöbels in vielen Städten gegen die Juden.

Allerdings blickten Deutschlands Fürsten mit Besorgniß auf das Unheil, welches der Geist der Entzweiung in immer größerm Maße zu erzeugen drohte. Doch füglich vertrauten sie, unerschütterbar durch das Geschrei jener Einzelnen, dem Biedersinn deutscher Nation, gleichwie die Nation mit Zuversicht auf ihre Fürsten sah, die der Völker billige Wünsche zum Theil schon erfüllt hatten, oder sie zu erfüllen sich bereiteten. — Durch nichts verrieth sich wenigstens das schrecklichste aller Uebel, welches die bisherigen Ereignisse für den Staat hätten entwickeln können: Argwohn und Mißtrauen der Landesherren gegen den treuen Sinn ihrer Unterthanen, der nothwendig hinwieder der Unterthanen Argwohn und Mißtrauen gegen die Absichten der Höfe aufgeschreckt, und eine Reihe von schwarzen Tagen früh oder spät über Deutschland heraufgeführt haben würde. Denn so der Fürst nicht mehr gleichmüthig und unabhängig, Gott und sein Volk im Herzen tragend, erhaben über den Parteien steht, sondern den Eingebungen der Einen oder der Andern allzuleichtgläubig folgt, hört er auf, gerechter Vater der Uebrigen zu sein, von denen er sich entfernt, und ist er nicht mehr seines Volkes, sondern seiner Partei Haupt.

Es war ein schweres Werk, in Augenblicken, wie in diesen, königliche Unbefangenheit zu behaupten, zumal es nicht an Personen fehlte, welche in der Nähe der Höfe Geschrei erhoben, als stehe die Umwälzung aller Dinge nahe; als sei über gesammtes Deutschland ein Netz finsterer Verschwörungen gezogen, als sei die Frevelthat Sands dieser Verschwörungen That. Man beschränkte sich einsweilen bloß auf Untersuchungen. Man engte an mehrern Orten die Preßfreiheit ein, damit sie durch Unbehutsamkeit nicht den erwachten Fanatismus stärker reize. Man ergriff gegen einige Hochschulen, von welchen die gefährliche Schwärmerei vorzüglich ausgegangen zu sein schien, strengere Maßnahmen.

Aber neue Ereignisse drangen herbei, jenem Geschrei höhere Beglaubigung zu geben. Es offenbarte sich aus den veranstalteten Untersuchungen über Kotzebue's Tod, daß einige junge Männer in Deutschland, wo nicht die schauderhaften Entschlüsse, doch die staatsbürgerlichen Grundsätze des verhafteten Mörders hatten, und, wenn auch ohne Theil an der blutigen Handlung, doch nicht ohne Billigung derselben waren.

Dann plötzlich scholl die Kunde von neuversuchtem Meuchelmord gegen einen deutschen Staatsbeamten. Ein junger Mann, Löning, Apotheker zu Idstein, bewaffnet mit einem Dolch und zwei Terzerolen, hatte unternommen, den Präsidenten der nassauischen Regierung, Ibell, meuchlings niederzustoßen (1. Juli 1819). Die That war ihm mißlungen; der Verbrecher entleibte sich.

Zugleich ward von Ausbrüchen der Unzufriedenheit in rheinischen Gegenden gehört. Hier klagten die Einen lauter über ungemessenen Druck der Steuern; die Andern über Eingriffe in ihre ältern Rechtsame, oder über Verletzung derjenigen Freiheiten, welche sie einst als Theile des französischen Reiches genossen hatten, und die ihnen, bei der Einnahme ihrer Gegenden durch deutsche Waffen, mit Verheißungen größerer Vortheile unter Deutschlands

Fürsten zugesichert worden waren. Die Provinzen Starkenburg und Oberhessen im Großherzogthume Hessendarmstadt führten vor allen ihre Beschwerden am lebhaftesten. Mit Ungeduld verlangten sie Zusammenberufung der Landstände. Manche der Mißmuthigsten verweigerten die Entrichtung der Abgaben.

Bald nach diesem erfuhr man von wildem Regewerden des Pöbels in vielen Städten, welcher seinen ersten Grimm gegen die Juden zu richten drohte. Man hörte von Aufläufen, von Mißhandlungen der Hebräer, von Zerstörung oder Plünderung ihrer Wohnungen. Diese Unfuge geschahen alle auf so von einander entfernten Punkten Deutschlands, und doch so plötzlich und gleichzeitig, wie zu Würzburg (3. August), Frankfurt am Main 10. August) Darmstadt (12. August), Baireuth (12. August), Sommerach (18. August), Hamburg (20. August), Heidelberg (25. August), Karlsruhe (27. August), und andern Orten, daß man hätte vermuthen sollen, in diesen zusammentreffenden Bewegungen des Pöbels liege weniger Zufall, als absichtsvoller Plan.

In der That trugen manche Gegner der Volksrechte kein Bedenken, die oft trotzigen Aeußerungen einzelner Schriftsteller, die Schritte der Meuchelmörder, die Bewegungen und Klagen am Rhein, mit den Gährungen und Versuchen des gemeinen Mannes wider die Israeliten in geheimnißvollen Zusammenhang zu bringen. Ihrer, von Furcht oder einer unedeln Leidenschaft, geblendeten Einbildung schien Alles nur Aeußerung einer weitverzweigten Verschwörung zu sein, welche, von Einzelnen aus der Verborgenheit des dunkeln Hintergrundes wohlberechnet und geleitet, den Umsturz von Deutschlands bestehenden Verfassungen, Ständen, Ordnungen und Gesetzen begehre. Die seit langen Zeiten unerhört gewesene Verfolgungssucht des Stadtpöbels gegen die Hebräer ward von ihrem Argwohne für ein Werk der Verschwornen, und erstes Pulsgreifen der Nation gehalten.

Die Mehrheit aber maß diesem Schreckbilde keinen Glauben bei. „Denn", sprach Jeder, „eine Verschwörung Weniger konnte so verschiedenartige und gleichzeitige Erscheinungen nicht hervorrufen; eine Verschwörung von zahlreichen Mitwissern würde verrathen sein, ehe sie reif geworden. Selbst die sorgfältigsten Nachspürungen, seit Kotzebue's blutiger Schatten Rache rief, hatten von dem Vorhandensein eines großen, staatsgefährlichen Bundes keinen Beweis gegeben. Jene tadelnswerthen Schriftsteller wurden vom Eigendünkel geblendet. Jene Menchelmörder folgten den Eingebungen eines durch Begriffverwirrung entsprungenen Wahns, in welchem sie Löbliches und Unsterbliches für ihr Volk zu verrichten meinten. Jene Ungeduld und Niedergeschlagenheit in einigen Rheingegenden mag leichter aus der Empfindung vorhandener Uebel, als aus dem Lesen von Büchern über Staatsverwaltung entstanden sein. Und der Lärmen wider die Israeliten läßt sich ohne Mühe begreifen, wenn man das tiefgewurzelte, religiöse und bürgerliche Vorurtheil der untern Volksklassen gegen die verschmitzten, sich mit keiner Nation vereinigenden Bekenner Mosis, wenn man den gewaltigen Reiz des ersten Beispiels auf Gemüther kennt, deren eigene Neigung nur solchen Vorgang erwartet, um das Gleiche zu thun; wenn man den schlauen, gefühllosen Wuchergeist der meisten Hebräer gegen verarmte Familien der Christen, wenn man das kecke Großthun, den Uebermuth und die platte Prangerei Vieler derer kennt, die sich durch Spekulationen Reichthum, durch Reichthum Ansehen und Würden im Lande zu schaffen wußten, ohne anderes Verdienst um das Land, als Geld und Geschmeidigkeit, zu haben; wenn man daneben die Noth zahlloser Menschen kennt, welche beim Stocken der Gewerbe, beim Minderwerden des Handels, beim Mangel hinlänglichen Verdienstes düster umhergehen, während der Juden Wohlstand durch die Verarmung von Jenen behaglich schwillt."

Welches aber auch die Ursachen so vieler, in den engen Raum weniger Monate zusammengedrängter Begebenheiten sein mochten, die noch größere Uebel herbei zu rufen schienen, als sie selbst gebracht hatten: die Fürsten wurden ernster. Die Störung öffentlicher Sicherheit und innern Friedens waren angehoben. Fürstenpflicht ward es, das erste Bedürfniß des Gemeinwohls: Sicherheit, Gesetz und Ordnung, zu schützen, ohne welches kein Gemeinwesen, keine häusliche Ruhe, kein Eigenthum, kein Leben, kein Recht geborgen steht. Hätten sie gleichgültig zu den vielfältigen Unthaten und Unfugen geschwiegen, so würden die Völkerschaften mit Grund die Sorglosigkeit der Regierungen angeklagt, die Mißvergnügten (deren kein Land, auch das glücklichste, leer ist) verwegenern Muth gefaßt, und die Beeinträchtigten oder Bedrohten gesetzlose Mittel zum Selbstschutz ergriffen haben. In wohleingerichteten Staaten soll nichts durch Willkür und Eigenmacht der Einzelnen, Alles auf dem Wege des Rechts geschehen. Das fühlten, das forderten die Deutschen.

Den ruhigern Beobachtern der Zeit ward jedoch bange, daß die Sache des Volks nach dem Maße der Wenigen beurtheilt werde, welche das Wort zu führen bisher allein Lust oder Mittel gehabt hatten. Denn die Einen von diesen hatten, statt Ehrfurcht, statt Vertrauen und Liebe, nur Haß und Hohn gepredigt; die Andern, statt weises Beachten vorhandener Mängel, Mißtrauen und Argwohn ernährt; Beide, statt Frieden, Unfrieden befördert, und mit ganz entgegengesetzten Zwecken, aber vereinigten Kräften, die Herzen der Fürsten ihren treuen Unterthanen zu entfremden gearbeitet.

Mancherlei begab sich, was die Furcht der Unbefangenern bestätigen zu wollen drohte. Die Freiheit der Presse ward in verschiedenen Ländern durch fürstliche Befehle auf verschiedene Weise noch enger begrenzt. — Die Ständeversammlung des Großherzog-

thums Baden ward jählings, und mitten im Gange ihrer öffentlichen Verhandlungen, durch ein Gebot des Landesherrn unterbrochen und vertagt. — Im deutschen Norden wurden die Turnplätze der Schulen geschlossen. — Von dortaus wurden strenge und weitverbreitete Nachforschungen veranstaltet, um mit Grund zu erkennen, ob die Mordentwürfe Sands und Lönings, ob die Regungen in einigen Rheingegenden, ob die Pöbellärmen gegen die Juden, ob so manche andere verdächtig gewordene Erscheinungen vielleicht Wirkungen eines geheimen, schwärmerischen Bundes, einer verbrecherischen Verschwörung wider die Throne und bestehenden Ordnungen der Staaten seien? — Man hörte von vielen Verhaftungen, Hausdurchsuchungen, Verhören und Freilassungen; von Wegnahme der Papiere, und wie selbst argloser, vertraulicher Briefwechsel zwischen Aeltern und Kindern, Schwestern und Brüdern, Freunden und Freundinnen von den Polizeibehörden durchspäht wurde, um die Spur eines Pfades zu entdecken, der in das Geheimniß hineinleiten könne. Uebermäßiger Diensteifer mancher Beamten und Angestellten mochte weiter schreiten, als die Fürsten mildern Sinnes wußten und wollten. Vielfach mochte damit das Zartgefühl und der Rechtssinn verwundet werden, welcher bisher den Deutschen vorzugsweise heilig gewesen war. Mancher Schuldlose fühlte sich gekränkt. Eine schmerzliche Niedergeschlagenheit verbreitete sich durch einen großen Theil Deutschlands. Die Klage, welche sich nicht mehr öffentlich laut zu machen wagte, ging rückwärts von Mund zu Mund in die Tiefen des Volks, und rührte oder schreckte selbst die, welche bisher an allem Geschehenen nur oberflächlich Antheil genommen hatten. Mit Bestürzung wurden andere deutsche Völkerschaften gewahr, daß jene Verfügungen selbst auf sie einwirkten, die doch zufrieden unter ihren Landesherren, unter ihren neuen Verfassungen und verbesserten Gesetzgebungen gewohnt hatten. Und sie, die

Wohlvergnügten, nun ohne eigenes Veranlassen wie Mißvergnügte behandelt, zitterten für Dasein und Dauer der edeln Kleinodien, welche ihnen durch die Vaterhuld ihrer Fürsten kaum erst gewährt worden waren.

---

21. Verschiedene Ansichten über die Mittel zur Bewahrung des Volksfriedens.

Allerdings mußte in diesen Augenblicken denen, welchen Ehrfurcht vor den Thronen, gesetzliche Ordnung, Ruhe und Freiheit heilig waren, die Lösung der Aufgabe wichtig werden: Was zu thun sei, um Deutschlands gefährdeten innern Frieden sicher zu stellen? Die Urtheile über die zweckgemäßesten Mittel aber trennten sich an den Höfen und unter den einsichtvollsten Staatsmännern eben so sehr, wie im Volk.

Darüber waren alle Unbefangene einig, daß nach solchen mannigfaltigen und betrübenden Vorgängen entscheidende Maßregeln ergriffen werden müßten, allgemeineres Unglück zu verhüten; ferner, daß es durchaus nicht die große Masse des Volks sei, welche Staatsumwälzungen drohe oder wolle, sondern eine im Verhältniß zu zwanzig bis vierzig Millionen Menschen äußerst geringe Menge von Einzelnen, Zerstreutumherlebenden, welche sich zu überspannten Wünschen und voreiligen Hoffnungen, durch ein Traumbild von Größe, Kraft und Bestimmung deutscher Nation habe begeistern lassen.

„Aber eben diese sind es," sprachen die Einen, „eben diese sind es, welche in ihrer Schwärmerei für das, was die Völkerschaften heute selbst noch verabscheuen, durch fortgesetztes Anregen nach und nach stimmen werden. Die Masse des Volks ist ein zwar träger, aber doch beweglicher Ozean, welcher lange durch Winde nur oberflächlich gekräuselt, allmälig aber vom fortdauernden Sturm und dem schwankenden Gewichte seiner eigenen Wogenlast tiefer be-

wegt wird. Schwer ist er zu beruhigen, sind einmal die Grundwellen aufgerührt. Wer erinnert sich nicht noch jener Ruhe des französischen Volks vor dem Jahre 1788? Mit wie fast abgöttischer Liebe hing es damals noch an seinem Könige! Wie geringfügig war damals im Verhältniß zur Nation die Partei der einzelnen Schwärmer, welche unter dem monarchischen Scepter der Bourbonen von Freiheit, Gleichheit und Republik träumten! Und doch war es eben diese kleine Partei, welche nach und nach so viele Millionen Seelen in schreckenvolle Gährung versetzte. Wer hätte jemals im Jahre 1788 zu vermuthen gewagt, daß dasselbe Volk vier Jahre später den König, welchen es angebetet hatte, mit Freudengeschrei zum Blutgerüste schleppen würde?

„Deswegen muß man weniger auf die geringe Anzahl von Genossen einer politischen Partei, als vielmehr auf die Verwegenheit ihrer Entwürfe, und auf das Verderbenschwere ihrer Grundsätze, so wie auf die Wege und Mittel achten, mit welchen sie ihre Ziele beliebt zu machen trachtet, zumal wenn die Natur Empfänglichkeit dafür äußert.

„Bergen wir uns aber nicht, daß die deutschen Völkerschaften wirklich in einem ungewöhnlich reizbaren Zustande sind. Dieser ist schlechterdings nicht die Folge von Bedrückungen durch ihre Fürsten, oder vom Uebermuthe des Adels, oder von Verschlechterung öffentlicher Einrichtungen, oder von Härte der Gesetzgebungen. Denn, mit Ausnahme jener Länder, welche ihre Verfassungen abänderten, sind in den übrigen noch alle jene Ordnungen unversehrt vorhanden, welche *vor* den Napoleonischen Kriegen bestanden, und unter denen sich Alles so lange glücklich gefühlt hat. Ja, Vieles sogar ist hier seitdem, was in Sache und Form hart schien, theils durch die Landesherren selbst, theils durch den edlern Ton gemildert worden, welchen eine feinere Bildung der verschiedenen Stände unvermerkt herbeiführte.

„Aber die maßlosen Anstrengungen, zu welchen die Deutschen unter dem Bajonet fremder Sieger getrieben worden waren, dann diejenigen, welche sie in Bekämpfung des allgemeinen Feindes machten, haben das Volk bis ins Innerste erschüttert, und man könnte sagen, eine fieberhafte Empfindlichkeit hervorgebracht. Alles Wundgewordene, welches in jenen frühern Aengsten, und späterhin in dem Ausbruche verzweiflungsvollen Zorns, kaum bemerkt ward, schmerzt nun erst, in dem Augenblicke, da der lange vermißte Friede wieder besteht, und man auf vollesten Genuß von dessen Seligkeit gezählt hatte. Noch sind aber die Schatzkammern leer, die Staatsschulden ungetilgt, die Gewerbe und Handelsverkehre zerrüttet, die Lücken jedes häuslichen Vermögens unausgefüllt. Darum klagt der Unmuth — wer ist grausam genug, es ihm zu verargen? — Er sehnt sich nach Besserm in ungewissen Richtungen umher; er forscht und horcht nach Rath. In dieser Bewegung ertönen ihm die wilden Stimmen jener Einzelnen, welche alle Uebel des Lebens, alles fortdauernde Leiden der Unterthanen ein Werk der Fürsten, oder der Selbstsucht der höhern Stände nennen, welche allfällige Fehler derselben mit den grellsten Farben malen, um Verachtung oder Haß zu zeugen; oder von Volksrechten, von freien Verfassungen reden, um die Unterthanen mit dem Gedanken zu entflammen, Selbsthilfe auf Kosten bisher geehrt gewesener Staatsordnungen und fremder Rechte zu schaffen.

„Darum ist die Partei jener Einzelnen, welche mit Wort und Schrift gegen die Grundsätze monarchischer Staatseinrichtungen offenen Krieg anheben will, keineswegs länger als unbedeutsam anzusehen. Ihre Reden finden nur allzubereitwillige Ohren, und um so gläubigern Beifall, je weniger die Menge eigenen Urtheils und Prüfens fähig ist, oder je unbehaglicher ihr der wirkliche Zustand der Dinge für den Augenblick sein mag. Die Volksmenge glaubt in denen, die reizende Vorspiegelungen und freveln Rath

bringen, nur ehrliche Fürsprecher und Freunde zu erkennen, weil sie Männer unter denselben erblickt, welche bisher, als Lehrer oder als Schriftsteller, allgemeine Achtung genossen haben.

„Eben diese, welche — ja, man kann es zugeben — nicht so sehr aus unredlichen Absichten, als vielmehr aus einer durch Unkunde der wirklichen Verhältnisse entstandenen Selbstverblendung fehlen, haben gerade durch ihre ausgezeichneten Geistesgaben, durch die Macht ihrer Beredsamkeit, mit der sie ohne Mühe den Schein in Wahrheit, die Wahrheit in Schein verwandeln, gewaltigern Einfluß, als jeder Andere. Und was noch mehr ist, unsere arglosen Fürsten selbst gaben ihnen auf dem Wiener Kongresse durch den dreizehnten Artikel der Bundesverfassung eine Waffe in die Hand, welche sie nur allzugeschickt zu führen wußten. Es war doch wohl vorauszusehen, daß nicht Gelehrte und Schriftsteller, daß nicht einzelne Unterthanen, daß nicht das Volk in Masse, sondern die Souveräne allein Ausleger der Worte sein konnten, die sie ausgesprochen hatten: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Während der Artikel jedem Souverän freien Spielraum ließ, eine Verfassung nach den Bedürfnissen seines Staates zu bilden, beschränkten ihm jene Volksredner eigenmächtig diese billige Freiheit; wurden sie, geleitet von ihren Lieblingsideen, eigenmächtige Ausleger jener Worte, und machten sie in der leichtgläubigen Menge Erwartungen laut, welche nie, oder nur mit Zerstörung alles vorhandenen Gutes und Glücks, erfüllbar sind.

„Sollen deswegen die Fürsten, sollen deren Staatsdiener dem Ungestüm jener falschen Erwartungen nun den ganzen Werth ihrer bessern Ueberzeugungen, ihrer vielseitigern Erfahrungen ruhig hinopfern? Sollen sie sich vom Getöse jener Dränger schrecken und auf einen andern Weg hinschüchtern lassen, den sie für den Weg des Unheils erkennen? Ja, kann es in diesem Augenblick mit der

Wohlfahrt der Völker und mit der Ehre der Monarchen bestehen, daß die Regierungen nachgiebige Schwäche vor dem Toben einer lärmenmachenden Partei zeigen? Wird nicht, auch was jene ihren Unterthanen mit freudigstem Willen geben möchten, jetzt Vielen viel zu wenig, Allen aber werthlos dünken, weil es nicht freiwillig, sondern abgetrotzt geworden zu sein scheint? Wird der gährende Mißmuth sich begnügen, oder wird er, wenn einmal Ehrfurcht vor der Stärke und Majestät des Throns gewichen ist, weiter schreiten? Welches ist wahrscheinlicher? Und wo zuletzt wird er still stehen?

„Daher muß erst jene Partei mit Ernst zum Stillschweigen gebracht werden, damit die Fürsten freihandelnd dastehen, und ihre Gewährungen dem Volke nicht das verächtliche Ansehen einer Nothgabe haben. Es muß den Demagogen die gemißbrauchte Buchdruckerpresse, und auf der Lehrkanzel die Willkür genommen werden, gegen Thron und Gesetz zu predigen, deren Heiligkeit sie schirmen sollten. Denn eben Buchdruckerpresse und Lehrkanzel, diese weit- und tiefwirkendsten aller menschlichen Werkzeuge, sind ihre Werkzeuge geworden; dadurch beginnen sie, die Gegenwart zu beherrschen, den Ton des Tages zu stimmen, und bemeistern sie sich der Zukunft. Denn das bildsame Gemüth der Jugend geht mit den verführerischen Grundsätzen von ihnen ins Leben hinaus, und sucht ihren Phantomen irgend etwas Entsprechendes zu gestalten. Denket euch dereinst die heut erzogenen, oft zu den wildesten Wagstücken entflammten Jünglinge, als Richter, als Vorsteher, als obere Beamten unsers Volkes, an der Spitze der öffentlichen Verwaltungen, der Heerschaaren, der Kirchen und Schulen! Welcher Zukunft hat sich Deutschland zu gewärtigen?

„Wir wollen zugeben, es bestehe keine verbrecherische Verschwörung; aber wer läugnet das Dasein einer stürmischen, weitverbreiteten Meinungsgenossenschaft hinweg? Um wie weniger furchtbar

sie scheint, weil sie sich ohne Scheu bekennt, um so furchtbarer ist sie in der That. Wir wollen zugeben, daß sie keinen gewaltsamen Aufruhr und Umsturz der Dinge will, weil sie Zeit und Gelegenheit nicht reif genug findet; aber die Handlungen der Lönings und Sands, mit Vernichtung aller menschlichschönen Gefühle und aller Begriffe von Sittlichkeit, Tugend und Recht, und der demselben gezollte Beifall, zeigen: wessen Geistes sie sei, und daß ihr Bestreben auf Vorbereitung künftiger Staatsumwälzungen gerichtet stehe. Es bedarf keines finstern Bundes, keiner Verschwörungen unter ihnen, um ihre Eintracht und Einheit zu bewirken. Sie sind Eins durch Ansichten und Grundsätze. Daher müssen die, welchen die Wohlfahrt und öffentliche Ruhe der Nationen anvertrautes Heiligthum ist, Eins werden in ihrem festen Willen. Nur die allgemeinsten, die einträchtigsten Maßregeln können noch die Ehre der Fürsten, die Rechte aller Volksklassen, die Wohlfahrt von Deutschlands Zukunft retten.

„Man lasse die Wissenschaften in unbeschränkter Kraft blühen; sie sind Hebel des öffentlichen Wohlstandes und des Staatenruhms. Aber wehret der politischen Freigeisterei; sie ist der Ruhe der Nationen und ihrer Sittlichkeit so furchtbar, wie religiöse Freigeisterei der Seelenruhe. Man gebe Landstände; sie sind urdeutsche Stiftung; aber man gebe ihnen ihre ursprüngliche Bedeutung zurück, daß sie eben so sehr die Rechtsame des Throns, wie der Provinzen, Städte und Dorfschaften verwahren helfen, statt alle umwälzerisch zu vermengen. Jene republikanischen Volksvertretungen, jene Oeffentlichkeit der Verhandlungen, welche man anpreisen will, unterhalten weniger die Freiheit, als die Gährung der Staaten. Sie sind auf deutschem Boden fremdes Gewächs, und Niemand kann voraussagen, welche Veränderungen der Genuß von dessen Früchten in der Natur deutscher Nation erzeugen werde.“

So ward von denen geurtheilt, welche aus Gewohnheit und

Liebe des Altbestandenen, oder aus eigennütziger Selbstsucht, allen Aenderungen gesellschaftlicher Ordnung entgegenstrebten, selbst denjenigen, welche das schreiendste Bedürfniß der Zeit rief.

Andere aber sprachen: „Sehet euch vor in dem, was ihr zu thun beginnet! Es wird heut großes Spiel gespielt, in welchem der verliert, welcher, statt mit ruhiger Besonnenheit, mit Leidenschaftlichkeit geht und wagt. Auch geheime Kabinetspolitik und diplomatische Taktik verfangen hier nichts. Man hat es nicht als Staat gegen einen fremden Staat, sondern mit sich selbst zu thun. Vom Volk muß die Rede sein, nicht von der Partei links und rechts. Die wilde Ungebahrlichkeit demokratischer Schwärmerei und die Schlauheit des aristokratischen Stolzes sind die Scylla und Charybdis der Fürsten. Wer sich von der einen zu sehr abwendet, scheitert unausbleiblich an der andern.

„Gewiß nicht die Völkerschaften träumen und sprechen von gewaltsamen Staatsumwälzungen und spiegeln den Fürsten Schreckbilder vor, sondern die ersten Redner der Parteien. Unsere Völker sind ruhig. Es ist noch zu allem Guten die gute Zeit vorhanden, wenn man das Gute redlich will. Schon der oberflächlichste Blick auf Deutschland, wenn man nicht schlechterdings Gespenster sehen will, belehrt Jeden, daß hier von keiner gewaltsamen Revolution die Rede sein, und daß noch weniger Deutschland im Jahre 1819 mit Frankreich im Jahre 1789 verglichen werden könne. Frankreich war damals, wie jetzt, ein einiger Staat, und die Bewegungen der Hauptstadt zuckten unmittelbar, wie vom Herzen durch den Körper des ganzen Reiches, weil Alles einerlei Interesse hatte. In Deutschland hingegen steht nicht etwa ein einziges Staatsganzes; sondern es sind vielfache, von einander unabhängige Staaten vorhanden, mit verschiedenen Interessen ausgestattet. Was den Einen quält, thut dem Andern nicht wehe. Jeder will sein eigenthümliches Leben behaupten, und jede

dieser Völkerschaften hält an ihr angestammtes Fürstenhaus, unbekümmert um die übrigen. Daher ist keine allgemeine Umstürzung der Dinge auch nur gedenkbar, so lange die Fürsten nicht selbst allen Völkerschaften einerlei Interesse aufzwingen. Theilweise meuterische Bewegungen können nie furchtbar werden, weil einzelne Staaten viel zu schwach sind, in umwälzerischer Verwirrung allen übrigen Widerstand zu leisten; weil diese übrigen immer bereit in Waffen stehen, jeden ersten Aufruhr zu dämpfen; weil Frankreich und Rußland von zwei Seiten, mit einerlei Interesse, jedes empörerische Schwert in der Scheide zurückhalten.

„Wahr ist es, deutsche Völkerschaften befinden sich gegenwärtig in einem fieberhaften, gereizten Zustande. Aber man unterscheide doch wohl: nicht alle. Süddeutschland ist ruhig; ist im Genuß seiner freisinnigern Staatsordnungen zufrieden. Man ist es überall, wo dieselben Wohlthaten wirkten. Warum will man strenge Maßregeln gegen Zufriedene ergreifen? Mit Härte gegen Schuldlose verfahren, heißt sie muthwillig erbittern, und allen Werth dessen wieder vernichten, was ihnen vorher gegeben ward, und was sie dafür geworden sind. Man ehre die Tugend der Völker durch Anerkennung, und handle gerecht, um Gerechtigkeit von ihnen erwarten zu können.

„Wahr ist es, die Nation ist in einem gereizten Zustande. Aber man unterscheide wohl! Dieser Zustand ist nicht bloßer Erfolg der vorangegangenen physischen Leiden, sondern auch der emporgestiegenen geistigen Bildung. Fruchtbare Jahrgänge, neuer Aufschwung des Gewerbes, Kunstfleißes und Handels, begünstigt durch zweckmäßiges Einschreiten der Regierungen, und die Zeit selbst, können und werden endlich alle Wunden der letzten Unfälle und Kriege vernarben. Allein die Forderungen, welche die höhere, geistige Stufe der Nation macht, lassen sich nicht mit Brod beschwichtigen; werden nicht von der Zeit gestillt, sondern durch

die Zeit selbst heftiger; sie werden es, wenn Verfassungen und Gesetzgebungen, für ein früheres, ganz anderes, noch unmündigeres Geschlecht erfunden, nicht dem neuen Geschlechte entsprechender gebildet werden. Dem Jüngling wird das vormals bequeme Knabenkleid zur Folter. Niemand verlangt Unnatürliches, sondern ganz Natürliches; jeder nur Anerkennung dessen, was er wirklich jetzt ist; der gesunde Menschenverstand bloße Achtung für den gesunden Menschenverstand; der Unterthan der Monarchie nur keine Aristokratie, sondern einen Monarchen, dem er sich unmittelbar nahen kann, das heißt, ohne einen Mittelsmann für sich reden lassen zu müssen, den er nicht kennt, und der noch weniger ihn kennt; der freie Bauer verlangt bloß, nicht mehr für ein leibeigenes Lastthier der Uebrigen gehalten zu werden; der Bürger begehrt lediglich für seine höhern Einsichten und feinern Sitten und bei seinen vermehrten Glücksumständen, im Staate und vom Staate diejenige Achtung, welche eben dieser Ursachen wegen vor Zeiten Andern ausschließlich erwiesen wurde; der Bürger des Staats will nur Staatsbürger sein, und die Landeskinder möchten nur ein Vaterland haben im vollen Sinne des Wortes, das heißt, möchten nicht, neben Schooskindern, als Stiefkinder des gemeinsamen Landesvaters gelten. Man verlangt darum dafür aber keine republikanische Verfassungen, keine Umwälzungen, keine Verschmelzung des gesammten deutschen Landes. Diese Hirngespinnste überläßt das Volk denen, welche daran spinnen mögen.

„Wahr ist's, die Parteien stifteten Unheil. Es ist in ihnen keine ruhige, besonnene Ansicht der Dinge, sondern leidenschaftliche Verfinsterung ihres Gemüthes. Der Zorn vertritt ihnen die Stelle des Grundsatzes; die Einbildung die Stelle der Vernunft. Sie sehen im menschlichen Geschlecht Engel oder Teufel. Sie kennen und berechnen die Macht der Gegenwart nicht, und glauben

Alles ausführbar, was sie wünschen. Es ist recht, daß demokratischen, aber auch aristokratischen Unfugen und Umtrieben Schranken gesetzt werden. Allein man hüte sich, das ganze Volk zu schlagen, um den Einzelnen zu treffen; hüte sich, den Schuldlosen zu empören, um den Schuldigen zu beugen. Man hüte sich vor dem Wahne, man habe durch Maßregeln gegen die Parteien auch die Bedürfnisse des Volkes abgethan; und daß, wenn Keiner mehr redet, auch Keiner mehr fühle und denke.

„Wahr ist es, das Volk horcht nur gern auf jene, von welchen es sich vertheidigt hört, weil es fürchtet, daß sonst Niemand für das Volk spreche. Man befriedige die gegründeten und bescheidenen Wünsche der Nation, und die Volksmasse zieht sich von selbst von den bisherigen Sprechern ab. Diese werden allein stehen, ohne Beifall, ohne Rückhalt; sie werden endlich mit vornehmem Achselzucken über die Erbärmlichkeit des Zeitalters, das sie nicht verstehe, den klügsten Theil ergreifen, nämlich schweigen. Den Beweis liefern die Staaten, welche schon die Sehnsucht des Volks erfüllt haben.

„Verachtet man aber stolz diese Sehnsucht und verfährt man mit Strenge gegen nur eine der Parteien, so wird das Volk in seinen Wortführern, auch wenn es deren übertriebene Gesinnungen nicht billigen mag, sich selbst mißhandelt fühlen; es wird in diesen nicht Strafbare, sondern Märtyrer erblicken; es wird diejenigen vergöttern, welche der Hof verdammt, und Furcht und Mißtrauen gegen alles wachsen lassen, was von oben her kömmt.

„Denn es ist hier nicht um Gewerbs- und Brodsachen, sondern um Meinungen und Ueberzeugungen der Menschheit in zivilisirten Staaten zu thun. Man konnte einst Huß und Savonarola verbrennen, aber die Reformation ward mit ihnen doch nicht verbrannt. Was reifen wollte, wurde reif. Man kann den Schrift-

stellern Schweigen gebieten; aber die zurückgedrängte Klage spricht mit desto lebendigerer Stimme abwärts ins Volk von Herz zu Herz. Die Ueberzeugungen sind schon da und leben, wenn man auch kein Blatt mehr druckt. Folglich verliert das Volk nichts mehr, nur die Regierungen büßen mit der vernichteten Oeffentlichkeit ein; denn es wird dunkel zwischen ihnen und den Unterthanen; sie erfahren, was sich in diesen regt, nur aus Berichten demüthiger oder gar einseitiger Beamten, und vernehmen auf amtlichen Wegen Vieles nur halb, Vieles falsch oder zu spät. — Man kann den Lehrern der Kirchen und Schulen vorschreiben, was sie lehren und nicht lehren sollen; aber nicht vorschreiben, mit welcher Stimme, mit welchem Blick. Es gibt ein Schweigen, das die Gemüther tiefer erschüttert, als der beredteste Vortrag. Zudem noch, was anfangen mit der Jugend, welche schon andere Ueberzeugungen empfangen hat, als die, welche gewünscht werden? — Diese Jugend wird mannbar und rückt mit Jahren und Tagen in die Stellen aller Zweige öffentlicher Verwaltung ein. Dann geschehen dennoch die großen, von Manchen ohne Grund oder aus Selbstsucht gefürchteten Verwandlungen unvermeidlich; wer entscheidet aber heut schon, wie dann? — Wer entscheidet, wie dann, wenn beim still fortgährenden Mißmuth der Unterthanen unerwartet den Staat ein Krieg überrascht? — Ist's nicht weiser, dem Strom ein Bett zu graben, in welchem er den vorgezeichneten Lauf nehmen muß, als daß er es sich selbst nach und nach wühle?

„Wie genügsam Deutschlands Völker noch sind, beweiset die Zufriedenheit derer, welchen die Vaterliebe der Fürsten gewährte, was das Nationalbedürfniß erheischte. Das Bedürfniß des Volks ist allezeit das dringendste Bedürfniß der Regierung. Deutschlands Regenten erkannten dies immer, und werden es, Gott gebe es! durch kein Blendwerk der wider einander

Alles ausführbar, was sie wünschen. Es ist recht, daß demokratischen, aber auch aristokratischen Unfugen und Umtrieben Schranken gesetzt werden. Allein man hüte sich, das ganze Volk zu schlagen, um den Einzelnen zu treffen; hüte sich, den Schuldlosen zu empören, um den Schuldigen zu beugen. Man hüte sich vor dem Wahne, man habe durch Maßregeln gegen die Parteien auch die Bedürfnisse des Volkes abgethan; und daß, wenn Keiner mehr redet, auch Keiner mehr fühle und denke.

„Wahr ist es, das Volk horcht nur gern auf jene, von welchen es sich vertheidigt hört, weil es fürchtet, daß sonst Niemand für das Volk spreche. Man befriedige die gegründeten und bescheidenen Wünsche der Nation, und die Volksmasse zieht sich von selbst von den bisherigen Sprechern ab. Diese werden allein stehen, ohne Beifall, ohne Rückhalt; sie werden endlich mit vornehmem Achselzucken über die Erbärmlichkeit des Zeitalters, das sie nicht verstehe, den klügsten Theil ergreifen, nämlich schweigen. Den Beweis liefern die Staaten, welche schon die Sehnsucht des Volks erfüllt haben.

„Verachtet man aber stolz diese Sehnsucht und verfährt man mit Strenge gegen nur eine der Parteien, so wird das Volk in seinen Wortführern, auch wenn es deren übertriebene Gesinnungen nicht billigen mag, sich selbst mißhandelt fühlen; es wird in diesen nicht Strafbare, sondern Märtyrer erblicken; es wird diejenigen vergöttern, welche der Hof verdammt, und Furcht und Mißtrauen gegen alles wachsen lassen, was von oben her kömmt.

„Denn es ist hier nicht um Gewerbs- und Brodsachen, sondern um Meinungen und Ueberzeugungen der Menschheit in zivilisirten Staaten zu thun. Man konnte einst Huß und Savonarola verbrennen, aber die Reformation ward mit ihnen doch nicht verbrannt. Was reifen wollte, wurde reif. Man kann den Schrift-

stellern Schweigen gebieten; aber die zurückgedrängte Klage spricht mit desto lebendigerer Stimme abwärts ins Volk von Herz zu Herz. Die Ueberzeugungen sind schon da und leben, wenn man auch kein Blatt mehr druckt. Folglich verliert das Volk nichts mehr, nur die Regierungen büßen mit der vernichteten Oeffentlichkeit ein; denn es wird dunkel zwischen ihnen und den Unterthanen; sie erfahren, was sich in diesen regt, nur aus Berichten demüthiger oder gar einseitiger Beamten, und vernehmen auf amtlichen Wegen Vieles nur halb, Vieles falsch oder zu spät. — Man kann den Lehrern der Kirchen und Schulen vorschreiben, was sie lehren und nicht lehren sollen; aber nicht vorschreiben, mit welcher Stimme, mit welchem Blick. Es gibt ein Schweigen, das die Gemüther tiefer erschüttert, als der beredteste Vortrag. Zudem noch, was anfangen mit der Jugend, welche schon andere Ueberzeugungen empfangen hat, als die, welche gewünscht werden? — Diese Jugend wird mannbar und rückt mit Jahren und Tagen in die Stellen aller Zweige öffentlicher Verwaltung ein. Dann geschehen dennoch die großen, von Manchen ohne Grund oder aus Selbstsucht gefürchteten Verwandlungen unvermeidlich; wer entscheidet aber heut schon, wie dann? — Wer entscheidet, wie dann, wenn beim still fortgährenden Mißmuth der Unterthanen unerwartet den Staat ein Krieg überrascht? — Ist's nicht weiser, dem Strom ein Bett zu graben, in welchem er den vorgezeichneten Lauf nehmen muß, als daß er es sich selbst nach und nach wühle?

„Wie genügsam Deutschlands Völker noch sind, beweiset die Zufriedenheit derer, welchen die Vaterliebe der Fürsten gewährte, was das Nationalbedürfniß erheischte. Das Bedürfniß des Volks ist allezeit das dringendste Bedürfniß der Regierung. Deutschlands Regenten erkannten dies immer, und werden es, Gott gebe es! durch kein Blendwerk der wider einander

erhitzten Parteien verdunkeln lassen. So trug Preußens Bevollmächtigter schon beim Kongreß zu Wien mit edelm Nachdruck darauf an (Februar 1815): daß alle Stände deutscher Staaten das Recht haben müßten, allgemeine Gesetze für die Staatsbürger mit zu berathen, in die Aufstellung neuer oder Erhöhung alter Steuern zu willigen, und über Verwaltungsmißbräuche Klage zu führen; auch, wofern man nicht die alten Landstände beibehalten, sondern neue einrichten wolle, Grundsatz sein müsse, daß alle Klassen der Staatsbürger daran Theil nehmen.

„Es sei daher gewiß das Streben der einen Partei, die Fürsten an dem zu hindern, was ihren Völkern Frieden bringt, eben so eitel, als die Furcht der Andern, daß das Gerechte unerfüllt bleibe. Der stürmischen Wortführer Ungestüm, die aus demselben entsprungenen Unfugen und Besorgnisse könnten allenfalls nur Verspätung dessen bewirken, was gethan zu werden beschlossen stand."

So sprachen die Gemäßigten der andern Seite.

---

22. Der Karlsbader Kongreß. Die ständische Verfassung des Königreichs Würtemberg. Schluß.

In beiderlei Urtheilen lagen allerdings von den Verhältnissen der Zeit begründete Wahrheiten. Allein es konnte ohne Mühe vorausgesehen werden, daß die deutschen Landesherren sich nicht einseitig durch jene Aeußerungen bestimmen lassen würden. Ihnen lag vor allen Dingen ob, dem Toben der Parteien Stille zu gebieten, die gefährdete öffentliche Sicherheit zu schirmen, den Geist der Schwärmerei und Leidenschaft von schweren Verletzungen der gesetzlichen Ordnung zurückzuschrecken, und alles im festen Geleise des Rechts zu erhalten, ohne welches frevelhafte Willkür an die Tagesordnung kommen muß, und selbst die gutgemeinte That sich zum Verbrechen verirren kann.

Es traten die Gesandten aller selbstherrlichen Stände des deutschen Bundes zu Karlsbad in Berathung (August 1819).

Während hier große Maßregeln zur Rettung des innern Friedens der Nation verabredet wurden, vollendete Würtemberg das Friedenswerk selbst bei sich durch Aufstellung einer Grundverfassung seines Reichs (25. Sept. 1819), und bestimmte darin mit freisinniger, würdiger Haltung die Verhältnisse des Fürsten, des Volks und der stellvertretenden Stände. Die alten vertrags- und gesetzmäßigen Rechte und Freiheiten der Stammlande, wie der neuerworbenen Provinzen, versöhnten sich unter Anerkennung der Forderungen des Zeitalters in einem neuen freiwilligen Vertrage. Er konnte als Muster einer recht- und zeitgemäßen Entwickelung des öffentlichen Rechtszustandes gelten. Beinahe anderthalb Millionen entzückter Unterthanen, deren Wünsche in Erfüllung gegangen waren, segneten ihren König. Aber auch war es König Wilhelm von Würtemberg gewesen, welcher, alle Klassen seines Volks mit gleicher Liebe umfassend, einer jeden Recht und Freiheit ehrend, aus seinem Geiste die Grundzüge zur neuen Schöpfung gegeben hatte. Beneidenswürdiger Fürst, der im Drang der Zeitereignisse königlichen Gleichmuth, im feindseligen Widereinanderstürmen zahlloser Meinungen Gerechtigkeit und Mäßigung behauptete, Freudenthränen aller Parteien ärntete, und einer unsterblichen Liebe der Nachwelt gewiß ist!

Gleichzeitig aber erschienen, als Wirkung der Karlsbader Uebereinkunft, die merkwürdigen Beschlüsse des Bundestages (20. Sept. 1819), kraft welcher Deutschlands selbstherrliche Stände einmüthig eine nähere Bestimmung vom dreizehnten Artikel des Bundesvertrags, die ständischen Verfassungen betreffend, feststellten, — desgleichen eine vorläufige Vollziehungsordnung der Bundesbeschlüsse zur Erhaltung der innern Sicherheit, — ferner eine strengere Beaufsichtigung der öffentlichen und besondern Lehrvorträge

an den Hochschulen, so wie des Lebens der Jugend an denselben, — nicht minder verschärfte Maßregeln gegen Mißbrauch der Preßfreiheit in gesammten Staaten des Bundes, — und die Thätigkeit einer Bundesbehörde in Mainz zur Untersuchung der in mehrern deutschen Ländern vorhanden sein sollenden staatsumwälzerischen und volksaufwieglerischen Umtriebe.

Der Eindruck dieser Verfügungen auf den Geist der Parteien, auf das Gemüth der Nation, auf die Gesinnung des Auslandes war groß. Ihre Wirkungen wird die Zeit offenbaren. Der Geschichtschreiber darf sich über Erscheinungen der Gegenwart keines Urtheils vermessen, ohne seine Stellung mit der sehr trüglichen eines Propheten zu verwechseln.

Doch schon der einfache Ueberblick der Begebenheiten des letzten halben Jahrhunderts, den ich hier gegeben, — und der Blick auf die sich nie verläugnende Treue und Rechtlichkeit deutscher Nation, so wie der Herzensgüte und Weisheit ihrer Fürsten, flößen jedem unbefangenen Sinn Hoffnung ein. Das Bessere wird sich ohne Schmerz entfalten durch Gerechtigkeit und Mäßigung Aller gegen Alle; nicht so früh, als die Ungeduld will, nicht so spät, als der Kleinmuth fürchtet, sondern wie das Gesetz der Natur es gebeut, dem Niemand gebeut!

Von geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters.

(Verfaßt im Jahr 1817.)

Allgemeiner Ueberblick.

Die Zeit ist kein Sumpf; sie ist Strom. Alle Völker nennen sie so, und mit Recht. Denn Stillstand ist nirgends; sondern fortwährender Wandel der Dinge und darum Verwandlung von Allem. Eine Welle lockt die andere nach. Jede kommt unaufhaltsam, weil sie muß. Aeltere und neuere Thoren wollten vergebens Blätter der Geschichte durchstreichen, die ihrem Eigennutz oder Dünkel mißfielen. Das Geschehene aber war geschehen. Es wirkte groß fort. Das menschliche Geschlecht wandelt aufwärts am Ufer des Stroms, dem hohen Quell desselben entgegen. Und wie es fortschreitet, und höher steigt, übersieht es immer mehr des Verflossenen. Aber das Künftige bleibt hinter den Nebeln. Der Quell des Stroms stürzt aus der Urne des ewigen Gottes.

Von je höhern Standpunkten man die Geschichte der Menschen übersehen kann, je wichtiger kann man ihre einzelnen Theile würdigen. Denn was Theil ist, erklärt sich nur aus Erkenntniß des Ganzen in seinem Zusammenhang. An China's Grenzen entsprang die Flut der Völkerwanderung, des alten Roms Zertrümmerung. Im Kabinet des Papstes Hildebrand ward die Kirchentrennung eingeleitet. Aus den Ueppigkeiten des französischen Hofes gingen die Guillotinen Robespierre's, der Brand von Moskwa, und die Freiheitskriege beider Amerika's hervor.

Es sind Viele, welche durch Kunst und Gewalt den ewigen Strom zum stillen Sumpf eindämmen möchten. Aber die Quellen können sie nicht abgraben. Er wird übertreten, und ihr thörichtes Treiben macht das Unheil größer, welches sie fürchten. Sie möchten die ihnen liebe, alte Zeit verewigen; sie möchten die ihnen lieben, alten Herrn- und Knechts-Ideen zurückführen, und alle spätergebornen Begriffe aus dem Weltall verstoßen. Aber der Strom, den sie auf einen Augenblick hemmen, wird nur einen Augenblick stiller, weil er breiter, tiefer, ungeheurer wird. Das ist alte Erfahrung: nichts macht die Tugend liebenswürdiger, als die Ekelhaftigkeit des Verbrechens; und Tirannen waren von jeher die besten Herolde der Freiheit.

Neben politischen Wirren, Wehen und Spannungen erzeugen sich geistliche oder kirchliche. Sie scheinen zwar den politischen untergeordnet zu sein, aber werden auf diese nicht ohne Rückwirkung bleiben. In der Weltgeschichte steht keine Thatsache isolirt.

Während Rußlands gemüthlicher Selbstherrscher die europäischen Völker durch Religiosität in eine einzige Familie, als Kinder eines Gottes, auflösen und das höchste Ideal der Menschenliebe verwirklichen möchte: sucht die römische Curie ihr verlornes Reich und Recht bei den Getreuen wieder, und mit unversöhnter, wenn auch klug verhüllter Antipathie gegen die Ungetreuen des heiligen Stuhls. Die Thätigkeit der Nunziaturen wird wieder erblickt. Daher, je nach Verschiedenheit der Rohheit und Bildung der Völker, Reibungen mancherlei-Art, begleitet von Lust und Furcht bei Rückschritten oder Fortschritten des geistlichen Einflusses in katholischen Staaten. Von der andern Seite in Ländern der Protestanten Streben nach Vereinigung der Kirchenparteien, während schwärmerische Inbrunst neue stiften möchte.

Verschiedenheit der Religion von den Dogmen und Kirchenverfassungen.

Diese und ähnliche Bewegungen in geistlichen Dingen, wovon wir so vielgestaltige Erscheinungen wahrnehmen, sind, wie alle ähnliche der frühern Jahrtausende, weder durch Religion selbst veranlaßt, noch haben sie die Wahrheit der Religion zum eigentlichen Zweck gehabt. Demungeachtet mußte die Religion allen Abscheulichkeiten oder Lächerlichkeiten, welche des Menschen Leidenschaft zur Schau bot, Vorwand und Namen geben.

Dieser unabsichtliche oder schlau berechnete Betrug war um so leichter, weil man von jeher drei sehr verschiedene Begriffe mit einander verwechselte: Religion, Glaubenslehre, Kirchenverfassung.

Religion ist Verhältniß der Geister zu Gott und Ewigkeit, höheres Leben der Geister zwischen dem Irdischen und Ueberirdischen mit Beziehung ihrer Thätigkeit auf beides. Das ist die Religion an sich, bei den rohesten Wilden und bei den weisesten Menschen; das ist die Selbstoffenbarung Gottes in der Brust aller Nationen, aber mehr oder minder klar oder verdunkelt. Diese Offenbarung stellte Jesus Christus in ihrem reinsten Glanze dar; er zeigte den ewigen Weltvater, die Menschen als Glieder der göttlichen Geisterfamilie, und die Verbindung Aller zum Reich Gottes. Aus unserer Stellung zum Vergänglichen ergab sich die Reihe unserer Verpflichtungen von selbst. Christus zog die ins Thierische verlorne Menschheit zu ihrer Würde empor; streifte vom Geist die Banden des Irdischen ab, indem er das Himmlische wies. Darum wird er Welterlöser genannt. So wenig die Wahrheit eines mathematischen Satzes ein Produkt der Erdenklimate oder der Staatsverfassungen ist, und sich mit ihnen ändert, eben so wenig ist reine Religion, Selbstbewußtsein der Geister, ihr

Wandel im Ewigen, von Klimaten und Staatsverfassungen abhängig.

Ueber die in Christo offenbarte Religion ist nie Streit geführt. Sie ist aller Vernunften höchste Blüthe. Sie ist der innerste Kern alles Kirchenthums, nicht nur bei Katholiken und Reformirten, Lutheranern und Separatisten aller Art, sondern auch bei Türken und Juden.

Anders ist es mit den Glaubenslehren, bei denen sich der reine vom Himmel gefallene Lichtstrahl in der irdischen Trübe bricht und färbt. Glaubenslehren beziehen sich weniger auf das Verhältniß der Geister zu Gott und Ewigkeit, als auf das Verhältniß derer, welchen die Religion offenbart ward, zu dem Offenbarer. Sie gehen die Person desselben, als Mittler zwischen der Gottheit und Menschheit an, so wie die Vorstellungen, mit denen man sich das Uebersinnliche zu versinnlichen strebt. Die Religion, welche Christus offenbarte und hatte, war eine ganz andere, als die christliche, welche meistens in Meinungen über ihn, über Verehrungsart Gottes und über Art und Weise des künftigen Seins bestand. Die Religion Christi konnte die Religion aller Sterblichen sein, und ist es mehr oder weniger wirklich eben so schnell, als sie ausgesprochen wird. Die christlichen Glaubenslehren, welche hinzugefügt wurden, nahmen aber den Charakter der Völker und Zeiten an, in welchen sie eine um die andere entstanden. Daher erschienen sie hier finsterer, dort heiterer; hier spitzfindiger, dort der Einbildungskraft gefälliger; abhängig vom Klima und von den Kulturstufen der Nationen. — Während die Religion Christi Religion des menschlichen Geschlechts werden kann und werden wird: können Dogmen oder Glaubenslehren der Juden, Türken, Katholiken und Protestanten nicht aller Welt Sache sein.

Noch etwas anders, als Glaubenslehre, ist kirchliche Verfassung, oder Stellung der Lehrer und Priester zu denen, die

belehrt werden sollen. Jeder Lehrer hat durch Natur seines Geschäfts schon bei denen, die von ihm lernen, eine gewisse Autorität, oder muß sie zu haben wünschen. Er sollte sie nothwendig der höhern Tugend oder Einsicht danken; es ist aber bequemer, sie durch äußerlichen Pomp, oder durch Besitz von Unabhängigkeit und Machtmitteln, oder unterstützt vom weltlichen Arm, zu gewinnen. Man weiß, wie eifersüchtig die Priester fast aller Nationen immer auf ihr Ansehen waren. Am tiefsten gründeten sie es in abergläubiger Unwissenheit der Nationen. Sie nahmen bald die Ehrfurcht derselben vor göttlichen Dingen für sich selbst in Anspruch, und stellten sich als unmittelbare Gottesboten und Dollmetscher des himmlischen Willens dar. So entwickelte sich in der christlichen Kirche mit dem Lauf der Jahrhunderte Hierarchie und Theokratie, wie wir Aehnliches bei Völkern von andern Glaubensarten fanden. Das Orakel der Heiden, wie die Untrüglichkeit des Papstes bei den Christen, stieg aus ziemlich gleichen Quellen hervor; Gewohnheit macht zuletzt Alles erträglich. Wie sehr auch die Tugenden Christi mit Lastern seiner spätern Verkünder, seine Demuth mit der dreifachen Krone und dem Pantoffelkuß des nachmaligen Stellvertreters in Widerspruch stehen mochte, — es fiel nicht mehr auf. Die Priesterschaft forderte eigentlich nichts für sich, sondern Alles, als Opfer, für den Himmel; aber sie **genoß das Opfer**, nicht der Himmel. Beleidigung ihrer nannte sie Beleidigung des Himmels; Verlachung ihrer Fehler hieß Religionsspötterei. So verwechselte sie ihr Interesse mit dem Interesse der Religion.

Gemeine Vorurtheile den Protestantismus angehend.

Es gibt keine katholische, keine lutherische, keine zwinglische **Religion**, — sondern nur **eine** Christusreligion. Aber es gibt

eine katholische, eine lutherische, eine reformirte Kirche. Die Reformatoren griffen zuerst bloß die kirchliche Verfassung an, wegen der Uebermüthigkeit und Ausschweifung der Priesterschaft; erst später die Glaubenslehren; nie aber die Religion selbst. Das galt aber den Angegriffenen gleich. Sie nannten die Reformatoren und deren Anhänger Religionsschänder, Widersacher Gottes und Diener des Teufels. Dieselben Ehrentitel wurden ihnen zurückgegeben. Zwingli und Luther fingen ihren Kampf bei der Ablaßkrämerei des Samson und Tetzel an, und endeten mit dem Abfall von der römischen Hierarchie. Die Reformation stellte das Urchristenthum nicht wieder her, sondern nur die Befreiung des Glaubens von den Machtsprüchen Roms, indem sie auf die Bibel, als reinste Erkenntnißquelle der religiösen Wahrheiten, zurückwies. Statt der bisher gewesenen kirchlichen Monarchie oder Despotie entstand kirchliche Republik oder Anarchie In dieser Republik wurden die Reformatoren bald selber uneinig, weil sich bloße Glaubens- und Meinungssätze nach den Vorkenntnissen und Gemüthsarten derer bilden, die sie haben. Worte der Bibel ließen sich mannigfach auslegen, zumal bei allzugeringer Kunde der todten Sprachen und des alten Orients und seiner Bewohner. Nothwendige Folge ward Verwirrung, Parteiung, Spaltung, Zwietracht. Lutheraner und Reformirte haßten sich bald mit nicht minderer Erbitterung, als sie von den Katholiken gehaßt wurden. Im Streit um Religion, wie sie ihre Glaubenssätze hießen, ging das Religiöse selbst zu Grunde.

Die Parteien zerfielen aber wieder in Unterparteien und Sekten. Man fürchtete, die Zersplitterung werde ins Unendliche fortgehen, und es könne zuletzt so vielerlei Kirchen, als Haushaltungen im Lande, geben. Dies zu hindern, versammelte man sich um Glaubensbekenntnisse und symbolische Bücher. Man schwor auf die Worte der Meister. So traten nun bei den Protestanten

symbolische Bücher an die Stelle der Bibel, und wurden den Lutheranern und Reformirten, was den Katholiken die Kirchenväter, Konzilien und Päpste waren Denn auch diese beriefen sich auf die Bibel, wie es die symbolischen Schriften thaten. Wer aber anders auslegte, hieß Ketzer und Irrlehrer.

Hiermit waren die Meinungen eingebannt und der Protestantismus hatte von seinem ursprünglichen Wesen verloren. Nun war bei den Lutherischen rechtgläubig, im Abendmahl bei den Worten: „Das ist mein Leib und Blut", an eine Anwesenheit des Körpers Christi im Brod und Wein zu denken; bei den Calvinischen, an eine übernatürliche Einwirkung Jesu, durch welche die Gläubigen seinen Körper genossen; bei den Zwinglischen, daß Brod und Wein bloß Sinnbilder des Leibes und Blutes wären. Es war bei den Lutherischen rechtgläubig, anzunehmen: die von Gott zur Seligkeit Erwählten könnten den Einwirkungen seiner Gnade nicht widerstehen, während die Nichterwählten, als von Natur verderbt, die Gnade, welche zu ihrer Bekehrung wirken wolle, zurückstießen; bei den Calvinischen: wer von Gott zur Seligkeit berufen sei, werde auch wider eigenen Willen selig, und wer von Gott ursprünglich zum Gefäß des Zorns bestimmt sei, bleibe verstockt und verdammt, so sehr er auch seine Rettung wünschen möge; bei den Zwinglischen: Gott habe Niemandem den Himmel verschlossen, wer ihn fürchte und seine Gebote erfülle, der sei ihm angenehm unter allerlei Volk. Bei den Lutherischen betete man: Vater unser; bei den Reformirten: Unser Vater.

Man sieht wohl, daß diese Wichtigkeiten, in welchen sich die neuen Kirchenparteien unterschieden, nie hätten wichtig genug sein sollen, sie zu trennen, geschweige sie zu der Raserei zu begeistern, sich mit Feuer, Schwert und Verbannung zu verfolgen. Auch sieht man, daß Zwingli beiweitem mit mehr Vernünftigkeit lehrte und im bessern Deutsch betete. Inzwischen ward alles dies fortan sym-

bolisch erhärtet, und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Beiweitem war das wohl nicht das Beste, was die Stifter der neuen Kirchen Neues lehrten, sondern eher Vieles, was sie von dem Alten, so in der katholischen Kirche gelehrt wurde, nicht beibehalten mochten. Dahin gehörte auch, daß sie den Gottesdienst in den Tempeln vereinfachten, weil durch Menge des Zeremoniels gleichsam neues Heidenthum entstanden zu sein schien; ferner, daß sie in der Kirchenverfassung, statt der päpstlichen Monarchie, demokratischere oder aristokratischere Formen beliebten. Uebrigens ist nicht zu zweifeln, wäre Zwingli öffentlicher Lehrer in Wittenberg, und Luther Pfarrer in Zürich gewesen, würde Norddeutschland zwinglisch und die Schweiz und Pfalz lutherisch geworden sein.

Staatsverfassungen und Klima hatten auf die Reformation und deren Gang wohl keinen wesentlichen, wenigstens nicht so mächtigen Einfluß, als manche Schriftsteller glaubten, die sich durch einen schimmernden Einfall blenden ließen. Die Kühle der nördlichen Länder machte wohl schwerlich für Protestantismus empfänglicher; denn wem ist unbekannt, wie viel Mühe es dem brittischen und schwedischen Hofe kostete, das neue Kirchenthum in ihre Staaten einzuführen? Die Normänner standen mehrmals bereit, ihren katholischen Glauben mit dem Schwert zu vertheidigen, und Irland ließ ihn nie fahren; die griechische Kirche erfüllt noch heut das russische Reich; dagegen war das südliche Frankreich und ein guter Theil Italiens anfangs auf gutem Wege, freiwillig zum Protestantismus überzugehen.

Noch seltsamer klingt die Meinung, welche selbst in unsern Tagen von einigen Schriftstellern frisch gegeben wird: Protestantismus sei ein Produkt rein germanischen Wesens. Selbst gute Köpfe, wie Arndt und Benzenberg, ließen sich, von der Mode der Deutschthümlerei bethört, zu Urtheilen verleiten, denen die

Geschichte der Reformation, so wie die Geographie geradezu widerspricht.

Montesquieu kannte bestimmt den muhamedanischen Glauben zu wenig, als er behauptete, derselbe sei am besten für despotische Staatsverfassungen geeignet. Der Despotismus hängt weniger von der Religion des Volks, als von der Religiosität der Gewalthaber ab. Das christliche Europa hatte der Despotien und Despoten von jeher nur zuviel. Das Liebeswort des Evangeliums galt leider weniger, als das Schwert Petri. Es würde uns lächerlich vorkommen, wenn ein Bramine oder Sheriff oder Mufti in Asien die Geschichte des christlichen-Europa's von den Bekehrungskriegen Karls des Großen bis zur Ausbreitung des Christenthums durch die spanischen Waffen in Amerika, und den neuesten Füsilladen und Noyaden, erzählte, und er daraus folgern wollte, daß das Christenthum zur Despotie und Grausamkeit geneigt mache; der Islamismus oder der Dienst Brama's aber zur Großmuth und Barmherzigkeit. — Montesquieu kannte bestimmt die Geschichte der Reformation zu wenig, als er sein kurzes, flüchtiges Kapitel schrieb: **Que la religion catholique convient mieux à une monarchie, et que la protestante s'accommode mieux d'une république**; ein Satz, den noch in unsern Tagen deutsche Schriftsteller nachbeten. Diese thun es vermuthlich, weil Montesquieu sagt: Die nordischen Völker haben und werden immer einen Geist der Unabhängigkeit und Freiheit haben, der den südlichern Völkern fehlt.

Die griechische Kirche ist der katholischen aufs nächste verwandt; Rußland aber liegt ziemlich nordwärts. Die Irländer wollen Katholiken bleiben, aber streben nach Freiheit. Die Freiheitsversuche Frankreichs sind noch in frischer Erinnerung, so wie die Freiheitskriege des südlichen, reinkatholischen Amerika's. In deutschen katholischen Staaten fand man die Macht der Fürsten durch ver-

fassungsmäßige Landstände beschränkt, während im protestantischen Preußen ein unbeschränkter König herrscht, und die aus katholischen Zeiten stammenden Landstände und Fürstentage längst verschwunden sind. In der Schweiz sind die größern protestantischen Freistaaten mehr den aristokratischen Formen zugethan; die rein demokratischen Freistaaten hingegen hielten am katholischen Glauben am festesten und sind noch heutiges Tages dafür leicht entzündliche Eiferer.

Gemeine Vorurtheile, den Katholizismus angehend.

Liest man die Geschichte der großen Kirchentrennung und ihres Ganges, wird man sich bald belehren können, daß, wo heutiges Tages protestantische Kirchen blühen, es meistens dem persönlichen Charakter der zur Zeit der kirchlichen Umwälzung herrschenden Männer zu danken ist. Damals galt noch im Staatsrecht der Europäer der Lehrsatz: Wem Volk und Land gehören, dem steht auch die Macht zu, die ihm gefällige Kirche zu bestimmen. So führte Gustav Wasa in Norwegen das Lutherthum ziemlich gewaltthätig ein; so verjagten Frankreich und Salzburg hinwieder ihre Protestanten; und Bayern wäre, hätten die Herzoge dieses Landes den Neigungen des Volkes gefolgt, unstreitig lutherisch geworden.

Die Formen der protestantischen und katholischen Kirchenverfassung hatten auf Gestalt und Wesen der Staatsverfassungen überall wenig Einfluß. Protestantische Völker wurden durch ihr neues Kirchenthum keineswegs politisch-freier; wohl aber wurden die Fürsten derselben freier und unbeschränkter, in so fern sie sich von den Machtsprüchen des Papstes losrissen und den politischen Einfluß der Geistlichkeit brachen. Meistens übernahmen die protestantischen Fürsten selber in ihren Landen die Stelle des Papstes,

und es geschah nichts in Glaubens- und Kirchensachen ohne ihre Genehmigung. Die Völker hatten eigentlich keinen Vortheil, als welchen sie schon durch Trennung vom Papst- und Mönchthum überhaupt, so wie dadurch empfangen hatten, daß mehr Geld im Lande kreisete, welches vormals für Ablaß, Dispensen und dergleichen nach Rom ausgeströmt war. Inzwischen blieb den Haushaltungen darum nicht mehr Geld, als vorher; denn sie mußten desto reichlicher den Fürsten steuern.

Es ist einmal Zeit, eine Reihe von Nachbetereien und Vorurtheilen abzulegen, welche man bisher vom Einfluß der Kirchenverfassungen auf Staatsverfassungen, oder vom Einfluß der Glaubenslehren auf den Geist der Nationen in Europa ohne Prüfung, und im vollen Widerspruch mit der Geschichte vergangener Zeit und der Gegenwart, beibehalten hat. Die katholischen Schriftsteller machten dem Protestantismus eben so viele Vorwürfe, und eben so ungegründete, als die protestantischen dem katholischen Glauben. Eine der lächerlichsten Behauptungen von jenen ist, daß der Protestantismus die Völker zu Meutereien geneigt mache. Dazu führten sie Belege aus der Geschichte von England, von Schweden, und selbst den Bauernkrieg an. Indessen ließe sich, wollte man Klopffechterei treiben, eben so gut behaupten, der Protestantismus mache die Völker geneigter zu Gehorsam, als der Katholizismus. Denn Deutschland habe weder so viele, noch so blutige Volksaufstände erlebt, als Neapel, Rom selbst, Frankreich, Spanien und andere katholische Staaten.

Zu den gemeinsten Vorurtheilen der Protestanten gehört auch, daß katholische Glaubenslehre und Kirchenverfassung die Denkfreiheit hemme. Diese Einbildung ist besonders im nördlichen Deutschland eingewurzelt, weil man in Oesterreich und Bayern die Wissenschaften minder blühend sah. Allein die Geschichte Europens, seit der Reformation, macht unwidersprechlich klar, daß es weder

protestantische, noch katholische Glaubenslehre und Kirchenverfassung sei, welche Wissenschaften begünstige oder beschränke, sondern die Weisheit oder Unweisheit der Gesetzgeber; die größere oder geringere Geistesbildung der Fürsten; der stärkere oder schwächere Einfluß, welchen sie den Mönchen und Schwärmern auf sich gestatteten.

Die preußischen Unterthanen dankten ihre Geistesfreiheit wohl schwerlich dem protestantischen Glauben, sondern den freien Ansichten, welche der große Friedrich II. besaß. Eine Reihe von Wöllnern und Bischofswerdern würde auf das protestantische Preußen ohne Zweifel denselben Einfluß gehabt haben, welchen in manchen katholischen Staaten die Umtriebe der Mönche auf klösterlich erzogene Fürsten hatten.

Frankreich ist katholisch in Glaubenslehre und Kirchenverfassung; es war mit Abteien, Mönchs- und Nonnenklöstern überladen. Demungeachtet standen hier die freiesten Denker, die geistvollsten, unbefangensten, sogar frechsten Schriftsteller auf, während das protestantische Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen mit ihrer Geisteskultur sich noch nicht groß machen durften. Selbst Italien hatte hier den Vorschritt. Ohne Frankreichs höhere, wissenschaftliche Bildung hätte Deutschland wahrscheinlich weder einen Friedrich II., noch einen Kaiser Joseph II. gehabt. Der Grund aber lag gewiß nicht am Protestantismus der französischen Könige, sondern daran, daß schöne Weiber von jeher mehr Einfluß, als dumme Mönche auf sie hatten. Die Franzosen nennen noch heutiges Tages das Zeitalter Ludwig XIV., in Rücksicht der Wissenschaften und Künste, ihr goldenes Zeitalter. Aber Ludwig war so guter Katholik, daß er binnen drei Jahren bei fünfzigtausend protestantische Familien aus seinem Reich verbannte.

Die protestantischen Staaten freilich gewannen allerdings viel durch ihr neues Kirchenthum, es ist nicht zu läugnen. Ihre Be-

herrscher wurden unabhängig von einem geistlichen Herrn zu Rom; behielten viel Geldes im Lande, das sonst der Rota romana zufloß; gewannen mehr Arbeitstage durch Minderung der Festtage; mehr thätige Unterthanen, weil man die jungen Männer und Mädchen nicht in Klöster sperrte und zur Unthätigkeit verdammte; eine freiere Erziehung, weil man den Unterricht der Fürsten und Unterthanen nicht mehr Klösterlingen oder Priestern ausschließlich überließ. — Doch kann man auch nicht läugnen, daß alle diese Vortheile keinem Lande durch das Wesen des katholischen Glaubens und Kirchenthums versagt waren, sondern nur durch Unwissenheit oder Feigheit der Fürsten, oder Schlauheit der Päpste und ihrer Nunziaturen. Denn wir alle wissen, daß die Aufhebung der Mönchsorden und Klöster dem Wesen der katholischen Kirche nicht widerspricht. Viele katholische Fürsten thaten die geistlichen Orden und Klöster ab, und blieben dennoch gut katholisch; oder verminderten die Festtage, oder gaben den Unterricht der Prinzen an weltliche Gelehrte.

Hätten die katholischen Fürsten Deutschlands jene freiere Erziehungsweise genossen gehabt, deren sich die französischen rühmen konnten, so würden sie zwar immer gute Katholiken geblieben sein, aber vom Papst keine Gesetze empfangen haben. Die päpstlichen Nunzien zu Brüssel, Köln, Wien, München und Luzern hätten nicht ihre Eingriffe in die Rechte von den Vorstehern der deutschen katholischen Kirche mit so vielem Glück fortgesetzt, als sie wirklich mit Beharrlichkeit und Schlauheit vermochten.

Die französischen Könige, welche doch selbst von den Päpsten die allerchristlichsten geheißen werden, waren immerdar gute Katholiken, wenn auch nicht päpstlich. Die Freiheiten der gallikanischen Kirche beweisen, wie unwesentlich der Machteinfluß des römischen Hofes zum katholischen Kirchenthum gehöre. Eben derselbe König, welcher die Protestanten aus Frankreich vertrieb,

wofür er ohne Zweifel in ältern Zeiten unter die Heiligen versetzt worden wäre, drängte auch das päpstliche Ansehen aus Frankreich zurück. Unter ihm, sogar durch Anstiftung eines sehr rechtgläubigen Jesuiten, des Pater La Chaise, ward von der ganzen französischen Geistlichkeit ausgesprochen, und gesetzlich: Der Papst hat in weltlichen Sachen des Reichs kein Ansehen; die Kirchenversammlung steht über dem Papst; der Gebrauch der apostolischen Gewalt ist von den Gesetzen der Kirche beschränkt; die Entscheidungen des Papstes in Glaubenssachen sind erst unwiderruflich, wenn die Kirche sie angenommen hat.

Verirrungen der Protestanten nach der Reformation.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, da der Bestand der protestantischen Kirche einmal entschieden war, verlor sich allgemach die Glaubenswuth der europäischen Christen. Der Papst hatte die Kraft verloren, Religionskriege und Kreuzzüge anzuordnen, und die Könige fanden bei diesen keinen Vortheil mehr. Katholische und protestantische Fürsten schloſſen sogar, wenn es in ihrem Interesse lag, mit einander Bündnisse der sogenannten ewigen Freundschaft; mithin blieb den Völkern nichts anderes übrig, als mit einander verträglich zu leben. Höchstens hörte man noch theologische Zänkereien in einigen Schulen und auf einigen Kanzeln. Weil aber das Volk wenig Antheil nahm, und die Wissenschaften helleres Licht ausgossen, lachte man zuletzt über die polemischen Kunststücke der Gottesgelahrten, und wunderte sich, daß die lieben Alten einander um der Gnadenwahl willen die Hälse gebrochen hatten. Man schritt in der sogenannten Aufklärung immer weiter, und sowohl in protestantischen, als katholischen Ländern ward endlich sogar französische Frivolität sogenannter guter Ton der soge-

nannten großen Welt. Viele Leute aus der kleinen Welt folgten dem Beispiel, wie kleine Leute immer gern zu thun pflegen.

So wie in der katholischen Kirche wackere Geistliche dem Aberglauben entgegenarbeiteten, gesundere Religionsbegriffe ausbreiteten, und vom bloßen Sinnenwerk und Zeremoniel und Gebeteplappern zur wahren innern Gemüthsheiligung führten: wandten sich die bessern Lehrer der protestantischen Kirchen von den Dogmen, die ihnen so gut, als dem großen Haufen, unbegreifliche Räthsel blieben, zum reinern Geist des Christenthums. — Die Sache aber ward auch hier häufig übertrieben. Die Religion schrumpfte zuletzt auf trockene Moral ein; Alles ward höchst nüchtern, verständig und kalt. Man philosophirte, wenn man betete, und las die Systeme der Sittenlehre fleißiger, als die Worte Jesu Christi, wenn man predigen wollte. Man sah bei Katholiken Aberglauben und Freigeisterei, Kirchendienst und Unglauben in grellem Gemisch; bei Protestanten wachsendes Erkalten gegen alles Kirchliche und Religiöse, und vornehmes Vernünfteln nebst der gröbsten Wundersucht, Andächtelei, Geisterseherei und abergläubigen Rohheit.

Keinem Volke weniger, als dem deutschen, ist das Herzlose und Ungemüthliche natürlich. Es war vorzusehen, daß man wieder umkehren würde. Es geschah auch, zumal da der Druck der Kriegsleiden schwer auf Deutschland, besonders auf das nördliche, lastete. Noth lehrt beten. Unter fremden Königen und Herren seufzte man nach der guten, alten Zeit zurück; die Vaterlandsliebe und der verwundete Nationalstolz sträubten sich gegen das Fremde. Man warf sich aus der dürren Vernünftelei in die erquickliche Träumerei der Mystik und machte zuletzt selbst Versuche, die Religion frisch zu mystifiziren.

In demselben Grade, wie katholische Männer von Bildung freisinniger wurden, heitere Begriffe in ihr Kirchenthum einführten, abergläubige Legenden und Betereien beseitigten, dem Ein-

fluß des Papstes und seiner Nunzien entgegenarbeiteten: hörte man Protestanten süßliche, weinerliche Melodien anstimmen, vergessene Legenden poetisch aufwärmen, das katholische Kirchenzeremoniel preisen, mystischen Wirrwarr zu Markt bringen und den heiligen Vater verehren in frommer Andacht und Demuth. Ein „kindliches Gemüth" ging über Alles; meistens aber hatte man nur ein kindisches. Mehrere protestantische Poeten wurden sogar katholisch, und bildeten sich vermuthlich ein, die übrige Welt werde ihnen, der schönen Verse wegen, nachfolgen. Vielen Protestanten mißfiel an ihrem Protestantenthum besonders die Einfalt und stille Würde des Gottesdienstes, und schrieben diesem besonders den Verfall des Kirchenbesuchs, Erkaltung der Gemüther zu, während doch ihre Väter eben die herzlichsten Protestanten, die ämsigsten Kirchengänget gewesen waren, und eben für die Einfachheit der gottesdienstlichen Gebräuche, welche am meisten an die ersten Tage des Christenthums mahnten, Gut und Blut geopfert hatten. Man wollte wieder Bischöfe, strengere Einheit in Glaubens- und Kirchensachen, mehr Prunk und Feierlichkeit in Tempeln, größeres Ansehen der Geistlichen. Man wähnte, durch Vervielfältigung des Sinnlichen das Herz für das Religiöse stärker zu erwärmen. Genug, in demselben Verhältniß, wie die protestantischen Tongeber des achtzehnten Jahrhunderts im Uebermaß kalter Vernünftelei und Aufklärersucht von den Stiftern ihrer ehrwürdigen Kirche abwichen, wichen sie im neunzehnten Jahrhundert wieder zum entgegengesetzten Extrem, zur frommen Empfindelei, zur Mystik, zur Begierde nach äußerm Prunk ab.

Dies Treiben wird aber auch nicht von langer Dauer sein, im Fall es nicht einem Fürsten, geleitet vom Einfluß der Tongeber, in Sinn kömmt, dem protestantischen Kirchenwesen katholischere Formen zu geben. Durch dergleichen Außenwerke wird aber, die Erfahrung bezeugt es, nichts gebessert. Alle Feierlichkeit, einmal

zur Gewohnheit geworden, verliert Reiz und Eindruck, und man wird nach wenigen Jahren wieder auf der alten Stätte am gleichen Uebel kränkeln. Gemüthliche Empfindelei ist so wenig Religion, als scholastische Spitzfindigkeit, oder trockenes Moralisiren. Weder das eine noch das andere finden wir im Leben und in der Person Jesu, noch in den ersten Zeiten des Christenthums. Beides sind Verirrungen der spätern Tage. Die ersten Protestanten waren bei der wiederhergestellten Einfalt der öffentlichen Gottesverehrung sehr fromme, gottesfürchtige Leute; warum können es ihre Enkel nicht mehr sein? — Ein hölzerner Kelch mit Andacht ergriffen ist köstlicher, als ein goldener, den man gleichgültig an den Mund setzt. Und wahrlich, kein faltiger Chorrock macht den Priester ehrwürdig, aber seine Weisheit, seine Tugend, seine Demuth und Gottesliebe. Fehlen diese, so ist alles Aeußerliche eitel und wird spöttlich. Inbrunst des Herzens macht aus der einfachen Kammer einen herrlichen Tempel; aber alles Schauspielwerk der prachtvollsten Kirchen bringt keine Herzensinbrunst. Das Neue kann nur vorübergehend erschüttern. So wird mancher Katholik von der Andacht, Stille und Schmucklosigkeit der reformirten Kirchen tief bewegt; und mancher Protestant wieder von den Feierlichkeiten der Messe in katholischen Kirchen gerührt. Aber mit der Seltenheit des Anblicks verschwindet auch sein Zauber, und das Herz bleibt leer.

Die protestantischen Geistlichen — bei vielen mag redliches Wollen des Guten, bei vielen Eitelkeit und Lust am Gepränge und Außenglanz obwalten — fügen ihren Kirchen offenbaren Nachtheil zu, mit Vermehrung des Zeremoniels und Prunks. Denn wenn ich einen wesentlichen Vorzug ihrer Kirche vor der katholischen anerkennen soll, so ist es auch der, daß die ihrige der ursprünglichen Einfalt der Gottesverehrungen im ersten Christenthum näher steht und den ungebildeten Menschen zwingt, mehr auf sein

Inneres zurückzugehen, als sich ins Aeußere zu verlieren, auf ein opus operatum Werth zu setzen, und auf gut heidnisch das Zeichen mit dem Bezeichneten, das Sichtbare mit dem Ueberirdischen, Unsichtbaren zu verwechseln. Je ärmer an Reiz und Zerstreuung die Außenwelt, je kräftiger und freier erhebt sich der Geist über dieselbe zum Geistigen; der Zauber des Sinnlichen erhebt ihn nicht, sondern zieht ihn zum Sinnlichen abwärts.

Die Reformirten sind in ihren kirchlichen Gebräuchen einfacher und prunkloser, als die Lutheraner. Diese haben noch Pracht in ihren Tempeln, Bilder und Feierlichkeiten, die sie zum Theil von ihren katholischen Vätern beibehielten. Und eben bei den Lutherischen will man am eifrigsten zur Vermehrung kirchlichen Prunks sein; weniger lebhaft begehren dergleichen die Reformirten. — Jenes Streben ist Rückschritt des Protestantismus; so wie es immer übles Zeichen ist, wenn man, was in That und Geist untergegangen ist, durch äußere Mittel erkünsteln will. Die Christen der frühern Jahrhunderte führten erst Pracht und Zeremoniel ein, als der Geist des Christenthums von ihnen entwichen war, und dieser wich in gleichem Verhältniß, je mächtiger sie sich der kirchlichen Zierrathen und Werkseligkeiten beflissen. Wenn sich die Jungfrau schminkt, stellt sie damit die entflohene Jugend nicht auf den Wangen her; sondern das Mittel, welches ihren Verlust und den Kummer darum verbergen soll, verräth dem Kenner beides nur desto lebhafter.

Erwartungen, Weissagungen und Schwärmereien in neuesten Zeiten.

Auf viele, vorzüglich auf reizbare Gemüther, auf gutsinnige bildungsreiche Männer und Frauen sowohl unter Protestanten als Katholiken, machten die ungeheuern Geschichten ihrer Tage be-

sondere Wirkung. Verschwinden alter, Erscheinen neuer Throne, Zerreißung der Völker, Leiden der Könige, das Fabelhafte in den Begebenheiten, da immer das Unglaublichste wahr ward; da ganz Europa einem Einzigen hingegeben war, der die Jünglinge vom Tajo und der Weichsel, vom Garigliano und der Eider unter seinen Adlern von Land zu Land führte; da Syrien und Aegypten wieder aus hundertjähriger Dunkelheit in den fürchterlichen Kreis der Ereignisse einrückten, während jenseits des Ozeans ein ganzer Welttheil im Aufruhr brannte — Alles schien ein von der Vorsehung erwählter Augenblick zu sein, etwas Außerordentliches und Unvergängliches zu gründen. Und wirklich Viele glaubten daran mit fröhlich bangem Harren.

Es schien sich wieder ein Universalreich gestalten zu wollen, wie es war zu Zeiten des Kaisers Augustus, als Christus der Herr Mensch ward; als die Heere aller Völker, die Gesetze und Sitten aller Länder vermischt waren und die Altäre aller Tempel, der Juden wie der Heiden, dem Verfall nahe standen. Nun schienen die gebeugten Nationen ernst und reif genug, einen Ruf der Stimme Gottes an sie zu hören und den Wiederhersteller des Evangeliums, den Erneuerer des vergessenen Himmelreichs zu empfangen, da Alles ein Hirt und eine Heerde werden konnte. Dazu schien Alles vorbereitet, Alles einladend. Die Richtung der Katholiken zur freiern Ansicht in Glaubensdingen, die Neigung so vieler Protestanten zum katholischen Kultus, die Zivilisation der Juden, verhießen leichte Mühe, Alle in einen Glauben, in eine Kirche, mit Abstreifung der nichtigen Unterscheidungsdogmen, vereinen zu können. Selbst daß hie und da Propheten aufstanden und Prophetinnen, mochten sie wahr oder falsch reden, die mit Weissagungen die Gemüther ängsteten, schien nur Vorbereitung zu werden auf den rechten Augenblick, da der Rechte hervortreten und das heilige Umschmelzungswerk der Welt beginnen würde

In der That haben Viele daran geglaubt, wenn sie sich gleich ihre Ahnungen und Erwartungen nicht deutlich auseinander legten. Es mögen vielleicht noch jetzt Viele die Zukunft eines neuen Religions- oder vielmehr Kirchenstifters hoffen. Viele möchten sich bitterlich getäuscht finden, da sie die großen Vorbereitungen zum erschütternden heiligen Schauwerk in ein fades politisches Nachspiel ablaufen sahen. Inzwischen ist jene Stimmung in vielen Gemüthern vorhanden gewesen, und sie gehört wenigstens zur Bezeichnung des Zeitalters für den Weltbetrachter. Auch der Spuk, welchen hie und da religiöse Schwärmer mit Geräusch und Glück trieben, deutet darauf hin. Wer erinnert sich nicht an den Lärmen Pöschl's und seines frommen Anhangs, oder an die Buß- und Bekehrungsreisen der Frau von Krudener? An die wiederholten Dräuungen mancher Entzückten mit den Gerichten des Herrn; an die Erwartungen von der Zukunft, welchen die Verehrer des bekannten Stilling-Jung hegen?

Das Erscheinen von Propheten, Schwärmern und Entzückten ist eigentlich gar nicht als Zeichen der Zeit zu ehren. Die es thun, kennen die Geschichte nicht; denn es hat zu allen Zeiten solcher hochverwirrten Frommen oder Stolzen gegeben, die mehr oder weniger Aufsehen erregten, je nachdem sie mehr oder weniger Talente hatten. Man vergißt nur zu leicht einen Narren über den andern; sonst würde man sich noch an Gaßner erinnern, welcher sogar die Gabe hatte, Teufel auszutreiben, oder an den vom vornehmen Pöbel seiner Zeit gläubig umringten Wunderthäter Cagliostro, oder an den italienischen Schuhmacher Matthieu Lowat, welcher sich im Jahr 1805 zu Venedig aus eitel Bußfertigkeit ans Kreuz schlug. Und ist der Prophet von Mekesheim, Hans Adam Müller, vergessen, oder die Frau von Krudener, welche nicht die Rolle der Wohlehrwürdigen annehmen würde, wenn sie noch die Rolle der Liebenswürdigen

spielen könnte: so werden andere Seelenkranke Aufmerksamkeit für sich begehren.

Es ist gemeiner Irrthum, daß die Natur des Protestantismus Schwärmerei und geistliche Träumerei besonders begünstige. Die Seelenkrankheit wird weder durch das Lesen der augsburgischen Konfession, noch des Heidelberger Katechismus, noch der Bibel erzeugt, sondern sie wird schon zum Lesen hingebracht, und erhält da erst ihre theologische Färbung. Wenn in der protestantischen Kirche aber mehr Schwärmer laut und sichtbar werden, als in der katholischen, geschieht es ungefähr aus demselben Grunde, aus welchem man in einem Staat, dem gute Polizeianstalten fehlen, mehr Wahnsinnige erblickt, als in einem andern, der Vorsorge getroffen hat. Auch bei den Katholiken lieset man die Bibel in der Volkssprache, lieset und höret man Wundergeschichten und Heiligenlegenden und Weissagungen. Auch bei den Katholiken sind der Seelenkranken nicht weniger, als bei Lutheranern und Reformirten. Aber die Schwärmerei nimmt da theils eine andere Richtung, meistens zum Selbstmärtyrerthum und Heiligenleben; theils findet sie Ableitung oder Vergrabung in den Klöstern, wo sie seltener vor den Augen der Welt lärmen kann und mag. Bei der Ehrfurcht vor dem Oberhaupt der Kirche, und der Voraussetzung, daß nur dieses durch eine Bulle erklären könne, wer unter die wunderwirkenden Heiligen zu stellen sei, läßt sich der große Haufe selten beigehen, aus eigener Macht Canonisationen schon bei Lebzeiten der Schwärmer vorzunehmen, oder einen gläubigen Hof um den Wunderthäter zu bilden. Es weiß jedermann, wie viel sich sogar die Heiligen selbst gefallen lassen müssen. Es mußte sich St. Napoleon manches Jahrhundert mit der kränkendsten Vergessenheit seiner Thaten und einer schmählichen Dunkelheit begnügen, bis ihm sein kaiserlicher Namensvetter sehr unverhofft zur Ehre des Kalenderglanzes verhalf. Mit Verbannung des Vetters

zur St. Helena geräth St. Napoleon abermals in Gefahr, in mehrern Jahrhunderten keinen Tag zu finden, dem er den Namen, oder einen Priester, dem er Stoff zu einer Predigt geben kann.

Religiöser Zustand der Volksmehrheit.

Ueberhaupt geht mit den vermeinten Zeichen der Zeit viel Selbstbetrug vor. Man sieht und glaubt gern, was man wünscht oder fürchtet. So irrten sich denn auch diejenigen, welche in dem Gang der großen Weltereignisse, in dem Geräusche der Bußpredizger und Weissager, in dem Streben der Katholiken zur heitern Ansicht in Kirchen- und Glaubenssachen, in der Neigung der Protestanten zum katholischen Kultus, in der wachsenden Versöhnlichkeit der Lutheraner und Reformirten, in dem Bürgerlicherwerden der Juden, Vorboten der Zukunft eines neuen Glaubens- und Kirchenthums sahen, worin sich alle Parteien mit frommer Begeisterung umarmen würden.

Es gibt zwar nur eine Religion, weil es nur einen Gott, der sich offenbarte, und eine menschliche Vernunft geben kann, welcher die Offenbarung geschieht: aber es wird ewig auf Erden mehrere in Glaubenslehren, Kultus und Verfassung verschiedene Kirchenparteien geben, weil es verschiedene Kulturstufen und Schicksale und Ansichten der menschlichen Gesellschaft geben muß. Das liegt im Gesetz der Schöpfung.

Wahrlich diejenigen täuschten sich bitterlich, welche aus der Menge helldenkender katholischer Geistlichen und Laien Deutschlands und Frankreichs, Helvetiens und Italiens auf eine allgemeine Neigung der katholischen Christen zur Reinigung ihrer Glaubenslehren, ihres Kultus und ihrer kirchlichen Verfassung von allerlei Mißbrauch und Verirrung folgerten. Die große Masse

der katholischen Christen liegt noch tief und schwer unter Aberglauben und Werkseligkeit verloren. Diese Masse will noch ihre gemalten oder geschnitzten Heiligen, nicht wegen der Tugenden, sondern wegen der Wunderkraft derselben; will noch dem Himmel mit Gebeten, ohne Gedanken, abzahlen; meint mit Beobachtung des kirchlichen Kultus, beim ruchlosesten Wandel, genug zu thun; und mit Meßopfern, die gern bezahlt werden, die arme Seele von der Quälerei des Fegefeuers zu lösen. Auch Mörder rufen ihren Heiligen zum Beistand zur schwarzen That an; oder werfen den Schutzpatron aus dem Hause, wenn er ihnen nicht hilft, wie sie verlangt haben. Von der andern Seite fehlt es nicht an geistlichen und weltlichen Obern, die sich an der heidnischen Thorheit des gemeinen Volks vornehm belustigen, oder dieselbe wohl gar eifrig befördern, weil sie dabei ihre Rechnung finden. Aber jene Masse ist nicht laut; sie tritt nicht auf Kanzeln, nicht in öffentlichen Schriften auf. Daher wird sie übersehen, und man hört nur die, welche mit Eifer auf Verbesserung dringen. Die Zahl der letztern, so groß sie auch in Deutschland und Frankreich schon wirklich ist, bleibt jedoch im Verhältniß zum gemeinen Volk, zum dummgläubigen Pöbel, der sich in Sackzeug oder Sammet kleidet, äußerst gering.

Diejenigen täuschen sich, welche aus den poetischen, mystischen Empfindeleien, und aus der Apostasie einiger Schriftsteller, oder aus dem Flugschriften- und Zeitungsgeräusch derer, welche einen sinnlichern, prunkhaftern Kultus begehren, auf die Neigung der protestantischen Christen den Schluß ziehen, sich wieder der katholischen Kirche zu nähern. Man höre das Volk in Städten und Dörfern! Nach den mode- und schau- und neuigkeitslustigen Bewohnern einer Hauptstadt, oder nach solchen Personen, die es schmeichelt, Tongeber heißen zu können, beurtheile Niemand die Stimmung gesammten Volks. Dieses scheut die Neuerung, weil

es aus blinder Gewohnheit das Alte ehrt und will. Es ist allerdings möglich, daß landesherrliche Befehle das Neue gebieten können; man wird es aber nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Gehorsam empfangen, und dennoch nicht ohne Murren und Sträuben. Man erinnere sich nur an den ehemaligen Lärmen wegen des alten und neuen Gesangbuchs; oder an die Herzlichkeit, mit der man sich des Teufels annahm, den einige Aufklärer von der Taufe hinweg und überhaupt aus der Taufe relegiren wollten. In den Schweizerkantonen, wo doch Reformirte und Katholiken einträchtig beisammen wohnen, wo sie sich oft sogar eines und desselben Tempels bedienen, haben es die Regierungen, auch bei bessern Ueberzeugungen, noch nicht dahin bringen können, oder auch nur versuchen mögen, im Heidelberger Katechismus die Stelle zu unterdrücken, worin das Meßopfer eine verruchte Abgötterei geheißen wird. In einem republikanischen Staate hat die Regierung die Volksstimmung, von der sie selbst abhängig und durch die sie allein mächtig ist, wie im Guten, so auch im Schlechten, mehr zu fürchten und zu ehren, als in einem monarchischen Staate, wo, was der Fürst gebeut, ein besoldetes Heer gegen allfällige Widerspenstigkeit der Unterthanen ohne Schonung vollstreckt. Eben daher erkennt man aber auch in freiern Ländern den Volkssinn bestimmter ausgesprochen.

Von der rein-christlichen Kirche.

Es wird eher möglich sein, zwischen Lutheranern, Reformirten und Katholiken eine neue und sehr große Glaubens- und Kirchpartei zu stiften, die sich vielleicht schnell genug durch die christlichen Länder verbreiten würde, als es möglich ist, die trägen, schweren Massen der verschiedenen Glaubensbekenner zu ver-

einigen, welche noch in angestammten Vorurtheilen, Gewohnheiten und gegenseitigen Verdächtigungen fortdauern. Die Erfahrung lehrte, daß die Plane zu einer allgemeinen Religionsvereinigung Schwindeleien blieben; und der gesunde Menschenverstand lehrt, warum sie es bleiben mußten.

Aber wir wissen auch, daß in England wie in Deutschland, in Frankreich wie in Italien eine ungezählte Menge religiöser Personen aus allen Ständen lebt, welchen bei aller Ehrfurcht für das Göttliche, und bei aller Liebe für das Heilige, auf der Stufe ihrer höhern Geistes- und Gemüthsbildung das nicht mehr zusagt, was der Katechismus der Protestanten, oder der Begriff der römischen Kirche zu glauben verlangt. Zu diesen, in allen Kirchen Europens zerstreuten Christusverehrern, welche die edle Einfalt der Religion Jesu, abgeschieden vom Wust später, aus Parteizank oder exegetischen Mißverständnissen entsprungenen Dogmen, wiederhergestellt zu sehen wünschen, gehören nicht nur Geistliche, sondern auch Laien; nicht nur Männer und Jünglinge, auch gebildete Frauen und Jungfrauen.

Man hat sehr unrecht, den Geist der Eintracht, und schönen Uebereinstimmung, welcher sich bei gebildeten Menschen von verschiedenen Kirchen in religiösen Dingen offenbart, ohne Unterschied einer aus Aufklärerei entstandenen Gleichgültigkeit gegen Religion, oder wohl gar einer überhandnehmenden Irreligiosität zuzuschreiben. Dies voreilige Urtheil stammt gewöhnlich von Unkunde der Dinge, oder der intoleranten, an den alten Fanatismus streifenden, Orthodoxie. Es ist mehr religiöser Sinn im Volk, zumal in den gebildetern Klassen des Volks, als die herben Eiferer vermuthen, die den als Naturalisten, Deisten und Atheisten verschreien, welcher ihnen zwar ihre Dogmen lassen, aber sie für sich nicht annehmen will. Viele Eiferer, welche nicht läugnen, daß sie würdigere Begriffe führen, als unwissende Kinder, oder rohe

Bauern, oder halbwilde Calabresen, sollten bescheiden eingestehen, es könne auch allerdings andere geben, von denen sie in Würdigkeit und Größe religiöser Vorstellungen übertroffen werden.

Man denke sich diese gebildeten Christen aus allen Kirchen Europens, Katholiken, Griechen, Protestanten, vereint zu einer rein-christlichen Kirche, wo sie nicht mehr von Dogmen, Satzungen und Gebräuchen geschieden werden, die sie mißbilligen, obschon sie sich ihnen, um nicht anstößig zu sein, nicht entziehen mögen. Man denke sich diese alle, frei vom Einflusse fremder und menschlicher Autorität, nur in dem verbunden, was Christus gelehrt hat, ohne alle Rücksicht auf spätern Zusatz streitseliger, scholastischer oder mystischer Theologen. Man denke sie sich durch Uebereinkunft von Land zu Land, oder durch eine allgemeine Kirchenversammlung über Form und Feierlichkeit ihrer öffentlichen Gottesverehrung, so wie über Gebrauch der heiligen Handlungen bei Taufe, Nachtmahl, Vermählung und Grab einverstanden. Wer wird zweifeln, daß diese Kirche nicht in wenigen Jahren eine unzählige Menge Genossen und Bekenner haben, und eine recht heilige Gemeinschaft von Christusjüngern bilden werde? Schon besteht diese Gemeinschaft; aber unsichtbar und zerstreut; ihr mangelt kirchliche Gestaltung zu einem großen Ganzen.

Es ist keineswegs zu zweifeln, das Erstehen dieser Kirche wird nicht wenig zur Beförderung der Religiosität unter den europäischen Völkern wirken. Denn eben das Unbefriedigende, was die alten Kirchen in Lehrsätzen, Bräuchen und Verfassungen für gebildetere Christen haben, stößt diese nicht selten von Theilnahme am üblichen Gottesdienste zurück, und flößt ihnen Gleichgültigkeit gegen diesen, wahrlich nicht gegen die Christusreligion, ein.

Von den Fehlern bei der Feier des Reformationsfestes im Jahre 1817.

Wenn die neue Kirche nicht im neunzehnten Jahrhundert gebildet wird, werden unsere Enkel sie im zwanzigsten erblicken. Inzwischen ist, bei Anlaß des im Jahre 1817 gefeierten Reformationsfestes von Seiten der Lutheraner und Reformirten hin und wieder Rühmliches begonnen worden. Man sah in unserer Zeit wie im Nassauischen und im Großherzogthum Berg, so anderer Orten die Vereinigung beider protestantischen Kirchen zu Stande gebracht, und im Preußischen das Bestreben einer klugen Regierung, wenigstens den Unterschied und die verschiedenen Benennungen zwischen Lutheranern und Reformirten zu verwischen. Unter den ersten Gottesgelahrten Deutschlands hat sich ein reger Wetteifer für Vollendung dieses ächtchristlichen Werkes gezeigt. Es wäre zu wünschen, daß jede lutherische, jede reformirte Gemeinde einen Mann hätte, voll heiligen Geistes, der nun vollbrächte, was der fromme Georg Calixtus um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts schon, doch für sein Zeitalter noch zu früh, begehrte: Einheit unter den Protestanten und Liebe derselben gegen die katholischen Christen.

Am würdigsten ist auf diese Weise das Reformationsfest wohl überall da gefeiert worden, wo Genossen beiderlei Kirchen an einem Orte beisammen wohnten, und sich zu einer einzigen evangelisch-christlichen Kirche verbanden. Möchte dieser Name bald mit Beseitigung aller Unterscheidungs-Lehren und Gebräuche allgemein sein!

Es ist aber mit Reformationsfesten, wie mit Siegesfesten, welche zwar den National- (wie dort den Kirchen-) Geist stärken und schmeicheln, jedoch zugleich den National- (wie dort den Kirchen-) Haß vergrößern, und alte bittere Erinnerungen neu aufregen. Sie taugen nichts zur Vermehrung der Menschen-

und Christusliebe; nichts zur Beförderung der Hochachtung fremden Glaubens. Mit welchem Aufwand von Prunk, Feierlichkeit und Rednerei und Gebet auch das Fest begangen worden: es wäre besser gewesen, man hätte es nie gefeiert, weil es nicht ohne Kränkung der Christen in der katholischen Kirche geschehen konnte.

Hoffentlich werden unsere Nachkommen in hundert Jahren, zartfühlender, keine kirchlichen Siegesfeste mehr begehen. Noch ist diese Zeit nicht! und es soll den Verfasser dieser Abhandlung sogar nicht in Verwunderung setzen, wenn sein Sinn verdammt, und er als lauer Christ von manchen seiner Leser verurtheilt wird.

Aber es ist Zeit, daß gewisse Wahrheiten laut und immer lauter ausgesprochen werden, wenn sie gleich das herrschende Vorurtheil des Zeitalters anekeln. Es ist Zeit, daß man gewisse Verirrungen, mag sie auch das Zeitalter hochpreisen, mit ihrem rechten Namen bezeichne. Es ist Zeit, daß unter Griechen und Calvinisten, unter Katholiken und Herrnhutern, unter Lutheranern und Wiedertäufern, unter Zwinglischen und mährischen Brüdern endlich auch Christen aufstehen, welche den heiligsten dirigirenden Synod und Calvin, den Papst und Herrnhut, Luthern und Menno, Zwingli und Huß als Nebensachen, Christum allein als ihren Lehrer und Wegweiser verehren, und keinen heilig nennen, als den, welcher allein der Heilige ist, und keiner außer ihm.

Die katholische Kirche und der Papst.

Vor vierhundert Jahren (1417) gelang es dem römischen Hofe auf der Kirchenversammlung zu Konstanz, einem drohenden Gerichte zu entgehen, und die gerechten Wünsche der katholi-

schen Kirche zu vereiteln. Billig könnte und sollte Rom ebenfalls sein Jubelfest neben dem lutherischen feiern.

Wie damals, so in unsern Tagen, zeigt sich wieder die nämliche Gährung. Was schon damals die katholische Kirche gegen den Papst forderte, wird heut wieder begehrt: zeitgemäße Verbesserung der kirchlichen Verfassung, Wiederherstellung der ächten uralten Hierarchie und Abschaffung der verderbenschweren Usurpationen, durch welche sich Rom, begünstigt von der Schwäche mönchisch gelenkt gewesener Fürsten, auf Unkosten der Nationalkirchen an Rechtsamen und Einkünften vergrößerte.

Nur das ist der Unterschied von damals und heut, daß vor vierhundert Jahren die höhere Geistlichkeit es war, welche muthvolle Stimmen gegen den Kirchendespotismus Roms erhob, und daß in unsern Tagen es die niedere Klerisei ist, welche die zertretenen Rechte wieder zu erneuen ruft, und männlich handelt. Woher dies? War damals die größere Masse Lichts und Muthes bei den Kirchenhäuptern, und ist sie heut bei den Geistlichen der Gemeinden?

In Frankreich ließen sich Bischöfe und Erzbischöfe, durch den römischen Purpur geblendet, die Vernichtung der gallikanischen Freiheiten gefallen. Aber mit Edelsinn sträubte sich der bessere Theil des niedern Klerus. Mehr denn vierzehn Pfarrgeistliche verweigerten, die königliche Ernennung zu bischöflichen Stühlen anzunehmen. In Flugschriften und öffentlichen Blättern warfen sie dem Papst ohne Schonung die von ihm begangene Verletzung kirchlicher Satzungen vor*). Sie sagten ihm offen: daß er nicht eher gegen die Bedrängung der Kirche ein Wort gesprochen, bis er sein irdisches Besitzthum in Gefahr erblickte; daß er auch

*) Le concordat expliqué au Roi par l'abbé *Venson*. Paris 1816.

jetzt nicht die Vorschriften der Kirche, sondern bei allen Verhandlungen nur den alten Grundsatz des alten Roms befolge: **ne quid respublica detrimenti capiat.**

Das deutsche Land sah Aehnliches. Ein Denkmal in der Kirchengeschichte wird jenes Verfahren bleiben, welches sich die römische Kurie gegen einen der ehrwürdigsten Prälaten Germaniens, gegen den Freiherrn Heinrich von Wessenberg, erlaubte. Dies Verfahren ist nicht sowohl denkwürdig wegen seiner Ungerechtigkeit, oder wegen der sonderbaren Art, wie es sich in Deutschland lautbar machte — denn dies Alles konnte keinen Deutschen mehr überraschen und verwundern: — sondern wegen des gleichgültigen Schweigens der Großen und Prälaten. Wessenberg war in Deutschland bekannt, als Gelehrter, als Geschäftsmann, als frommer Dichter, als weiser Vorsteher seiner Kirchsprengel. Seine Verordnungen, seine bischöflichen Hirtenbriefe, seine Verbote waren durch den Druck allgemein bekannt und hochgeachtet; die Unbescholtenheit seines häuslichen Lebens hatte seinen Priesterworten erst die rechte Weihe gegeben. — Und dieser Mann ward vom römischen Hofe öffentlich, im Angesichte des ganzen Deutschlands, als einer der unwürdigsten aller Geistlichen behandelt; — von diesem Manne konnte das päpstliche Schreiben an den Großherzog von Baden sagen: „Es würden von allen Seiten aus Deutschland Klagen gegen ihn erhoben, der durch verderbte Lehren, durch höchst übles Beispiel, durch trotzige Widerspenstigkeit gegen apostolische Anordnungen Gründe genug zu höchlicher Unzufriedenheit gegeben habe, der nach sorgfältiger Erwägung für unverbesserlich erklärt wird, von allen Guten verabscheut und verachtet ist, und dessen Anstellung die Gläubigen betrüben, vielleicht die öffentliche Ruhe stören würde.“ — Unter diesem Vorwande wurden die Rechte der deutschen katholischen Kirche am Domkapitel von Konstanz verletzt. —

Alles schwieg. Da traten die Pfarrgeistlichen im Großherzogthum Baden in ihren Kapiteln zusammen und übersandten dem Hofe zu Karlsruhe die feste Erklärung, daß sie zur Sache ihres ungerecht verfolgten Generalvikars stehen und den Bemühungen der römischen Kurie kein Gehör geben würden.*) Der Großherzog that eines deutschen Fürsten würdig: er gab den beiden gegen Wessenberg geschleuderten päpstlichen Breven keine Folge. Er befahl den gesetzmäßig ernannten, und von ihm bestätigten Bisthumsverweser in der Würde auf alle Weise zu schützen. Das Domkapitel von Konstanz vertheidigte seine Rechtsame, und Wessenberg ging selber nach Rom, vom übel unterrichteten Papste an den besser zu unterrichtenden zu appelliren.

Dies Ereigniß hatte das Gute, daß der Geist des deutschen niedern Klerus sich lauter und feierlicher aussprechen konnte. Es ist dies ein Geist, freilich nicht wie Rom ihn will, aber wie er der ächten Kirchenverfassung, wie er der Religion, wie er dem Vaterlande, wie er der Ehre Deutschlands angemessen ist.

Während die römische Kurie fest und gebieterisch auftritt und redet, führen die Höfe meistens ehrfurchtvolle, unterwürfige, schmeichelnde Sprache dagegen. Sie wollen durch Unterhandlung gewinnen, was sie von der Klugheit und dem Stolze Roms nie durch Unterhandlung gewinnen werden, während sie es bei der herrschenden Stimmung der Geistlichkeit ohne Anstoß und Gefahr, laut vorhandenen und anerkannten Rechten, aus sich selber anordnen könnten. Die alte Waffe Roms, vor der einst Kaiser zitterten, ist verrostet; der Bannstrahl erloschen; er würde, welches Land diesseits der Alpen er auch treffen möchte, kein Glockenseil in einer Kapelle versengen.

---

*) Vergleichen damit „die Beschwerden gegen den Bisthumsverweser von Konstanz, Freiherrn von Wessenberg.“

Was man auf dem Wege der Unterhandlung von Rom begehrt, wird es nicht thun, weil es nicht kann. Denn es gilt seine Goldquellen, es gilt seinen Einfluß, seine unsichtbare Herrschaft über Völker und Throne. Die zeitliche Majestät des Papstes, und die Ehelosigkeit der Geistlichen sind Grundpfeiler, nicht der Religion, nicht des Glaubens, nicht der Kirche, sondern des Vatikans. Dafür gilt der Kampf. Rom wird — wir kennen die Geschichte — lieber Nachsicht gegen Sittenlosigkeit der Geistlichen haben, und sie von Verirrungen des Naturtriebes absolviren, welche das weltliche Gesetz am Laien verdammt, als ihnen die Ehe gestatten, durch welche sie an die bürgerliche Gesellschaft und an das Vaterland enger, als an das Interesse eines allgemeinen Oberhaupts der Kirche geknüpft sein würden. Die rechtgläubige griechische Kirche verwarf von jeher den Cölibat. Sie bewahrte Traditionen, daß mehrere der Apostel, und der heilige Petrus selbst verheirathet gewesen seien; sie erinnerte, daß der heilige Paulus selbst die Vermählung von Dienern des Altars autorisirt habe; daß erst im dreizehnten Jahrhundert die Ehelosigkeit der Geistlichen bei den Abendländern gesetzlich gemacht wurde*). Daß die Aufhebung dieser naturwidrigen Stiftung aber nicht wider den Geist der christlichen Kirche streite, auch keineswegs von der Kirche trenne, beweisen die unirten Griechen, denen Rom selbst Alles zugab, insofern sie nur Roms Primat und Oberherrschaft anerkennen wollten.

Ueber kirchliche Zucht haben von jeher Provinzialsynoden verfügt. — In Glaubenssachen steht ein Konzilium höher als der Papst. — Jeder Bischof ist das Oberhaupt einer Kirche in kirchlichen Dingen. — Dies sind Thatsachen, anerkannt und als rechtlich

---

*) Considérations sur la doctrine et l'esprit de l'église orthodoxe. Par *Alexandre de Stourdza.*

erklärt von allen Katholiken. Rom selbst darf sie nicht hinweg=läugnen; aber es vernichtet sie untergrabend. Es will kein Konzilium sehen. Es will seine Hand in die Angelegenheit der kirchlichen Zucht geltend wissen. Es will die Geschäfte von sich aus behandeln, und von keiner Landeskirche, sondern nur von einer durch alle abendländische Staaten verbreiteten einzigen, römischen Kirche wissen, deren Bischof der Papst ist und kein Anderer. — Das will der Papst.

Was Rom zweifelhaft machen will, ist in Deutschland aber längst gesetzlich und über alle Macht der römischen Kurie hinaus abgethan, sobald Deutschlands Höfe nicht feierlich anerkannten Rechtsamen freiwillig entsagen. Auf der Baseler Kirchenversammlung wurden die römischen Anmaßungen aufgehoben. Die Beschlüsse dieser Kirchenversammlung wurden von der deutschen Nation förmlich angenommen; die darin enthaltenen Grundsätze auch durch päpstliche Bullen anerkannt und bestätigt; vom nachmaligen sogenannten Aschaffenburger Konkordat nicht aufgehoben*), noch weniger durch das Tridentische Konzilium, indem der Erzbischof von Mainz gegen die unbedingte Annahme dieses Konzils im Namen des Reichstags eine scharfsondernde Erklärung an den päpstlichen Legaten gab**).

*) Das Aschaffenburger Konkordat, welches einige Ausnahmen von den Bestimmungen der Baseler Kirchenversammlung enthielt, ward mit Auflösung des Reichs natürlich auch aufgelöset; aber nicht der allgemeine Ausspruch einer vom deutschen Reiche unabhängigen Kirchenversammlung.

**) Quod Germani scita concilii Tridentini recipiant in iis, quae fidem et sacrorum cultum respiciunt, sine exceptione ulla aut dubitatione, *non autem in iis omnibus, quae ad materias disciplinae pertinent.*

Volksbildung ist Volksbefreiung.

Einleitende Bemerkung.

Heinrich Zschokke nahm in den Dreißiger Jahren stets großen Antheil an dem Gedeihen des jüngsten der schweizerischen Freistaaten, der Landschaft Basel, die sich nach langjährigen, bürgerlichen Wirren zum selbstständigen Kantone gebildet hatte. Ein Beweis dieser Theilnahme ist auch diese Rede, welche er den 10. April 1836 in einer zu Lansen stattgefundenen Versammlung des schweizerischen Vereins für Volksbildung vorlas. Neben Manchem, was sich speziell auf die Verhältnisse des Kantons Basel bezieht, legte er darin auch Lebenserfahrungen und Lebensmahnungen nieder, die einem weit größern Kreise von Lesern von Wichtigkeit sein können; daher wir keinen Anstand nehmen, diese Rede, welche Jedem, der sie hörte, einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ, auch dieser Sammlung einzuverleiben, was um so wünschenswerther erscheint, als die damals gedruckten Exemplare dieser Rede der Zeitverhältnisse wegen nicht weit über die Grenzen des Kantons verbreitet wurden.

Der Herausgeber.

Ihr Verein wählte auch mich zu seinem Mitgliede. Dankbar erklär' ich, daß ich mich ihm gern anschließe, sowohl wegen der Wohlthätigkeit seines Zweckes, als wegen des Kantons, in welchem er wirkt; des Kantons, welchem ich meine wenigen Kräfte zu weihen verpflichtet bin; des Kantons, der mich zu seinem Schuldner gemacht hat, indem er, durch Ertheilung seines Bürgerrechts, gleichsam auf mein ergrauendes Haupt eine noch unverdiente Bürgerkrone legte.

Sie haben einen Bund für Volksbildung geschlossen. Ein solcher darf und soll mit Recht ein heiliger Bund genannt werden, weil die Veredlung der Menschheit, ihre Emporhebung aus dem Staube eines thierischen Daseins zum Göttlichen, die heiligste aber auch schwierigste aller Aufgaben ist. Zu diesem Bunde gehörten ja seit Jahrtausenden schon die Edelsten unsers Geschlechts; gehörten schon die Unsterblichen Griechenlands und Roms; gehörten schon die Freiheits- und Glaubenshelden aller Nationen; gehörten schon die Propheten und Gesetzgeber aller Länder; und an ihrer Spitze glänzt der Name des Allerheiligsten selbst, — Jesus Christus! Wer von uns möchte sich nicht freudig mit dieser herrlichen Geisterschaar vereinen, und seine Tage, seine Kräfte im Dienste des Allerheiligsten opfern? — Aber die Aufgabe, wie heilig, wie schwierig ist sie. Sie wird nie vollkommen gelöst werden. Zwar die Fortschritte der Menschheit sind seit 6000 Jahren groß gewesen; aber die Bahn zur Vollendung verliert sich in den Fernen der Ewigkeit. — Es ist gut gethan, daß sich in allen Landen Männer mit frommem Willen und beharrlicher Kraft zur Beförderung der Volksbildung vereinen; denn, wie überall, vermag auch hier das Zusammenwirken verbundener Kräfte mehr, als die mühsamste Anstrengung des Vereinzelten. Mehr denn dreißig Jahre lang habe ich im eidgenössischen Vaterlande für den großen Zweck gelebt und gestrebt, ach! und habe nicht dreißig tröstende Erinnerungen vom Gedeih'n meiner Arbeiten geärntet.

Volksbildung ist Freimachung eines Volks von allen seinen Sklavenbanden; von den Fesseln politischer Gewaltherrschaft; von den Fesseln der Unwissenheit und Rohheit, der Irreligion und des religiösen Aberglaubens; von den Lastern der Ueppigkeit und der Armuth. Volksbildung ist Erhebung eines Volks aus dem Stande der Unmündigkeit in den Stand der Mündigkeit.

Denn was hilft es dem Sklaven, daß seine Fesseln gebrochen

sind, wenn er keinen Gebrauch von seiner Freiheit zu machen versteht? Er hat ein edles Kleinod gefunden oder errungen, und erkennt dessen Werth und Wunderkraft nicht. Er ist noch kein freier Mann; er ist nur ein entfesselter Sklav. Er kann freilich handeln, wie er will; aber er weiß noch nicht zu handeln, wie er soll: und gleichwie ein Mensch, der in Palästen wohnt und Tonnen Goldes besitzt, noch nicht wegen dieser Tonnen Goldes und Paläste achtbar genannt zu werden verdient, sondern wann er seiner Reichthümer würdig ist: so verdient auch keine Nation die Bewunderung und Ehrfurcht anderer Nationen, weil sie politische Freiheit besitzt, sondern wenn sie dieser Freiheit würdig zu leben und zu sterben weiß. Auch in den Urwäldern Amerika's wohnen freie Völkerschaften in ursprünglicher Wildheit. Frei sind sie; aber wild. Wer von uns beneidet sie um ihrer Freiheit Glück?

Allerdings die eisernen Ketten der Tirannei sind schwer, sind entehrend, sind nicht leicht zu sprengen. Aber noch schwerer, noch entehrender, noch unzerreißbarer sind jene unsichtbaren Ketten schlechter Sitte und Gewohnheit, unempfindlicher Selbstsucht, blöden Aberglaubens, thierischer Sinnlichkeit und Unwissenheit, von welchen Menschen, Gemeinden, Völkerschaften gefangen gehalten werden. Aus dieser Knechtschaft Menschen, Gemeinden, Völkerschaften zu befreien, das ist das große Erlösungswerk großsinniger Sterblicher, das ist die That der Volksbildung!

Was den einzelnen Menschen, von seiner Kindheit bis zum Greisenalter erzieht und ausbildet, erst die Hand der Aeltern, dann die Stimme der Religion, die Schule des Schicksals und die eigene erwachte Kraft und Liebe zum Bessern: das erzieht und bildet auch eine ganze Nation. Die Völkerschaften der Schweiz haben, gleich den übrigen Nationen unsers Welttheils, eine lange Kindheit gelebt. Aber was für das flüchtige Dasein eines Menschen ein

Lebensjahr ist, das ist für eine Nation das Jahrhundert, für die gesammte Menschheit erst das Jahrtausend. —

In der Familie der Eidgenossenschaft stehen ihre Glieder, die Völkerschaften, noch von sehr ungleicher Geistesreife und Bildung da. Es fehlte der Kindheit des Schweizervolkes nicht an großen Lehrmeistern, von Wilhelm Tell, von Niklaus von der Flüe und Zwingli herab, bis Isaak Iselin und Pestalozzi; aber Kinder lernen ungern und manche schwer. Es fehlte nicht an großen Schicksalen; aber Kinder sind leicht vergeßlich, wie man weiß. So ist's gekommen, daß sie alle, obgleich insgesammt talentreich, doch in ihrer Entwickelung sehr ungleich geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Zwar einige derselben haben sich schon vor fünfhundert Jahren mündig erklärt; aber sie hatten doch, trotz der rechtskräftig gewordenen Mündigkeitserklärung, das Alter der geistigen Mannbarkeit noch nicht erreicht; vielleicht auch noch jetzt nicht. Wenigstens läßt sich bemerken, daß sie Vormundschaft und Leitung von geistlicher und weltlicher Hand beibehalten haben, vielleicht weil sie es bedürfen. — Andere unsrer Völkerschaften haben erst spät ihre Mündigkeit erklärt, die Selbstverwaltung ihres Vermögens übernommen und die bisherigen Vormünder ihrer landesväterlichen Sorgen entlassen. Ob alle aber das Alter der geistigen Mannbarkeit erreicht haben, ist hin und wieder wirklich zweifelhaft. Freilich blicken noch in allen Kantonen die entlassenen Vormünder mit Unzufriedenheit und Trauer auf die ehemaligen Mündel hin, und schätzen sie, so gut, als verloren; aber vielleicht ist ihre Furcht, ihr Kummer nur übertrieben, wie er wohl bei allzuzärtlicher Liebe zu sein pflegt.

Diese Völkerschaften der Schweiz, welche sich selbst mündig gesprochen haben, und die der landesväterlichen Zuchtruthe wie den Kinderschuhen entwachsen zu sein glauben, — sie sollen nun, sich selbst überlassen, in der Schule des Schicksals stehend, durch eigene

Kraft sich heben, und vollendeter ausbilden. Wehe, wem unter diesen Völkern nun die **Kraft**, wehe, wem dafür die **Einsicht**, und dreimal wehe, wem von ihnen dazu sogar der **Wille** fehlt! Ihm wäre besser gewesen, im alten Hause seines Herrn und Meisters zu bleiben, ein gehorsames Vogtskind zu sein, denn ein unmündiger, das heißt unwürdiger Souverän geworden zu sein.

Der Ruf zur Mündigkeit und Freiheit ist von der Natur an die ganze Menschheit ergangen, und er klingt in der Brust aller Nationen zurück. Republik oder Monarchie aber ist nicht die Freiheit selber, sondern nur Form und Hülle, eben sowohl der Freiheit, als der Knechtschaft. Die Welt hat in Monarchien alle Glückseligkeit erblickt, die auf dem Boden der Freiheit irgend blühen kann; und in Republiken alle Gräuel des Despotismus, alle Schanden der Knechtschaft. Jedes Volk kennt den Ruf und Beruf zu seiner Mündigkeit und Freiheit; aber nicht jedes hat schon die Fähigkeit dazu erworben; nicht jedes dafür die **Weihe** empfangen.

Woran erkennen wir die Tüchtigkeit und Weihe eines Volks zu seiner Selbstherrschaft und zur Freiheit? — An der Stufe seiner **Bildung**!

Ich erkenne sie da, diese Weihe, wo nicht Gesetz und Regierung das Nützliche und Bessere mit Kerkern und Landjägern beschützen müssen, oder wo es die Geistlichkeit mit den Freuden des Himmels und den Schrecken der Hölle beliebt machen muß, sondern da, wo alle Bürger das Bessere selber fordern; wo jeder von ihnen, unaufgeboten, als Schutzengel des Gesetzes dasteht, und in und außer dem Hause Wächter für öffentliche Ordnung, Sittenstrenge und Sicherheit wird.

Ich erkenne sie da, diese Weihe, wo das Volk fähig ist, die

unbescholtensten, rechtschaffensten und kenntnißvollsten Männer des Landes zu seinen Gesetzgebern, Richtern und Regenten zu wählen, ohne Rücksicht auf Herkunft und Verwandtschaft der Person, auf Partei- und Faktionengeschrei, oder auf augenblickliche Privatinteressen.

Da, wo das Volk selber bessern öffentlichen Unterricht der Jugend verlangt, mit allen nothwendigen Opfern ihn freudig unterstützt, mit frommer häuslicher Erziehung nachhilft, um dem Vaterlande eine edlere, weisere Nachkommenschaft zu hinterlassen, als die gegenwärtige Zeitgenossenschaft sein mag.

Da, wo das Volk selber wißbegierig in gesellschaftlichen Vereinen zusammentritt, zur Erweiterung seiner Kenntnisse, zur Vervollkommnung des Landbaus, zur Verbesserung der Handwerke, zur Begünstigung neuer Gewerbe und Erweiterung vaterländischen Wohlstandes.

Da, wo in Dörfern und Städten schon die äußere Ordnung und Sauberkeit der Häuser und Straßen, die innere Reinheit und Zierlichkeit, nicht Pracht, der bürgerlichen Wohnungen den Sinn alles Volks für das Anständige und Edle, für Ordnung und Zweckmäßigkeit verkünden.

Da steht das Volk auf der Stufe, auf welcher es durch religiöse und politische Bildung, das ist: durch seine Tugenden, nicht nur der Freiheit würdig ist, sondern sie auch bewahren und erhöhen kann.

Darum erblick' ich im Verein für Volksbildung einen Bürgerbund für Volksbefreiung. Denn wahrlich, noch sind heute nicht alle Völkerschaften der Kantone frei, ungeachtet ihrer demokratischen Verfassungen. Manche derselben tragen noch Bruchstücke der ehemaligen Fesseln, Unflath und Narben der ehemaligen Unterthänigkeit, welche sie vergebens mit dem Königsmantel der Freiheit bedecken wollen. Ja, bürgerlich, politisch, leiblich frei sind

sie geworden; aber ihr bildungsloser Geist schleppt noch die Ketten der Finsterniß, des Aberglaubens, des Vorurtheils nach. Sie haben sich losgesagt von der alten Willkür und Botmäßigkeit weltlicher Obrigkeit, aber sie gehen noch blind und zitternd am Leitseil des Priesterthums, vor den Triumphwagen desselben gespannt. Freiherren sind sie geworden, aber ihr bildungsloser Verstand begreift die wahre Herrlichkeit der Freiheit nicht; und das Herrlichste des freien Mannes ist doch sittliche Würde, ist Adel des Gemüthes, welcher Gerechtigkeit, Mäßigung, Eintracht fordert; ist die Vaterlandsliebe, welche den Vortheil des eigenen Hauses für den Nutzen der Gemeinde, und den Nutzen der Gemeinde für das Gemeinbeste des Landes hingibt. In einer Republik darf kein Pöbel sein, weder in Seiden noch Zwillich. Wo du noch Pöbel erblickst, siehst du noch knechtisches Volk!

Ein Verein für Volksbildung ist ein Bürgerbund für Volksbefreiung. Es ist aber mit der Freiheit, wie mit andern Gütern des Lebens. Sie ist schwer zu erkämpfen; aber noch weit schwerer zu behaupten und zu bewahren. Wer sein Vermögen nicht vergrößert, bei dem vermindert es sich von selbst; so auch die Freiheit des Volks. Hier ist kein Stillstand, wie denn das Leben der ganzen Natur keinen Stillstand, sondern nur Bewegung kennt. Was nicht fortschreitet, bewegt sich rückwärts. Politische Freiheit ist nur eine einseitige Freiheit, für sich allein unhaltbar, für sich allein unvermögend, ein glückseliges Volk zu schaffen. Sie muß vergrößert, gestärkt, gehoben werden durch sittliche Freiheit, durch Entfesselung des Volksverstandes von Unwissenheit und Irrthum; durch Entfesselung des Volksherzens von der rohen Gewalt der Leidenschaften, der Parteiwuth, der eigennützigen Selbstsucht.

Das Volk von Basellandschaft hat seine Freiheit erobert. Der

Verein für Volksbildung ist allen Eidgenossen eine der Bürgschaften, daß die Bewohner dieses schönen Landes, durch eigne Kraft, ihrer würdig werden und sie durch geistige und sittliche Freiheit stärken, stützen, heben wollen. Was Jahrhunderte unterließen, will dies Volk nun für seine Nachwelt schaffen. Es selbst ward nicht für die Freiheit erzogen; es bildet sich nun erst in der Schule des Schicksals für sie aus. Seit Jahrhunderten genoß es nicht einmal das Recht und Loos gemeiner Unterthanen, dessen sich in zivilisirten Staaten die Königen und Fürsten angehörigen Völker freuen konnten. Nein, dies Volk war leibeigen. Es blieb leibeigen, bis der Donner der französischen Staatsumwälzung den Welttheil erschütterte, und manches Joch zerbrach, manche Kette sprengte. Erst am 21. September 1789 wagte es ein Mann, dessen Name nie ohne ehrfurchtsvolle Dankbarkeit genannt werden sollte, Abel Merian, vor dem Großen Rath der Stadt Basel aufzutreten und den Anzug zu machen: „ob nicht zur Ehre des Standes, und den Zeitumständen angemessen, die hiesigen Unterthanen der Leibeigenschaft entlassen werden sollten?“ Schon vier Jahre vorher hatte Solothurn seine Angehörigen zu leibfreien Unterthanen erklärt. „Es ist nothwendig,“ rief Abel Merian, „um gefährlichen Auftritten zuvorzukommen, den Unterthanen in diesen Zeiten zu zeigen, daß man nicht mehr in der Barbarei des Mittelalters lebe. Es ist klüger, etwas von freien Stükken selber zu geben, als sich nachgehends ein Mehreres abfordern oder abzwingen zu lassen!“ — Der edle Mann wiederholte am 19. Oktober desselben Jahrs noch einmal seinen Antrag. — Aber seiner Einsicht, seiner Begeisterung trat damals keineswegs Einsicht und Begeisterung des Großen Rathes mit lautem, freudigem Beifall entgegen. Ein ganzes langes Jahr verstrich, bevor man nur die wichtige Frage wieder zur Sprache bringen konnte; und als es endlich geschah, ward es so geheimnißvoll gethan, daß die

Herren Häupter sogar die Thüren zum Vorzimmer und die zur Kanzlei zuriegeln ließen. Laut sprachen sich damals Bürgermeister Burkhardt, Oberzunftmeister Buxtorf und Deputat Gemuseus, gern nenne ich die Namen dieser Edeln! dafür aus; aber am lebhaftesten der gelehrte und biedere Dreierherr Münch. Er, als einige Weisheiten des Rathes das Baslervolk der Undankbarkeit für so viel von jeher empfangene Wohlthat und Milde bezüchtigten, entrollte kühn das Gemälde vom traurigen Zustand der Unterthanen, und bei jedem einzelnen Zuge der Härte und Willkür, mit der sie behandelt wurden, rief er: „Und sie sollten dafür dankbar sein?" — Und so ward endlich, erst nach langen Berathungen, dem Volke im Monat Mai 1791 von allen Kanzeln des Landes verkündet, daß es aufhöre fortan Leibeigenthum der Stadt zu sein. Doch waren mit solcher Aufhebung niedriger Knechtschaft nur noch wenige Vorzüge verbunden.

Lange hatte man dies leibeigene Volk in thierischer Verwilderung gelassen. So unwissend war es noch zur Zeit der Reformation, daß viele junge Leute nicht einmal die Gebote Gottes wußten, nicht einmal beten konnten. Durch eine Rathsverordnung im Jahr 1533 mußte den Prädikanten erst anbefohlen werden, die jungen Knaben und Mädchen, alle vier Wochen einmal, am Sonntag Nachmittag, im christlichen Glauben zu unterrichten.

Die erste Spur von einer Landschule findet sich im Jahr 1540. Da hatte Liestal schon ein Schulhaus. „Was aber," sagt Peter Ochs in seiner Geschichte: „was aber die Herren Deputaten über den Gestank, den Schweinstall des Schultheißen, die Abtritte, die Wassersteine, das Gassenpflaster und die Reinigung des Grabens durch Hereinlassung des Bachs, dem Liestaler Rath befehlen ließen, beweiset, daß bisher die Schule in einer wahren Cloake war gehalten worden."

Erst Ende des sechszehnten und Anfang des siebenzehnten Jahr-

hunderts wurden nach und nach für die ganze Landschaft sechs Schulen (mit Einschluß der von Liestal) errichtet, zu Sissach, Bukten, Wallenburg, Bubendorf und Muttenz. Aber Anfangs wurde nur im Sommer, und nur am Sonntag vor dem Gottesdienst, und dann nur eine Stunde lang Schule gehalten. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde, laut erneuerter Kirchen- und Schulordnung vom Jahr 1759, nur in der Schule zu Liestal die Rechenkunst gelehrt; von den übrigen Landschullehrern einzig gefordert, daß sie selber die Anfangsgründe des Rechnens verstehen sollten; aber in den Stundenverzeichnissen ward nicht vorgeschrieben, daß sie es lehren sollten. Erst in späterer Zeit wendete die Regierung von Basel, zu ihrem wohlverdienten Ruhme sei es gesagt, dem Landschulwesen höhere Sorgfalt zu. Ueberall wurden gute Schulhäuser aufgeführt; anständigere Lehrerbesoldungen gereicht. Doch erstreckte sich sämmtlicher Unterricht nie weiter, als auf Lesen, Schreiben, Rechnen und Vorbereitung zum Religionsunterricht.

Dies noch vor 46 Jahren leibeigene Volk, welches damals schon 28,193 Seelen stark war, sollte nicht zur Freiheit erzogen werden, sondern zur dauerhaften Dienstbarkeit für das Interesse der Stadt und ihrer Gewerbe. In der Zahl jener Bevölkerung fanden sich nur etwa 800 Bauernfamilien; aber beinahe 1400 Familien arbeiteten im Dienst der Fabriken. Lange war dies Volk fast ohne allen Umgang und Verkehr mit den übrigen Eidgenossen gelassen, wenn es nicht auf schlechten Fußwegen über unwirthbare Gebirge steigen wollte. Erst um das Ende des 16. Jahrhunderts wurden die beiden Hauensteine fahrbar gemacht, da man vorher, vermittelst Haspel und Seilen, die Wagen hinaufwinden, oder herablassen mußte. Die Eifersucht der städtischen Handwerkszünfte verhinderte sogar das Betreiben der Handwerke auf dem Lande, und noch im Jahr 1763 ward in Frage gesetzt, „ob nicht alle

werkende Professionen auf der Landschaft abgeschafft werden sollten?" Ja, den Sennen wollte man damals sogar verbieten Butter zu machen. Zwar nicht Alles wagte man gegen diese Leibeigenen, aber doch ward (noch i. J. 1763) als Grundsatz der „Rathschlag festgestellt: Handlung, Fabrik und Gewerbe auf der Landschaft soll keineswegs zum Schaden der Stadtbürgerschaft begünstigt, sondern entweder verwehrt, oder nach Billigkeit eingeschränkt werden."

Daher kann man sich die damalige Dürftigkeit oder Armuth der Landleute erklären. Ein Bauer wurde für sehr reich gehalten, wenn er schuldenfrei Haus und Hof im Werth von 3000 bis 4000 Gulden, nebst einem Paar Pferden, zwei Kühen und einigem Kleinvieh, Hühnern und Tauben, für seinen Hausbrauch besaß. Wie konnte da Wohlstand aufblühen, wo man absichtlich die Erwerbung nützlicher Kenntnisse erschwerte; wo man gesetzlicher Weise Gewerbe, Fabriken, Handlung beschränkte, und Tausende zwang, dem Großhandel und der Industrie der Hauptstadt dienstbar und zinsbar zu bleiben. Die Bandweber in der Landschaft, welche im Jahr 1754 auf 1238 Bandstühlen, im Jahr 1798 auf drittehalb tausend derselben arbeiteten, hinderte man für Fabriken anderer Kantone Waare zu liefern. Im Jahre 1767 verbot man ihnen, bei 5 bis 10 Pfund Buße, sogar, sich nach der Stadt Basel mit Waare durchs Frickthal, oder durch das Solothurnische zu begeben, unter dem Vorwand oder Grund: sie führten auf fremdem Boden ein schwelgerisches Leben, das gereiche den Landwirthen und dem obrigkeitlichen Umgeld zum großen Nachtheil.

Was man dem armen, leibeigenen Volk an den Genüssen des Lebens verkümmerte (im Jahre 1764 verbot man ihm sogar, als eine kostbare und schädliche Sache, das Kaffeetrinken), das wollte man ihm jedoch, nach den Trübsalen dieses irdischen Jammerthals, durch Erwerbung der ewigen Seligkeit gern vergüten. Daher wurden schon am Ende des 16. Jahrhunderts die Leute obrig-

keitlich und mit Strafen Sonntags in den Gottesdienst getrieben. Während der Predigt mußten Wächter von Haus zu Haus nachschauen, wer daheim geblieben wäre. Späterhin verlangten die Geistlichen das nämliche im Dienstags-Morgen-Gottesdienst; der Landmann sollte auch am Samstag den Acker verlassen und in der Kirche ein Gebet, oder die Vorlesung eines Kapitels aus der Bibel anhören. Wurden doch späterhin sogar in der Stadt die Schildwachen mit frommer Kriegszucht angehalten, auf ihr Militärverhältniß passende Gebete von ziemlicher Länge auswendig zu lernen, und unterm Gewehr laut und ehrbar herzusagen, wenn sie auf ihren Posten zogen, oder abgelöst wurden. Dieser nur Heuchelei oder Schwärmerei erzeugende Kirchenzwang und Frömmlergeist ward zwar im letztverflossenen Jahrhundert um Vieles gemildert; aber in vielen Gemüthern ist auch davon, vielleicht bis auf den heutigen Tag, ein trüber Niederschlag falschverstandener Religiosität zurückgeblieben.

Doch genug davon. Ich habe nur darum einen flüchtigen Blick in die vergangenen Zeiten der Landschaft zurückgeworfen, um heller anzudeuten, wie man ehemals der Volksbildung entgegenarbeitete, oder sie absichtlich erschwerte, weil man sie sehr richtig, als das wirklich anerkannte, was sie war: als Volksbefreiung. Die heutigen Tage bilden zu jenen den glänzenden Gegensatz, daß eben diese Landschaft mit ihrem Blute den Entschluß besiegelt und erfüllt hat, unabhängig und frei zu sein.

Die politische Selbstständigkeit ist errungen, die staatsbürgerliche Freiheit gerettet. Aber ohne höhere Geistesentwickelung und Kenntnißbereicherung des Volks, ohne höhere, sittliche Würde desselben, steht der junge Baum der Freiheit noch lange ohne Blüthen, ohne Früchte da, und seine zarten Wurzeln sind umsonst, auf mehr denn einer Wahlstätte, mit edelm Blute getränkt worden.

Wahr ist's, die ersten, die nothwendigsten Schritte zur Vollendung der Volksbefreiung sind durch Gesetzgebung und Regierung dieses Kantons schon gethan; — und vor Allem der dringendste und wichtigste Schritt, die verbesserte Einrichtung des öffentlichen Schulwesens, hat dem Kanton Basel-Landschaft Beifall und Hochachtung des zivilisirtern Theils der ganzen Eidgenossenschaft gewonnen. Aber diese Schritte sind nur vorbereitende; Bürgertugend hat das große Werk erst noch zu vollenden, und die vielleicht zahlreichen Hindernisse zu besiegen, welche, als Erbstück aus den finstern Tagen der Leibeigenschaft, den Weg zum Besserwerden verrammeln.

Wie hier, wird auch in andern befreiten Kantonen das Bedürfniß empfunden, die geistigen Kräfte des Volks zu heben, um es durch bessere Einsichten zu besserm Willen, zu vollständigerm Genuß des neuerworbenen Rechts und zu reicherm Wohlstand zu führen. Es hat sich ein in mehrern Kantonen verzweigter Volksbildungsverein diesen großen Gegenstand zur Aufgabe gewählt. Ein leitender Ausschuß desselben besteht in Luzern. Was er aber während seines, freilich noch kurzen, Daseins schon geleistet haben möge, ist mir unbekannt. Ich weiß nur, daß er mit einem Kostenaufwand, zu dem aus den Kantonen die Beiträge flossen, 2580 Exemplare von fünf verschiedenen, allerdings guten Büchern vertheilt hat.

Allein wie höchst unbedeutend ist diese Anzahl von ausgetheilten Druckschriften im Verhältniß zum Schweizervolk; wie ungewiß ist das Loos dieses so dünn und dürftig ausgestreuten Samens, und wie unzuverlässig der Erfolg davon! Soll mit Ernst und Großartigkeit zu Werk geschritten werden, so scheint mir's, müssen andere großartigere Maßregeln ergriffen werden; keine ins Allgemeine verschwimmende, denn sie bleiben bei den verschiedenen Verhältnissen und Gesittungsstufen der Völkerschaften nothwendig

fruchtlos, weil nur selten passend: sondern spezielle, dem Bedürfniß jedes einzelnen Landes angemessen; nicht bloß in Druckschriften und Reden bestehende, sondern in Handlungen und Thaten ausgeprägte. Es mögen die Vereine der einzelnen Kantone sich immerhin alljährlich einmal, in allgemeiner Gesellschaft, versammeln, um von einander zu hören, zu lernen, um sich gegenseitig für das Erlösungswerk neu zu ermuntern: aber jeder Kantonalverein sollte ausschließlich daheim, für seine Mitbürgerschaft wirksam bleiben, deren Bedürfnisse er allein kennt; ihr allein sollte er seine Kräfte, seine Geldopfer, seine Stunden weihen, und diese nicht in das Ungewisse, Unbekannte, Allgemeine hinaus streuen; nicht jährlich, nicht monatlich einmal, etwa in einer Versammlung, sollte Jeder von uns für den Zweck der Gesellschaft mehr oder minder thätig werden, sondern täglich, in seiner Familie, in seinem Dorfe, in seiner Stadt, zum Bessern hinarbeiten. Der Zweck dieser Gesellschaft ist der Zweck des Volks: darum sollte sie aus allen einsichtsvollen, tugendhaften und für Gemeinwohl des Landes entschlossenen Bürgern der ganzen Landesbevölkerung zusammengesetzt sein, in jeder Gemeinde des Freistaates ihre Mitglieder zum Bunde der Volksbefreiung, ihre Filialvereine, haben.

Vielleicht scheint dieser Gedanke oder Wunsch, wenn auch sehr wohlgemeint, doch zu kolossal und unausführbar in der Wirklichkeit. Vielleicht hegt man Zweifel, daß sich in den 74 Gemeinden der Basellandschaft so viel gemeinnützige Bürger finden würden, die, neben ihren häuslichen Arbeiten und Berufsgeschäften, noch Hand zur wirksamen Beförderung des Gemeinwohls bieten. Wie, soll ich nun erst, und heute erst an der Vaterlandsliebe dieser tausend Männer und Jünglinge verzweifeln lernen, nachdem ich dem Eidgenossenvolk, und den Nationen der Fremde, die Geschichte von den Thaten ihrer Vaterlandsliebe beschrieben habe?

Wie, soll ich an der Bürgertugend dieser tausend Männer und Jünglinge verzweifeln, mit der sie vor wenigen Jahren erst in den Feldern von Liestal und auf dem Eichen- und Siegeshügel des Oehrli freudig in den Tod flogen? — Was anders wird denn von mir erwartet, als daß sie dieselbe Tugend, mit der sie im häuslichen Leben dastehen, auch ihrer Gemeinde zuwenden, und mit derselben Liebe, in der sie Zufriedenheit und Wohlstand ihrer kleinen Familie besorgen, auch Verbesserungen in ihrer Gemeinde befördern. Die Mühen dafür sind höchst unbedeutend für jeden Einzelnen, wo Tausende zugleich helfen; und nur so kann das Riesenwerk der Volksbefreiung vollbracht werden, welches, von Wenigen unternommen, den Vorwurf stolzer Vermessenheit verdienen würde.

Vielleicht wird man mir sagen, wie es schon oft gesagt und geklagt ist: „Das Edelste und Beste kann nicht mehr unter uns so leicht gedeihen; es wird vom schleichenden Gift der Zwietracht im Keimen zerstört.“ — Zwietracht? unter tugendhaften, achtbaren Männern, denen die Ehre des Kantons ein Heiligthum ist, Zwietracht, die das Gedeihen des Guten hindert? Wäre denn wirklich diese junge, kaum vierjährige Republik schon wieder ihrem Zerfalle, ihrer Auflösung nahe? — Sollten denn wirklich dieselben Männer, welche diese Republik begründen halfen, dieselben Männer, die für sie in Verbannung, und Kerker und Todesgefahren gingen, ihr eigenes, herrliches Werk zerreißen wollen? Wie, dieselben Männer, deren Namen, als die Namen schweizerischer Freiheitshelden, Freiheitsmärtyrer auf die Nachwelt übergehen, sollten selber diese Namen entheiligen wollen? — Nein, ich glaube dies Alles nicht. Meinungsstreit, selbst der heftigste, kann und soll in freien Staaten bestehen; — soll! er ist zum Leben der Wahrheit und des Rechts nothwendig. Ohne Kampf der Ueberzeugungen und Ansichten ist der Irrthum Meister, ohne Bewegung ist der Tod vor-

handen. Männer von Geist und Herz wissen sich gegenseitig selbst Verirrungen der Urtheilskraft und Fehlschritte der Leidenschaft zu verzeihen, weil jeder von ihnen weiß, er könne selber solcher Verzeihung früher oder später bedürfen.

Wo Männer von männlich-edler Denkart mit einander hadern, ist's ihr Wetteifer für Recht, Wahrheit und Vaterland, der um den Sieg ringt. Ihr Streit kann nur ein heiliger sein, wenn auch der Pöbel, der ihnen zuschaut oder folgt, ihn mit Schmähung und Lästerung entweihen möchte. Wir haben keine Zwietracht und ihr Verderben nicht zu fürchten, wo man sich ja nur zur Ausübung der gemeinsten Bürgerpflichten vereinigen will. So wie es kein Recht gegen das Recht gibt: so kann es keine Pflicht gegen die Pflicht, keine Tugend gegen die Tugend geben.

Schließen wir uns darum furchtlos und hoffnungsvoll enger in unserm Bund für Volksbildung und Volksbefreiung zusammen. Auch ich bin Bürger dieses Landes; ich biete froh die Hand dazu; ich habe das Recht, weil ich die Pflicht habe.

Das Gute ist für den Guten nicht ein flüchtiges Tagwerk, sondern ein Lebenswerk. Wir Alle werden unser Leben, aber nicht das Werk beenden. Denn langsam, schwerfällig, oft rückfällig ist der Entwicklungsgang der Menschheit. Wir leben ja inmitten des bildungsreichsten der fünf Welttheile; wir haben ja den Erfahrungsschatz von sechs Jahrtausenden im Besitz; und dennoch wird mir noch unter meinen Zeitgenossen nicht selten zu Muthe, als erblicke ich in ihnen die Barbaren und Halbwilden des Alterthums. Und welchem denkenden, fühlenden Manne unter uns ist nicht schon so zu Muthe geworden beim Schauspiel unserer Tage; beim Anblick frechen Herrenthums und feiler, kriechender Knechte; religiöser Pharisäerei, fanatischer Intoleranz und todten Unglaubens;

raffinirter Wollüste bei Uebermuth und Ueberpracht der Vermögenden, neben viehischen Saufgelagen im Unflath armseliger Hütten. Die Barbaren der Vorwelt leben noch häufig unter uns; sie haben nur Thierfelle und Höhlen der alten Zeiten mit der Tracht und Bauart unserer Tage vertauscht.

Erwarten wir Vieles von unsern verbesserten Schulanstalten; aber erst nach einer Reihe von Jahrzehnden; — und auch dann bloß, daß die Jugend in den allergemeinsten, unentbehrlichsten Kenntnissen etwas höher stehen wird, als das heutige Geschlecht. Die Schule unterrichtet nur, aber erzieht nicht. Was die Schule lehrend zum Segen baut, das reißt nur zu oft wieder im Herzen der Kinder der Fluch des Aberglaubens und der Sittenrohheit im Hause der Aeltern nieder.

Erwarten wir Vieles von der freiern Verfassung des Staates und von weisern Gesetzen. Aber unsere politischen Reformen sind keine Reformen der Denkarten und Gemüther des Volks; und Gesetze sind nicht die Säulen der Sittlichkeit, sondern die Sitten der Bürger sind die Stützen des Gesetzes.

Es muß mehr geleistet werden, als Kirche, Gesetz und Schule leisten können. Der bessere Theil des Volks muß durch That und Wort Bildner und Lehrer der erziehungslosen Menge werden; muß seine nützlichen Kenntnisse unter der kenntnißarmen Menge verbreiten; muß, was kein Hörensagen, kein Bücherlesen bewirkt, durch eignen Vorgang in Verbesserungen der Haus- und Landwirthschaft die Menge nachlocken; muß durch Beispiel edlern Geschmacks, anständigerer Sitte und ächten Seelenadels im Umgang bei dem noch vorhandenen Pöbel ein Gefühl der Scham vor sich selber erwecken.

Das soll Sache eines Volksbildungsvereines sein, dazu sollten alle wohlwollenden Bürger in allen Gemeinden Hand bieten, und den großen Befreiungsbund vollständig machen.

Ich kenne in der Schweiz Gemeinden, wo das beharrliche, redliche Zusammenhalten der bessern Bürger, für häusliches Glück und Wohlstand Größeres geleistet hat, als alle Predigten, alle Gesetze und Verordnungen. Ja, die Tugend kann noch heute Wunder thun!

Wo ehemals der Arbeiter seinen mühsam erworbenen Verdienst in die Weinschenke trug, um am Sonntag, statt christlicher, etwas viehischer, als in der Woche zu werden; wo ehemals wüste Nachtbubereien, Spiel= und Saufgelage und Schlägereien ziemlich gemein waren — ist das alles verschwunden. Wer hat dies Wunder bewirkt? Oft ein einzelner, ausdauernder Mann, unterstützt von redlichen Hausvätern des Dorfes. Man stiftete einen Gesangverein, man gewöhnte nach und nach die erwachsene Jugend an edlere Arten des Vergnügens. Der Zauber harmonischer Melodie, und der Gedanke des Dichters, versetzte die trunkenen Seelen in einen heiligern Rausch, als den das Branntweinglas verleiht.

Ich kenne ein Dorf, ein armes Dorf. Misthaufen, von zerlumpten Kindern wimmelnd, umkränzten die zerfallenen Häuser, in deren Innerm über dem Schutt des Erdbodens und dem Schmutz der Geräthschaften, Dunst und Gestank schwebten und Krankheiten ausbrüteten. Arbeitsam waren die guten Leute, und doch arm und in zerrissenem, schmierigem, bettelhaftem Gewande umhergehend. Die äußere Unreinlichkeit erzeugt gern innere, sittliche Unreinheit. Jetzt ist es anders. Das Dorf ist arm; aber doch nicht so ganz mehr, als ehemals. Man sollte die Einwohner fast für wohlhabend halten. Sie gehen wohlgekleidet und sauber; die Kinder starren nicht mehr von Unflath, wie sonst; die ehemaligen Menschenstallungen fangen immer mehr an, menschlichen Wohnungen zu gleichen; die Hausmütter werden sorgfältiger in ihren Geschäften; das weibliche Geschlecht bereitet und verschönert die Bedürfnisse der Familie, ihr Gewand und ihr Linnen. — Wer hat

dies Wunder bewirkt? — Bürgertugend einer Gesellschaft. Sie stiftete vor mehrern Jahren eine Arbeits- und Nähschule für Töchter. Aus der Nähschule ging Ordnung, Reinlichkeit, Gesundheit und beginnender Wohlstand des Dorfes hervor.

Ich kenne eine große reformirte Landgemeinde, wo noch vor ungefähr zwanzig Jahren keinem alten Mütterchen zu rathen gewesen wäre, ein rothes Triefauge zu bekommen, oder sie hätte sich der Gefahr preisgegeben, in den Ruf der Hexerei zu fallen; eine Landgemeinde, wo sonst die Gespenster der Verstorbenen aus den Gräbern hervorkrochen, furchtsame Weiber in die Flucht zu jagen; wo sonst Kobolde auf dem Estrich oder im Keller Lärmen trieben, und wo man in der Noth endlich Weisheit oder Teufelsbannerkunst der ehrwürdigen Väter Kapuziner um Hilfe anrufen mußte. — Jetzt sind die Großmütter mit den rothen Augen vor Schimpf und Schande, oder vor der Steinigung sicher, die furchtsamen Mädchen vor den Gespenstern; und die Kobolde sind in Mäuse, oder Ratten, oder muthwillige Kerle gefahren. — Wodurch ist dies Wunder bewirkt? Durch einen liebenswürdigen, lebensklugen Pfarrer, und seinen vertrauten Umgang mit den jungen Männern des Orts; durch einen sogenannten Leseverein, in welchem man sich an Sonntagsabenden unterhielt und vorlas, und in ernsten oder scherzhaften Unterredungen gegenseitig belehrte. Ja, die Tugend verrichtet auch heut noch Wunder.

Ach, wie einfach, wie wohlfeil sind doch die Mittel zur Volksbildung, wenn nur nicht die Herzen so theuer und selten wären, welche standhaft für Menschenwohl und bürgerliche Glückseligkeit schlagen!

Vielleicht sollte ich das nicht sagen; nicht hier sagen, wo öffentlich ein Verein für Volksbildung zusammengetreten ist; nicht hier, wo ich Männer sehe, die für ihr schönes Vaterland so

Vieles gethan haben, und wo weder Begierde nach einer Zerstreuung, noch Gelüst bloßer Neugier Befriedigung erwarten konnte.

Wohlan, Ihr Guten und Edeln der Basellandschaft, laßt uns Hand ans große Erlösungswerk legen; oder, wer von Euch will mit kalter Gleichgültigkeit und Selbstsucht zurücktreten? Wem ist Republikanersinn eine hohle Rednerphrase? wem Tugend ein Scherz? — Schließen wir heut, wir Alle, den Bund der Eintracht! — Ihr Edeln und Guten der Basellandschaft, gedenket Eurer Nachkommenschaft, Ihr lebet für sie! Hinterlasset ihnen ein noch höheres Gut, als den Buchstaben der freien Verfassung! Ihr Männer, die Ihr für Freiheit und Vaterland im Angesichte des Todes gestanden seid, vereinigt Euch mit uns, setzet den großen Kampf fort, — den Kampf für Volksbefreiung durch Volksbildung!

Das Verhältniß der helvetischen Gesellschaft zum Zeitalter.

Rede an die Versammlung der helvet. Gesellschaft.

Gehalten in Schinznach am 12. Mai 1829.

Einleitende Bemerkung.

An der schweizerischen Tagsatzung des Jahres 1828 hatten wichtige Verhandlungen über die Beschränkungen stattgefunden, welche einige lichtscheue Kantonalregierungen der freien Presse auferlegten. Die öffentliche Meinung sprach sich darüber unzweideutig aus und unter den Tagesboten erwarb sich vorzüglich Landammann Sidler von Zug den Dank der Nation, weil er beredt und kräftig wie Keiner gegen jeden solchartigen Zwang seine Stimme erhob. Eine schöne Huldigung erwies ihm dafür der älteste der schweizerischen Vereine, die helvetische Gesellschaft, indem sie ihn in ihrer Jahresversammlung den 26. August 1828 einmüthig zu ihrem Mitgliede und zum Präsidenten des nächsten Jahres ernannte. Sidler lehnte jedoch wegen Amtsgeschäften diese Ehre ab und an seine Stelle wurde sodann Heinrich Zschokke gewählt.

Die helvetische Gesellschaft war im Jahre 1761 vorzüglich von Isaak Iselin von Basel im Bade Schinznach gestiftet worden und vereinigte alljährlich bald zu Schinznach, bald zu Olten die hervorragendsten Staatsmänner, Gelehrten und Patrioten der

Eidgenossenschaft zum freundschaftlichen Wiedersehen und zur Besprechung vaterländischer Angelegenheiten. Sie wird als die Mutter aller schweizerischen Vereine betrachtet, welche besonders nach der Revolution von 1798 in großer Anzahl entstanden.

Die hier mitgetheilte Rede machte seiner Zeit durch die Freimüthigkeit ihrer Sprache großes Aufsehen, selbst über die Schweizergrenzen hinaus und verdient als ein charakteristisches Bild ihrer Zeit auch heute noch gelesen zu werden.

Der Herausgeber.

Theure Eidgenossen, edle Freunde!

Auch Ihr mischtet voriges Jahr Eure Stimmen in den Beifall aller Gebildeten, welcher den furchtlosen Vertheidiger eines der Kleinodien unsers Vaterlandes und der Menschheit umringte. In Anerkennung seines Verdienstes ernanntet Ihr ihn zu Euerm diesjährigen Vorsteher. Die Bescheidenheit, mit welcher er die dargebotene Ehre ablehnte, konnte nur Eure Hochachtung für ihn steigern. Euer Gedanke aber wandte sich darauf zu mir, daß ich Stellvertreter des Würdigern werden sollte. Nicht einmal die Freiheit blieb mir, ihm in Bescheidenheit nachahmen zu dürfen. Aus der Noth, die Euch zu meiner Wahl veranlaßte, mußte ich meine Tugend machen. Dafür genieße ich aber um so mehr Anspruch auf eine Nachsicht, die Ihr diesmal eigentlich mit Euch selber getragen habt.

Inzwischen leitete mich eben dies Ereigniß, dann auch manche Stimme, welche seit zwei Jahren besorglich wegen eines ruhmhaften Fortdauerns dieser Gesellschaft laut ward, zu der Frage: Ist eine Stiftung, wie unsere Verbindung, noch Bedürfniß für die gegenwärtigen Tage, oder ihnen entbehrlich geworden? Wäre sie entbehrlich: so seh' ich nicht ein, warum wir uns fruchtlose

Mühe geben sollten, nicht das Leben der helvetischen Gesellschaft, sondern nur ihren Todeskampf zu verlängern? Jede Stiftung dieser Art ist eine Frucht ihres Zeitalters und muß mit demselben fortreifen, oder vom Stamm fallen.

Bei der Betrachtung solcher Verhältnisse zog nothwendig die Erinnerung früherer Zeiten an mir vorüber. Ich gedachte der von den heutigen sehr verschiedenen Tage, in denen diese Gesellschaft ihren Ursprung nahm. Ich gedachte der Schicksale des Vaterlandes, welche auf sie mannigfach, oft schwer einwirkten; dann aber auch wieder der Rückwirkungen der Gesellschaft auf das Vaterland, welche eben so mannigfach, immer aber wohlthätig gewesen waren. Erlaubt mir die Bitte, mich auf meinem Gedankenfluge durch die Reihenfolge jener Schicksale zu begleiten.

(Durch Zufall geschah, daß mir die vorjährigen Verhandlungen der Gesellschaft erst vor Kurzem übersandt wurden. Ich sah nun zu spät, daß der edle Hottinger*) schon zu Rapperswyl beinah über den nämlichen Gegenstand zu Euch, aber vortrefflicher, gesprochen hatte. So bin ich denn durch ein wunderliches Loos verurtheilt, von zwei ausgezeichnetern Vorstehern, die Ihr vor mir erwählet, der Lückenbüßer des Einen, und das Echo des Andern zu sein.)

Vor etwa siebenzig Jahren glich die löbliche Eidgenossenschaft der dreizehn Orte einem ehrwürdigen gothischen Gebäu, im Schatten uralter Freiheits-Eichen, aber vom Finger der Jahrhunderte schon hart betastet. Hin und wieder war durch Verwitterung die äußere Tünche abgefallen, und verrieth Risse geborstener Mauern bis in die Tiefen der Grundfeste. Wenn die Hand

*) Professor Johann Jakob Hottinger von Zürich, als schweizerischer Geschichtschreiber berühmt.

des vorübergehenden Wanderers darauf hindeutete, mochte es wohl dem Stolz der Eigenthümer nicht ganz schmeichelhaft sein; doch schienen diese mehr Werth darauf zu legen, das Schadhafte beizubehalten, als es auszubessern. Dies mochte weniger aus Unkunde oder Trägheit, als vielleicht aus der natürlichen Furcht geschehen, die kleinste Veränderung an dem mürben Bauwerk, welches seit Jahrhunderten winkelreich aufgethürmt worden war, könne den Zusammensturz des Ganzen nach sich ziehen. Zum Glück wurde die Eidgenossenschaft von den damaligen Stürmen und Plagen des Zeitalters wenig berührt, und dies vermehrte einerseits den Glauben Europa's an die innere Stärke der alterthümlichen Freiheitsburg, anderseits die angenehme und stolze Selbsttäuschung ihrer Bewohner.

Doch nicht jeder aus ihnen überließ sich diesem süßen Wahne Man hörte von Zeit zu Zeit warnende Stimmen. Da niemand aber die Gefahr nahe sah, schien es fast Frevel, voreilig Hand ans Werk zu legen. Wenigstens verdiente Alles, als wunderbares Schaustück der Vorwelt, so lange als möglich zu bestehen, und so gut, wie eine Pyramide mit ihrem geheimnißvollen Innern am Nil, oder wie die berühmte Ordnung eines heiligen römischen Reichs auf deutscher Erde.

Die dreizehn nur locker und nur theilweis mit einander verknüpften Staaten, und ihre zugewandten Orte, trugen Namen und Sinnbilder freier Gemeinwesen, nicht wegen der in ihnen bestehenden Freiheit des Volks, auf urrechtliche Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz begründet, sondern weil sie von keinem Könige beherrscht wurden. Vielleicht hätte man sie richtiger, im Gegensatz von Fürstenländern, Bürgerstaaten heißen können. Denn in der That war es nur die Bürgerschaft einiger kleinen Hauptstädte, und die Bevölkerung einiger Landschaften von geringem Umfang, demokratische Kantone geheißen, welche das Vorrecht der Freiheit

genossen. Die ganze übrige Schweiz, das-heißt, der Grostheil der Nation, war Unterthanenland, in alten Zeiten durch Eroberung oder Kauf erworben; und dabei unterthäniger und oft beschränkter, als Unterthanen fürstlicher Reiche. Kleine, vielseitig beschnittene Rechtsame, die man von Jahrhundert zu Jahrhundert noch häufig verkümmerte, ließ man den armen Angehörigen, und diese winzigen Splitter der Freiheit nannte man großmüthig genug Freiheiten.

Aber auch den Bürgerschaften in den meisten Hauptstädten war es am Ende nicht viel besser geworden. Das landesherrliche Hoheitsrecht ihrer Gemeinden oder ihrer Zünfte war unvermerkt in den engen Kreis von großen und kleinen Räthen übergegangen, und dann eben so unvermerkt in diesen wieder zu einer Art angebornen Vorrechts und erblichen Gutes gewisser bürgerlicher Geschlechter geworden. So stellte zuletzt jeder einzelne Kanton im Kleinen, wie die Schweiz wieder in größerm Maßstabe, ein Labyrinth von Verfassungen, Gesetzen, Vorrechten, Glaubensbekenntnissen, Sprachen, Gebräuchen und Interessen dar, welches dem erstaunten Beobachter, in Rücksicht des dauerhaften Bestandes, als eine merkwürdige confusio divinitus conservata erscheinen mußte. Sie war dies um so mehr, da bekanntlich eine Kantonalregierung gegen die andere voller Mißtrauen und Eifersucht auf der Hut stand, und sogar den schlauen Einflüsterungen fremder Höfe mehr, als der üblichen, treuherzigen Biedermannssprache des eidgenössischen Styls vertraute, von dem jeder nur zu wohl wußte, was er davon zu halten habe.

Bei allen Zerwürfnissen und Spannungen der damaligen Regierungen blieben diese doch darin einträchtig, daß sie ihre Zwietracht dem Volk geheim hielten; und jedesmal vor Eröffnung der Tagsatzungen mit liebkosenden Höflichkeiten und Betheurungen im eidgenössischen Gruße, den Groll verbargen, welchen sie häufig in

den Sitzungssaal mitbrachten; ohngefähr, wie unverträgliche Eheleute klug genug sind, sich vor dem Hausgesinde oder vor Fremden, zärtliche Aufmerksamkeiten zu spenden, davon sie einander unter vier Augen das bittere Gegentheil zu kosten geben. Auch darin hielten sie mit bewundernswürdiger Eintracht zusammen, daß sie zum Schutz ihrer Vorzüge getreues Aufsehen übten, und werkthätigen Beistand leisteten, wenn sich das ewige Rechtsgefühl in der Brust der Unterthanen gegen immer beklemmendere Einengungen oder Willküren zu heftig sträubte. Die Kinder der Jura- und Alpenthäler, des Kampfes gewohnt mit einer rauhen Natur, fügen sich freudig in die Nothwendigkeit von deren Gesetzen, nicht aber so leicht in die Unbilligkeit der menschlichen. Die Geschichte der Eidgenossenschaft im achtzehnten Jahrhundert, oder in der oftmals sogenannten alten, guten Zeit, war, wie jedermann weiß, die Geschichte von einer Anzahl gefährlicher Meutereien, Unruhen, verzweiflungsvoller Verschwörungen und bewaffneter Aufstände, dergleichen wohl kein anderer europäischer Staat jenes Zeitraums, wenn wir die Türkei ausnehmen, darbietet.

Damals nun traten einige weise Bürger, Freunde des Vaterlandes und der Menschheit, hier zusammen, wo wir, Eidgenossen, edle Freunde, heut versammelt sind. Der Boden von Schinznach ist durch sie eine klassische Stelle des Vaterlandes geworden. Sie kannten das Verderben, welches still und schleichend das Leben des alten Bundesstaates aufzulösen drohte. Jene bedenklichen Bewegungen und Zuckungen des Volks waren nicht Ursachen, sondern Wirkungen der sich äußernden Krankheit. Noch standen die innern Unruhen von Zürich, Schaffhausen, Luzern und dem Bisthum Basel in frischem Andenken; noch jener Aufstand der getäuschten Werdenberger gegen Glarus, das Unheil Schuhmachers von Zug, der Kampf der Harten und Linden an den Sitter-Ufern, Henzi's

Verschwörung in Bern, die blutig gedämpfte Empörung der Leventina.*)

Aber die hier in Schinznach versammelten Männer verhandelten

*) In Zürich haderten im Jahre 1712 die Zünfte wegen ihrer Ordnungen und Rechtsame mit einander. Im Kanton Schaffhausen lehnte sich die Gemeinde Wilchingen gegen die Regierung auf (1717 bis 1729) und rief sogar die Intervention Oesterreichs an. Viele Verbannungen und Einkerkerungen folgten. — Im Bisthum Basel kamen von 1705 bis 1741 wiederholte Gährungen und Aufstände der Unterthanen gegen den Fürstbischof vor, welcher durch Machtsprüche seine Hoheitsrechte zu erweitern suchte. Anfänglich vermittelte Bern; endlich unterdrückte vom Bischof herbeigerufenes französisches Kriegsvolk die Unruhen. — Im Ländchen Werdenberg forderten die Landleute von Glarus, das dort die Herrschaftsrechte besaß, die Wahrung ihrer alten Freiheiten. Die Glarner, unter ihrem Hauptmann Paravicini, besiegten die tumultuarischen Bewegungen endlich blutig durch Waffengewalt (im Jahre 1721). Im Kanton Zug eiferten die Gemeinden Aegeri, Menzingen und Baar in mehrjährigem Zwiste gegen die Stadtgemeinde Zug. Mißtrauen und zuletzt offene Feindseligkeit brach aus zwischen den Oesterreichisch- und den Französisch-Gesinnten wegen des Bündnisses mit Frankreich und der Jahrgelder, welche Magistrate von dort bezogen. Ammann Schuhmacher, von der Parteiwuth seiner Gegner aufs grimmigste verfolgt, mußte die von ihm betriebene Auflösung des französischen Bundes mit Verbannung und Einkerkerung büßen (im J. 1735). — In Appenzell A. Rh. kam es zwischen der Partei der Harten, den Landleuten hinter der Sitter, den Anhängern des Geschlechts der Wetter zu Herisau, und den Linden vor der Sitter, Anhänger der Familie Zellweger zu Trogen, bei Anlaß eines Zollstreites mit St. Gallen zu langwierigen Händeln, beinahe zum Bürgerkrieg (im J. 1732 bis 1733). — In Bern murrten die Bürger gegen die erbliche Hoheit einzelner adelicher Geschlechter: und verlangten Gleichheit der Rechte. Samuel Henzi verschwor sich mit Andern, was ihnen nicht gutwillig

keine Staatsgeschäfte, obgleich Liebe des Vaterlandes sie zusammengeführt hatte. Sie wollten nur ihre Freundschaft und jene Liebe unter sich frisch bewahren, und den Kreis derselben durch Männer allmälig erweitern, welche des Vertrauens solcher Herzen, und der Hochachtung solcher Geister würdig waren. So bildete sich durch Wahlverwandtschaft gleichartiger Gesinnungen ein Bund vortrefflicher Bürger aus, in welchem der Unterschied der Volksstände, die kleinliche Nebenbuhlerei der Kantone, und die argwöhnische Eifersucht der Kirchen vor dem großen Namen des Vaterlandes Aller verschwinden mußte. Ihre Aufgabe schien zu sein, dem kalten halbverblichenen Staatsleichnam der Eidgenossenschaft neuen Odem einzuhauchen, um gänzliche Auflösung zu verzögern, oder zu verhüten; und den Mangel aller staatsthümlichen Einheit durch jene moralische zu ersetzen, welche schon andern Völkern, am Tage der Entscheidung, Größeres geleistet hatte, als die Klugheit ihrer angebornen Fürsten, Priester und Ritter. So entstand die helvetische Gesellschaft, deren Name selbst auf das höhere Ziel der Verbindung hinzudeuten schien, indem er einem Zeitraum des Landes entnommen war, der an keinen Unterschied von bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen, oder von acht alten Orten und hinzugekommenen jüngern mahnen konnte.

Aber eine Erscheinung solcher Gattung, ein jährliches Zusam-

---

gewährt wurde, mit Gewalt zu erringen. Die Verschwörung ward aber verrathen und Henzi blutete auf dem Schaffot (im J. 1749). Das Livinerthal, im heutigen Kanton Tessin, empörte sich wider das oberherrliche Uri. Die Rache der Urner, welche bewaffnet einschritten, verdammte das ganze Livinervolk, umgeben von Bajonetten, kniend seinen alten Freiheiten abzuschwören. Die Häupter mehrerer Anführer fielen unter dem Richtschwerte (im J. 1755).

Anmerk. des Herausgebers.

menreisen achtbarer Männer aus allerlei Kantonen, gleichsam wie aus fremder Herren Ländern, eine vertraute Vereinigung von Junkern und Unterthanen, von Katholiken und Protestanten, von Rathsherren und Angehörigen, von Gelehrten und Laien, mußte in jener Zeit, durch ihr Auftreten allein, schon Gegenstand der Verwunderung, oder des Argwohns werden. Wie harmlos und offen auch dieser gesellige Verein von Wissenschaft und Vaterland liebenden Männern in seinem Verkehr dastand, schien gerade diese Offenheit Vielen eine schlaue Verlarvung irgend einer Gefährlichkeit für Staat und Kirche. Man warnte heimlich und wohlmeinend vor dem Besuch dieser Versammlungen, in denen auch wohl vertrauliche Bemerkungen über weltliche und geistliche Personen und Handlungen gemacht werden konnten, welche den Tongebern in großen und kleinen Räthen mißfällig sein mußten. Man verwechselte damals ziemlich allgemein und gern die Priesterschaft mit der Religion selbst, und die Regierung mit dem Vaterland, wie auch wohl noch in unsern Tagen versucht wird. Als sich jedoch gegen die Unschuld des räthselhaften Vereins nichts Erhebliches sagen ließ, beruhigte sich allmälig der reizbare Argwohn, oder machte sich, in vornehmer Verachtung, am Kaffeetisch, oder im Leist der Staatsmänner, durch spöttische Einfälle, Luft.

Verschwunden und vergessen sind längst jene kleinen Majestäten der Rathsstuben, welche sich zu ihrer Zeit für keine unbedeutende Säulen der europäischen Ordnung der Dinge halten mochten. So spurlos gingen sie durch eine Welt, von der ihr enger Sehkreis wenig umfaßte, daß man heut kaum noch von ihnen weiß, ob und wie sie sich in Rock, Mantel und Degen brüsteten. Wie die Eintagsfliegen, starben sie mit dem Tage, für den sie lebten. Aber die Namen des **Menschenfreundes von Basel**, des **philosophischen Bauers von Zürich**, des kühnen luzernischen **Vorfechters eidgenössischer Unabhängigkeit** gegen Anmaßun-

gen des römischen Stuhls*) — ihre, und die Namen der andern Edeln, leben unvergänglich unter uns fort. Sie nennt noch mit frommer Ehrfurcht der Enkel des neunzehnten Jahrhunderts, der Eidgenoß des neuen Schweizerbundes; denn es sind die Namen der letzten Tellen des alten Bundes.

Unsichtbar, geräuschlos und doch tief wirkte die Gesellschaft derselben auf das Zeitalter zurück. Mit unscheinbaren, aber zweckmäßigen Mitteln wurde von ihr der Same des Guten, Wahren und Gemeinnützigen ausgeworfen, der zum Theil noch in unsern Tagen aufgegangen ist. Mit Reden und Liedern wurde der schlafende Gemeingeist im Volk auf sanfte Weise erweckt. Die Liebe der Freiheit wurde, ohne Reiz zum Aufruhr, aus Schweizergesängen gewonnen Die lasttragende Menge vernahm auf der gewohnten Fahrstraße ihres Lebens von den Großthaten ihrer Väter; lernte, daß nicht das Dorf, nicht das Städtlein, selbst der Kanton nicht des wahren Eidgenossen wahres Vaterland sei. Der unterthänige Landmann, der ehrsame Bürger der Munizipalstadt fühlte sich selber geehrt durch die Freiheitsschlachten der Vorwelt, ungeachtet sie nicht für ihn geschlagen waren. Und indem der Ruhm der Männer im Grütli nach und nach zum Gemeingut des ganzen Schweizerlandes verwandelt wurde, ahnete der Weisheit auf den Rathsstühlen kaum, daß diejenigen, welche sich gewöhnten, den Schützen Wilhelm Tell mit dem Vaternamen zu begrüßen, früher oder später damit enden könnten, Anspruch auf die Erbschaft vom Segen seines Pfeiles zu machen.

*) Isaak Iselin, Rathschreiber, von Basel, wegen seiner gemeinnützigen Wirksamkeit der „Menschenfreund" genannt; Caspar Hirzel von Zürich, Verfasser des „philosophischen Bauers"; Urs Balthasar von Luzern, welcher in Wort und Schrift freimüthig gegen die Uebergriffe der römischen Curie auftrat.

Anmerk. des Herausgebers.

Schon das Beisammensein geistvoller und aufgeklärter Männer, ihre Verbrüderung in gegenseitigem Austausch leiser Hoffnungen und frommer Wünsche, war Wohlthat für das von Kantonal-Interessen und beschränkten Regierungs-Horizonten zertheilte Vaterland. Das Feuer, welches hier von den Lippen der Sprecher und Dichter brannte, ward von den Zurückkehrenden in die heimathlichen Gauen genommen. Es entzündete sich manches Herz. Die Reden im Kreise der helvetischen Gesellschaft wurden Reden an die Nation. Hier, in diesem Kreise, athmete wieder eine Eidgenossenschaft im hohen Sinne des Wortes, die in der Tagsatzung der Kantone schon längst fehlte, und im Volke der Angehörigen und Unterthauen nie gekannt worden war.

Ich gehe aber zur Betrachtung eines andern Zeitalters und seiner Wirkungen über.

Das Stundenglas des achtzehnten Jahrhunderts war, bis auf wenige Körner, abgelaufen. Der damalige Weltsturm, welcher die Grundfesten stärkerer Reiche erschütterte, oder zerstörte, zertrümmerte auch die alte Eidgenossenschaft. So wenig uns jedoch fremdes Unglück Trost im eigenen gewähren kann, bringt auch die Schmach Anderer keine Rechtfertigung für die unserige. Daß die Schweiz fiel, und so schnell, und fast wehrlos, geschah nicht unverschuldet. Die Gefahr des allgemeinen Untergangs, als sie drohte, machte die Kantonsregierungen nicht vorsorglicher; und, als sie da war, nicht einträchtiger. Sie blieben, die sie gewesen waren: allzuvertrauend oder demüthig gegen fremde Gewalt, der sie früher mit edelm Trotz hätten entgegentreten sollen; hinwieder allzustolz gegen Angehörige, denen sie früher großsinnig hätten die Hand bieten sollen. Es war in der That schon längst keine Eidgenossenschaft mehr; darum vertheidigte sich auf den Schlachtfeldern von

Neuenegg, Grauholz und Rothenthurm keine Eidgenossenschaft. Nur noch Kantone bestanden; und nur Kantone führten ihren Dreitagskrieg. Aber auch da noch fochten die Schweizer mit aller Kühnheit ihrer Väter, wenn schon nicht mit deren Glück. Nur die Unschuld des Alpen-Volks und der übermüthige Räuberstolz Frankreichs retteten im Urtheil Europa's die alte Ehre der Schweiz. Die Sieger ärnteten daher Schmach aus ihrem Triumphe und die Besiegten Ruhm aus ihren blutigen Niederlagen.

Gern hätte man damals nebenbei die Welt auch überreden mögen, das Schweizervolk habe sich in Begeisterung und Liebe für seine Regierungen zum Opfer dargebracht. Nur zu bald aber offenbarte sich, wie überall das Landvolk voll Argwohns oder Hasses gegen die oberherrlichen Städte stand, und nur für sein Eigenthum, für die Splitter seiner Freiheiten das Schwert gezuckt hatte; wie es sogar die Mitglieder oder Amtleute dieser Regierungen verfolgte, verjagte oder mordete. — Gern hätte man damals geltend gemacht, das Schweizervolk habe für seine freien Verfassungen Gut und Blut freudig hingegeben; für Staatsverfassungen, von denen der Großtheil schweizerischer Nation in altgewohnter Dienstbarkeit nichts kannte, und nur die kleine Bevölkerung der demokratischen Kantone und der regierenden Hauptstädte zu Heldensinn entflammt werden konnte. Zu bald ward die Thatsache kund, daß das Volk nie die alte Ordnung der Dinge zurückforderte, als sie einmal im Staub dalag; daß es allgemein vielmehr die Freiheit der Landsgemeinden verlangte, deren die Urkantone, die Bündner, die Appenzeller und Glarner genossen. In den beständigen Verfassungswechseln der helvetischen Republik erschien sogar ein Augenblick, da wenig fehlte, jede einzelne Thalschaft wäre zum eigenen, souveränen Kanton, und die Schweiz ein wunderliches Gemenge von hundert unabhängigen kleinen Freistaaten geworden. Selbst als im Jahr 1814 der neu erwachte Geist

der Parteien die Vermittelungsurkunde Napoleons zerriß, sehnte sich nicht die Mehrheit des Volks, sondern nur die Bürgerschaft der Hauptstädte und ehemals oberherrlichen Landschaften, nach der alten Ordnung der Dinge heim, und noch heut wird vom Volk in mehr als einem Kanton unverhohlen der Verlust einer freiern Ordnung und Rechtsgleichheit beklagt, wofür es keinen Ersatz empfing.

In jeder Revolution erfüllt sich das Wort des unsterblichen Sängers mit grauenvoller Wahrheit:

— das schrecklichste der Schrecken,
Es ist der Mensch in seinem Wahn.

Selbst in den Bewegungen der großen Kirchentrennung konnte die Erbitterung der Parteien in der Schweiz kaum heftiger sein, als beim Umsturz des alteidgenössischen Bundes. Im Zwiespalt der Ansichten stießen Aeltern ihre Söhne, Brüder ihre Brüder mit Entsetzen zurück; die ältesten Freundschaften wurden gebrochen. Während eine Faktion die Bajonette Frankreichs zur Unterjochung der andern rief, forderte die Rachsucht der andern wiederholt die Feuerschlünde der Oesterreicher und Russen zur Vernichtung ihrer Gegner. Die Versammlungen der helvetischen Gesellschaft hörten in den kriegerischen Wirren auf; ihre Mitglieder wohnten zerstreut in allen Gegenden; sie traten, in der allgemeinen Entzweiung, nach verschiedenen Seiten, auseinander, und feindlicher Groll erfüllte auch diese Herzen, die sich einst geliebt hatten:

Und doch wirkte der Geist der helvetischen Gesellschaft immer noch wohlthuend in das stürmische Zeitalter ein. Von allen neuern Revolutionen, in welchen Völker, vom Gesetz entfesselt, handelten, ist keine menschlicher durchgeführt, keine minder von Bürgerhänden mit Bürgerblut besudelt worden, als die Revolution der Schweiz. Denn die meisten unter den gebildetern Männern des Landes, welche abwechselnd Einfluß gewannen oder verloren, und an der Spitze oder im Gefolge rachedürstiger Parteien standen, kannten

sich persönlich von schönern Tagen her. Sie hatten sich im heitern Kreise der helvetischen Gesellschaft begegnet; sie hatten einander im Ernst der Verhandlungen daselbst gegenseitige Hochschätzung, oder im freudigen Aufschließen ihrer Herzen, unter Gesängen des Gastmahls, wechselsweise Freundschaft abgewonnen. Die Freundschaft ward nun wohl durch den Parteigrimm gebrochen, bei Vielen für immer! Aber die Hochachtung blieb unvertilgbar. Noch liebte jeder von ihnen das Vaterland und zürnte nur der Verirrung des Andern. Doch der bessere Mensch, auch wenn er fehlt, bewahrt noch einen gewissen Adel des Sinnes, und auch im Irrthum des Weisen wohnt noch etwas Erhabenes, welches ihn vom gemeinen Haufen auszeichnet. Unmöglich konnte man den Mann zum Blutgerüst schleppen lassen, welchen man noch schweigend ehrte, und mit dem man einst unter Becherklang Gefühle reiner Zuneigung getauscht hatte. Ich selber bin mehr, denn einmal, Zeuge gewesen, wie Erinnerungen und Bekanntschaften von Schinznach und Olten den Ingrimm der Unversöhnlichen gemildert und den Vorsatz gewaltthätiger Maßregeln gelähmt hat. Die Stimme solcher Männer ward auch Stimmung der Parteien. Selbst in den wildesten Zerwürfnissen waltete noch ein Geist der Mäßigung, welcher jene Ungeheuer zurückdrängte, die sich, ohne Scheu vor göttlichem und menschlichem Recht, aus dem Schlamm des Pöbels aufbäumen wollten, wie man in den Revolutionen Frankreichs, Italiens, Spaniens, Südamerika's und anderer Reiche gesehen hat. So behielt die helvetische Gesellschaft mit sanfter Gewalt Einfluß auf den Gang einer Revolution, die grauenvoller zu werden drohte.

Indem ich von jenen Ereignissen Euern Blick nun dem friedlichen ersten Jahrzehend nach der Revolution zulenke, berühr' ich einen Zeitpunkt, welcher thatsächlich in den Jahrbüchern des

schweizerischen Gesammtvolks einer der merkwürdigsten und einzig in seiner Art dasteht, aus wie entgegengesetzten Standpunkten ihn auch immerhin das Auge der bürgerlichen Parteiung in den verschiedenen Kantonen betrachten mochte.

Die siebenjährigen Erschütterungen der Staatsumwälzung, durch welche Alles aus den gewohnten Gleisen verdrängt worden war, hatten mittlerweile in der Masse der Nation eine Fülle von Kraft und Selbstthätigkeit entwickelt, und den vormals engbegrenzten Kreis ihrer Vorstellungen so sehr erweitert, daß mit der Verwandlung der Staatsformen zugleich eine große Verwandlung in Sinn und Denkart der Bürger sichtbar werden mußte. Die alte Schweiz war fast gänzlich verschwunden; und zu dem regsamern Geist der Nation trat nun jene freiere, politische Gestaltung, welche sie durch den Vermittlerspruch des großen Diktators von Europa empfing. Freisprechung des ehemaligen Unterthanen und Angehörigen, Gleichstellung in Rechten mit den ehemals oberherrlichen Orten, führte eine Rührigkeit der Völkerschaften, einen Gemeingeist, eine Oeffentlichkeit, eine gegenseitige Theilnahme der verschiedensten Gegenden des jungen Bundesstaates, einen vielartigen, sich schnell entfaltenden Gewerbsfleiß, ein Streben nach höherer Jugendbildung, einen Geist religiöser Duldsamkeit herbei, wie dergleichen in vorigen Jahrhunderten nie zwischen Jura und Alpen, oder etwa nur im Register politischer Verbrechen gekannt worden war. Die freisinnigern Kantonalverfassungen und Gesetzgebungen unterstützten das Gedeihen des Guten, wenn sich freilich auch mancher Mißgriff nicht läugnen ließ, welchen Unerfahrenheit neuer Regierungen, und Unkunde gesetzgebender Räthe veranlaßte, die mehr oder weniger aus dem Schooße eines in Unwissenheit erwachsenen Volks hervorgegangen waren.

Auch die helvetische Gesellschaft trat, nach ihrer langen Zerstreuung, wieder zusammen. Eine schönere Aufgabe konnte sie für

dies neue Zeitalter nicht wählen, als nun die Versöhnerin aller in bürgerlichen Entzweiungen getrennten Gemüther zu werden. Es ist bekannt, sie strebte wirklich diesem Ziele nach; aber unbeglückt in ihren Mühen. Jahrelang vergebens wurden viele der ältesten und würdigsten Genossen gerufen und erwartet. Sie erschienen nie wieder. Es waren meistens hochachtungswürdige Männer und Bekenner der untergegangenen alteidgenössischen Ordnung der Dinge. Ihnen waren der Wunden zu viele und tiefe geschlagen, um sie vergessen zu können. Sie betrachteten diese Gesellschaft nur noch wie einen Verein feindseliger politischer Meinungsgenossen, nicht als Verein gebildeter Männer, denen das Interesse des Gesammtvaterlandes über alle Kantonal- und Stadt- und Familien-Interessen hervorragen mußte.

Damit verlor die Gesellschaft ohne Schuld den besten Einfluß auf den damaligen Zeitraum, und damit ward selbst ihr Leben wankend. Hätten sich in ihrem Innern die Männer aller Parteien noch einmal zusammengefunden, noch einmal kennen und hochachten gelernt: niemand zweifle, die Geschichte des nachher erschienenen Jahres 1814 würde einige schönere Blattseiten aufzuweisen haben, die des ungetheilten Beifalls von Europa und der Nachwelt würdig gewesen wären. Denn wiewohl unser harmloser Verein eigentlich reinpolitischen Absichten fremd bleibt, und nur hochmenschliche Zwecke der Freundschaft, Tugend und Geisteserregung bezielt, weiß man ja doch: Wo zwei Schweizer beisammen stehen, ist immer das Vaterland das Dritte bei ihnen.

Zehn volle Friedensjahre, mit allem Reichthum ihrer Blüthen und Früchte, waren nicht vermögend gewesen, den Schmerz der weiland oberherrlichen Hauptorte, Bürgerschaften und Familien um die verlornen Vorrechte über Unterthanen und Angehörige zu

besänftigen. Der Untergang Napoleons, des Mannes, welchen sie haßten, weil er ihre unbedingten Forderungen verworfen hatte, ermuthigte sie von neuem, das Aeußerste zu wagen. Die Heere seiner Feinde wurden ins Land gelockt, und seine Gabe, die Vermittelungs-Urkunde, wurde, in der ersten Bestürzung des Volkes, voreilig vernichtet, ehe Besseres geschaffen war. Nun neue Verwirrung, neue Staatsumwälzung, neues Rüsten zu Bürgerkriegen.

Aber mit Erstaunen gewahrten jetzt erst die siegenden Parteihäupter, daß die schweizerische Nation nicht mehr die alte war. Das Volk hatte Rechte erworben, denen es nicht gutwillig entsagen wollte. Es hatte in den ersten Lehrjahren seiner Freiheit genug gelernt, um zu wissen, was seinem Frieden diene. Es hatte an der Mediationsakte einen Maßstab behalten, den Werth anderer Verfassungen damit zu schätzen. Die alten und neuen Kantone, die vorzeiten oberherrlichen und unterthänigen Gebiete, standen sich feindselig gegenüber, wie eine alte und neue Schweiz. Es mußte unterhandelt, es mußte Zuflucht zum Wiener Kongreß genommen werden, wie einst zum Cäsar unsers Jahrhunderts nach Paris.

So entstand der heutige neu-eidgenössische Bundesvertrag. Er, wie die neugebildeten Verfassungen der Kantone, wir Alle waren Zeugen, gingen in Eil erschaffen, aus dem Drange augenblicklicher Noth hervor, nicht als Ergebniß lehrreicher Erfahrungen, oder ruhiger Werthung von den Bedürfnissen des Volks und des Zeitalters, oder weiser Berücksichtigung der Zukunft. Der neue Schweizerbund glich daher weniger einer die höchsten und ewigen Interessen schweizerischer Nation umfangenden Verfassung, als vielmehr einem Waffenstillstands- oder Friedensvertrag zwischen kantonalen Parteien, Regierungsgliedern, Klöstern und Familien-Interessen. Das Volk verlor zwar nicht Alles in diesem stürmischen Rechtshandel; aber die Kraft der Eidgenossenschaft büßte viel ein.

Aus allen damaligen Verhältnissen gestaltete sich nun der son-

derbare und allerdings bedenkliche Zustand der Dinge heutiger Zeit, daß nämlich weitaus der Mehrtheil der Nation in Gang und Streben offenbar verschiedene Richtung vom Gang und Streben des Mehrtheils der Kantonalregierungen genommen hat. Während die letztern, vermöge ihrer pflichtmäßigen Stellung und ihrer örtlichen Bedürfnisse, so wie zur Bewährung der Selbstherrlichkeit inner ihren Marchsteinen, sich wie gleichnamige Pole abstoßen und trennen: dringt dagegen im Volk die Sehnsucht nach Einung aller Kräfte stärker vor. Während die Staatsführer freiern Spielraum ihrer Gewalt wünschen, verabscheut das Volk Willkür und fordert feste Schranken gesetzlicher Ordnung. Jene äußern unverholen ihre Scheu vor Preßfreiheit und vor allgemeiner Belehrung von Vaterlandsdingen; das Volk aber verlangt Oeffentlichkeit und Aufklärung. Jene wünschen Gehorsam in schweigendem Vertrauen; das Volk will gehorchen, aber mit unverbundenen Augen. Es hat sich, wie gesagt, aus dem Pergament der geächteten Mediationsakte einen Maßstab für die heutige Ordnung der Dinge geschnitten.

Umsonst ist seit fünfzehn Jahren nun jeder Versuch gewagt worden, in jene gute, alte Zeit zurückzusteuern, deren Ergebniß der traurige Untergang der alten Eidgenossenschaft gewesen. Der gesunde Menschenverstand hat schon zu sehr Oberhand gewonnen; des Lichtes der Erfahrungen und der Kenntnisse ist dem Geiste des Volks schon zuviel geworden. Und der Geist ist am Ende, der die Massen bewegt. Die Untrennbarkeit der Eidgenossenschaft steht unaüsrottbar in der Nation, wenn sie auch in den Tagsatzungen verschwinden könnte. Privatleute begründen gemeinnützige Stiftungen und Anstalten, die, ins Leben zu rufen, Regierungen nicht reich oder stark genug wären. Jünglinge aus allen Volksklassen widmen sich den Wissenschaften, und schließen aus allen Kantonen, auf fremden Hochschulen, den Lebensbund für das freie Vaterland. In vielen Dörfern unserer Zeit werden der öffentlichen Blätter

mehr gelesen, als vormals in den größten Hauptstädten der Schweiz. Es treten überall zu Stadt und Land Bürger jedes Standes zu gemeinnützigen Vereinen zusammen, aus eigener Kraft, wie es in freien Staaten sein soll, des Staates Wohl zu befördern, wo es außer Kräften der Regierungen liegt: Hier Versicherungsgesellschaften gegen Gefahren des Hagels und des Feuers; der Ersparniß-, Wittwen- und Waisenkassen; hier Vereine der Geistlichen, der Aerzte, Thierärzte, Landwirthe, Offiziere, dort für Gesang, für öffentlichen Unterricht, für Hilfe der Nothleidenden, für Erlösung der Heimatlosen. Und das Losungswort Aller ist das gemeinschweizerische Vaterland! Wer verkennt das Dasein dieses edeln Lebens? Und wo ist der Riesenarm, welcher gewaltig genug wäre, solch ein Leben tödten zu können? Oder ein Herz, gleich dem eines der Pharaonen verstockt, es auch nur tödten zu wollen?

Die helvetische Gesellschaft blieb in diesem Ringen einer alten und neuen Welt nicht unthätig. Eine Anzahl vortrefflicher Eidgenossen erweiterte ihren Kreis. Viele andere Verbindungen ähnlicher Art erhoben sich aus dem Volk der Eidgenossen und für dasselbe, neben ihr, wenn gleich mit verschiedenartigen Zwecken. Aus allen Gegenden des eidgenössischen Alpenstaates treten die Bürger desselben zusammen zum Behuf des gemeinen Nutzens, oder der Naturwissenschaft, oder der Tonkunst, der Malerei, der Thierarzneikunde, der Kriegskunst, der Schützenbildung, zur Feier alter Freiheitsschlachten, oder freundschaftlicher Vereinigung jener Jünglinge, welche Hoffnung einer bessern Eidgenossenschaft, künftig die Vorsteher, Lehrer und Vertheidiger der Nation sind.

So groß ist die Anzahl dieser mannigfachen Gesellschaften geworden, und so ansehnlich der Glanz, welcher mehrere derselben umgibt, daß man schon furchtsam, selbst in unserer Mitte, gefragt hat: ob, neben ihnen allen, die helvetische Gesellschaft nicht entbehrlich zu werden anfange, oder ob dieselbe nicht vielleicht mit

einer von jenen vereinigt werden sollte? — Die Frage ward gethan. Niemand aber hatte bisher den Muth, die Hand zum Todesurtheil der ehrwürdigen Patriarchin aller eidgenössischen Gesellschaften zu erheben. — So stehen wir heut.

Nun aber ists an mir, auch diesen Gegenstand zu berühren, da Ihr mir, mit dem Vorsitz in Eurer-Versammlung, die Pflicht und das Recht gegeben, das Interesse unsers siebenzigjährigen Vereins zu erwägen. Darum stellte ich Euch in allgemeinen Zügen den gegenseitigen Einfluß dieser Gesellschaft und der verschiedenen Zeitalter dar. Es muß die Frage mit Bestimmtheit gelöset werden: Wird unsere Verbindung wirklich durch das gegenwärtige Zeitalter entbehrlich gemacht? oder in welchem Verhältniß muß sie zu demselben stehen, um ein segensvolles Dasein zu behaupten?

Dies nöthigt mich, eure Blicke noch einmal auf den von einander weichenden Gang zu lenken, welchen in unsern Tagen die Nation selbst, und welchen die öffentliche Verwaltung in den verschiedenen Gauen derselben genommen hat. Jener ist die Wirkung der wachsenden Einsicht und Gesittung des Volks; dieser ist das Ergebniß des unter den Stürmen der Jahre 1814 und 1815 geworbenen Bundesvertrags. Jener führt zu einer höhern Einigung aller Schweizer in Kenntniß, Kraft und That zur Aufrechthaltung allgemeinen Wohlstandes, gesetzlicher Freiheit und Unabhängigkeit von der Fremde; dieser führt nothwendig, durch sein Wesen, zur Trennung und Lähmung der Eidgenossenschaft, indem ihm das zur staatsthümlichen Einheit, oder auch nur Einigkeit, beseelende Prinzip beinahe gänzlich fremd ist, es liege denn etwa außerhalb desselben, nämlich in einer gemeinschaftlichen Gefahr. Denn da der Bundesvertrag, fast ohne allen Vorbehalt, das Majestätsrecht der gesammten Eidgenossenschaft in den Souveränetätsrechten von zweiundzwanzig kleinen Landesverwaltungen begraben ließ, mußten

auch die Tagsatzungen unvermeidlich wieder bloße Verhandlungsplätze von zweiundzwanzig Souveränetäten über Ausgleichung ihrer Orts-Interessen werden. Jeder Kanton erhebt deshalb dort pflichtmäßig seine Stimme für das eigene Bedürfniß gegen die andern. Wer aber erhebt dort, Namens der eigentlichen Eidgenossenschaft, die Stimme gegen diese Kantone; wer sie für Gesammtehre, Gesammtwohlstand und Gesammtkraft schweizerischer Nation? Die Theile entscheiden also über das Ganze, weil sie mehr als das Ganze sind, und eher einen Bund von Staaten, denn einen einzelnen Bundesstaat ausmachen.

Daher sah die Nation mit unverhohlenem Mißmuth die Wiederkehr des ehemaligen trägen Geschäftsgangs in rein-eidgenössischen Angelegenheiten; die Wiederkehr jener Entzweiungen und Unvereinbarkeiten von Lokal-Interessen; die Wiederkehr jenes beharrlichen Entgegenstrebens Einzelner gegen Alle, und jene Spannungen, oft durch falsche Maßregeln einzelner Verwaltungen vermehrt, oft nur durch unbürgerliche Eitelkeit einzelner Regierungsglieder, oder durch unbehutsamen Eifer kirchlicher Parteiung genährt. Die Warnungen des Schicksals im Loose der alten Eidgenossenschaft waren umsonst. Wir erlebten die Spaltung der Kantone im Retorsionswesen, im Gang des Churer und Basler Bisthumsgeschäftes, in den Münzkonkordaten, in den Verhandlungen über die Heimatlosen. Fruchtlos blieben die Mühen des weisen und vaterländischen Zellweger*); nicht einmal zu einem allgemeinen Zollsystem im Innern konnte man sich vereinen, ja sogar zu keinem gemeinschaftlichen Buß- und Bettag der Schweiz. Soll ich noch an das Ver-

---

*) Joh. Kaspar Zellweger von Trogen, Kt. Appenzell, der berühmte Philantrope, Begründer der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft für Erziehungswesen, Gewerbsfleiß und Armenpflege.

Anmerkung des Herausgebers.

fahren von Schwyz vor Eröffnung des eidgenössischen Uebungslagers von Wohlen, oder an die Unterhandlungen mit Frankreich über das Postwesen, oder auch nur an die Begrüßungsweise erinnern, als König Karl X. in der Nähe unserer Grenzen reisete? — Es stehen schon zuviel von den düstern Zeugen einer lähmenden Zusammenhangslosigkeit des eidgenössischen Staatskörpers vor den Augen des Schweizervolks, wie vor denen des übrigen Europa, da.

Diejenigen irren aber sehr, welche glauben, daß nicht selbst vielen jener hochachtungswürdigen Männer, welche an der Spitze der öffentlichen Geschäfte stehen, bei diesem traurigen Schauspiel das Herz blute; — oder daß es überhaupt in unsern vaterländischen Regierungen an wahrhaft großen Staatsmännern fehle. Wir haben sie! Die Nation würde sie mit Stolz nennen; Europa würde ihre Namen feiern, wäre der Entfaltung ihrer Talente und Kräfte ein weiterer und würdigerer Spielraum zugewiesen.

Aber, eingeklemmt in den schmalen Haushalt eines kleinen Ländchens, müssen sie ihre Sehnsucht nach Besserm beschwichtigen, und im Gewirre kleinlicher Verhältnisse zuletzt unwillkürlich ins Kleinliche verarten, wie Blumen, welche der Chinese in vergoldete Nußschalen pflanzt. Auch der Riesengeist des römischen Cäsar, des preußischen Friedrich, oder eines Napoleon, eingeschnürt in die Hauptmannsuniform einer Garnison-Kompagnie, hätte sich zuletzt schweigend mit dem Kamaschendienst der Wachtparaden zufrieden stellen müssen. Einfluß aber aus der Rathsstube des Kantons auf den Gang gesammter Eidgenossenschaft gehört fast ins Gebiet der Unmöglichkeiten, wenn man erwägt, daß ein schweizerischer Staatsmann, ungerechnet die Eifersucht seiner eigenen Amtsgenossen, bloß im Umfang der Schweiz mit weit mehr eigenwilligen Souveränen zu verkehren und zu schaffen hat, als der Minister eines großen europäischen Reichs im ganzen Welttheil.

Das politische Auseinanderfallen, Sichvereinzeln und Insich-

zusammenschrumpfen von zweiundzwanzig kleinen Gemeinwesen greift auch feindselig in das edlere Lebensverhältniß der Nation ein und droht allmälig die Fortschritte des Nationalgeistes zu schwächen, der allein noch, und nichts sonst, ein ruhmvolles und unabhängiges Dasein der Schweiz sichern wird. Bei der Auflösung jedes Körpers tritt nothwendig das Leben in dessen verwesende Theile zurück, und gestaltet hier jene seltsamen und ungeschlachten Lebensformen, welche unser Erstaunen und Grausen erregen. Und erlischt im Körper der Eidgenossenschaft das Wesen, die Seele des Eidgenossenthums, so geht der eidgenössische Gemeingeist verkrüppelt in die Anmaßungen des Kantonsgeistes; in die Thorheiten des Stadt- und des Dorfstolzes, in die Selbstsucht des Familienhochmuths zurück. Dann zerbröckelt das hehre Vaterland in einen Haufen kleiner, wunderlicher Vaterländer, und dem Schweizer wird schon unheimlich in der Schweiz, wie in einer Fremde, sobald er den Grenzpfahl seines Kantons hinter sich sieht. Dann aber setzt sich, nur im Verhältniß verjüngten Maßstabes, auch wieder im einzelnen Kanton, der heimliche Kampf der Privatvortheile gegen den gemeinen Nutzen, der Willkür gegen die Freiheit fort. Dann sucht man sich lieber Anhänger, als selbstständige Vaterlandsfreunde. Demüthige Clienten in Gemeindsversammlungen, Großen Räthen und Landsgemeinden haben dann nur noch Augen, um zu unterscheiden, ob der Herr und Patron spricht; aber nicht Ohren, um zu unterscheiden, was besprochen wird. Dann wird allmälig die res publica des kleinen Staats zur res privata der Verwalter desselben, und aus dem faulen Sumpf einer gehemmten öffentlichen Meinung steigt das Ungeheuer des Nepotismus, welches, spielend mit Eidesformeln, die Würdigsten zum Regieren in Vettern und Söhnen der Regierenden findet; jenes Monstrum stolzen Eigenwillens, welches das Schwert der Gerechtigkeit zur Axt der Staatspolizei umschmiedet, sobald man die Schranken gesetzlicher

Ordnung und Verfassung zu durchbrechen Lust fühlt. Dann streckt sich die heilige Scheu der Staatsdiener vor dem Rechtsgefühl ihrer Mitbürger zum landesherrlichen Trotz auf; und der edle Trotz eines unabhängigen Staates gegen Zumuthungen des Auslandes krümmt sich zur schmeichlerischen Feigheit zusammen. Dann, nach der Flucht republikanischen Zartgefühls, trägt auf offener Gasse die Eitelkeit sich selber zur Schau in Titeln und Orden, mit welchen nicht Verdienst ums Vaterland, sondern Verdienst um den fremden Hof belohnt oder gefordert werden soll. Allerdings muß dann jeder vereinzelte Kanton, und jeder einzelne Machthaber desselben, ohne Trost und Vertrauen auf die Bundesgenossen, beim Gedanken an das Ausland unter dem Gefühl eigener Ohnmacht erliegen. Ein Volk von einigen Millionen Eidgenossen kennt die Furcht nicht!

Theure Freunde, die Hand aufs Herz! wie steht es in den verschiedenen heimatlichen Gauen der Schweizer? Sind noch keine Spuren eines Rückschritts vorhanden? Ueberwältigt überall noch der Geist des Eidgenossenthums den engbrüstigen und doch sich gern brüstenden Kantonalgeist? Seid Ihr daheim reich an wahrhaft hochedeln Staatsmännern? Wie viel zählet Ihr der helvetischen Aristiden bei Euch, die über das Gemeinwohl des großen Vaterlandes, oder auch am Ende nur des Kantons, persönliche Feindschaften und Freundschaften, ja sich selber vergessen? Nennet unsern Epaminondas, der mit gleicher Freudigkeit seinem Vaterlande in den niedrigsten Stellen dient, nachdem er in höhern geglänzt hat, gleichwie der Sieger von Leuctra, nachdem er Staat und Heer zu unvergänglichem Ruhm geführt, seiner persönlichen Ehre nicht unangemessen fand, Aufseher über Gassenkehrer und Kloakenfeger zu werden. Wahrlich, soll denn der Eidgenoß die Eidgenossenschaft vergessen lernen, und, beschränkt auf eine kleine Heimat, den Schmerz blutender Vaterlandsliebe nicht fühlen:

so wäre besser, man würde unsern Schulen das Lesen der göttlichen Klassiker verbieten, und die Erinnerung an die großen Seelen Griechenlands und Roms, ja selbst an die Washingtons, Franklins, Jeffersons und andere unsterbliche Bürger des nordamerikanischen Bundesstaates vertilgen.

Nein, warum mich beunruhigen? Eidgenossen, edle Freunde, ich sehe Euch noch! Ich denke an eine Reihe erlauchter Namen, die in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst Zierden unsers Vaterlandes sind. Ich denke an die jungen Männer, welche über die Schlachtfelder der Vorwelt ziehen, um sich gleichsam von den Geistern der Vorwelt dem Dienst einer Eidgenossenschaft weihen zu lassen. Ich denke an die Jünglinge, welche im Zofinger Verein Brust an Brust sich einem gemeinsamen Vaterlande zuschwören. Schon dringt immer mächtiger ein bildungsreicheres Geschlecht in die Landesgemeinden, in die gesetzgebenden Räthe und in die Regierungen ein. Schon erregt Mißbrauch anvertrauter Gewalt, oder Wirrwarr derer, die für Alles in der Welt Gründe, und für nichts Grundsätze haben, allgemeinen Unwillen; jeder Dünkel dessen, der seine Persönlichkeit mit dem Staat verwechselt wissen möchte, öffentliches Auszischen; und jeder Versuch, die Freiheit der Presse in das änderliche Bedürfniß einer Behörde einzuschnüren, und den Ozean der Meinungen mit dem Fingerhut eines zensorlichen Verstandes abzugrenzen, gerechten Argwohn oder Gelächter.

Aber noch mangelt viel daran, daß sittliche und geistige Bildung bis in die untersten Tiefen des Volks hinabgedrungen wäre; oder daß die untersten Tiefen des Volks nur dessen in ärmliche Lumpen gekleidete Genossen, nicht auch die in Sammet und Seiden Prangenden, umfassen. Nicht der Rock, das Zinsbuch oder der Amtstitel sind im Geisterreich Merkmale und Bürgschaften religiöser und bürgerlicher Veredlung. Auch in den Ständen der Vornehmern erblicken wir nur zu oft einen Lebenswandel, der Gott verläugnet und die republikanische Sittenstrenge verspottet. Unwissenheit, Vorurtheil und Aberglaube finden auch dort einfältige Verehrer oder schadenfrohe Beförderer.

Uns Allen ist bekannt, wie eben jetzt in einem großen Theil des Welttheils der finstere Sekten- und Kastengeist trotziger, denn kaum je, wider die ewigen Rechte der Vernunft ins Feld schreitet und von der Rohheit seiner Wuth, oder auf Schleichwegen scheinheiliger Verschmitztheit, die Herrschaft der Welt zurückzuerobern hofft. Es ist nur der alte, seit sechs Jahrtausenden noch unausgefochtene Kampf des Thierischen und Göttlichen in der Menschheit, der mit den Jahrhunderten bloß Waffe und Feldgeschrei geändert hat. Er wird heut auch noch in unsern helvetischen Gauen lebhafter, denn seit langer Zeit, um die ewigen Heiligthümer der Nation gekämpft. Diese sind verloren, sobald die Vergiftung des eidgenössischen Gemeingeistes vermittelst populärer Kantonalzwiste, kirchlicher Spannungen und Aufwiegelungen, und Zertrümmerung der periodischen Presse gelungen sein wird. — Eidgenossen, theure Freunde, wir haben in den Gefilden vom Grauholz und der Schindeleggi ein Chäronea gehabt; lasset uns wachen, daß unser achajischer Bund nicht unter den Mauern eines neuen Corinths zertrümmert falle.

Das Zeitalter will fürwahr also unsers Vereins nicht entbehren. Säßen die Balthasare und Zellweger, die Iseline und Hirzel der Vorzeit noch in unserer Mitte, sie würden heut diesen Verein erst gründen, wenn er noch nicht gegründet wäre. Wir aber sitzen auf den Plätzen unserer großen Todten; sollen wir Geringeres leisten, oder fordert von uns das Vaterland weniger?

Wenn auch andere schweizerische Gesellschaften, der unsern ähnlich, kräftig mit zum großen Ziele wirken, um im zweiundzwanzigfach getheilten Alpenstaat ein gemeinsames Vaterland, unter Bürgern aller Kantone ein freies Eidgenossenthum zu bewahren: so ist doch unser Hauptzweck nur der Nebenzweck ihrer Versammlungen. Und ob sogar Viele unter uns auch thätige Mitglieder jener Vereine sein mögen, so sind es doch viele Andere von uns keineswegs. Und wirken die ungleichzeitigen Zusammenkünfte aller dieser Gesellschaften auch in so fern noch störend auf einander ein, daß, wer die einen besucht, oft, aus Mangel an Muße, den andern

entsagen muß: so wäre doch dem Uebelstand ohne Mühe durch Bevollmächtigung der Vorsteher abzuhelfen, daß sie sich unter einander über Versammlungstage verständigten.

Noch fehlt viel daran, daß unsere helvetische, wie jede andere allgemein-schweizerische Gesellschaft ihren Namen eigentlich mit vollem Recht trüge. Fern unserm Kreise standen von jeher die Schweizer am Tessin und im Wallis, selbst die vom schönen Waadtland und dem bildungsreichen Genf. Wenige nur schlossen sich ihm aus den Landsgemeinds-Kantonen an, oder auch von Freiburg und Schaffhausen. — Sind es nur die Gebirge, die Sprachen, die Ortsentfernungen, welche uns von diesen Miteidgenossen scheiden? Es fehlt nicht an Mitteln, diese Hindernisse zu besiegen, wenn es nicht an Männern fehlt, die siegen wollen.

Nein, wahrlich! nicht das Zeitalter will uns fahren lassen, wenn wir uns ihm nur nicht selber entfremden. Erfüllen wir das Wort unserer Statuten: „Stiftung und Erhaltung der Freundschaft und Liebe, Verbindung und Eintracht unter den Eidgenossen, Belebung des Triebes zu guten, schönen und edeln Thaten; Fortpflanzung des Friedens, der Freiheit und der Tugend durch die Freunde des Vaterlandes auf künftige Geschlechter und Zeiten; — das ist der Zweck der Gesellschaft.“ So lauten die Statuten. Und dieser Zweck, steht er nicht an sich heiliger und umfassender da, als irgend ein anderer, welcher Nahrung und Veredlung des Kunstsinns bezielt, oder Erweiterung der Wissenschaft, oder Entdeckungen im Gebiet der Natur, oder Austausch von Erfahrungen über Armenpflege, Schulwesen und inländische Gewerbigkeit. Nichts von diesem Allen ist auch uns fremd; aber indem wir es umfassen, bezielen wir Höheres. Mit ganzer Erfüllung des Zweckes steigt nothwendig von selbst das Interesse unserer Verhandlungen, und kann selbst zum allgemeinsten der Eidgenossen gesteigert werden. Die Statuten zeichnen uns den Weg dahin vor, mit den Worten des achten Artikels: „Der Ausschuß der helvetischen Gesellschaft beauftragt alljährlich eines seiner

Mitglieder mit historischer Bearbeitung des Vorzüglichsten und Denkwürdigsten, das sich im Jahreslaufe ereignet."

Die Bahn liegt da, die wir zu wandeln haben. Betreten wir sie! Unterrichten wir durch auserwählte Männer aller Kantone fortan einen unserer Redner von dem, was Preiswürdiges in jeder Gegend des Bundesstaates vollbracht worden ist, damit er Euch einen Spiegel des Ruhms löbl. Eidgenossenschaft vorhalte. Feiert hier Muth und Weisheit vaterländischer Gesetzgeber, welche die Kleinodien aller Eidgenossen sicher zu stellen wußten; gesetzliche Freiheit im Innern gegen Willkür und Herrensucht, Unabhängigkeit der Nation von außen gegen fremde Anmaßungen und Einflüsse, und Volksbildung gegen Verfinsterer-Plane schirmen. Feiert hier den Hochsinn unserer vaterländischen Regierungen, welche das Ewig-Gerechte dem Bequemlichen des Augenblickes vorziehen, in der Majestät einer untrennbaren Eidgenossenschaft den wahren Glanz ihres Kantons suchen, und nicht das für ein Unglück ihres Ländchens halten, was die Zivilisation des Jahrhunderts gebietet und der Ruhm der edelsten Fürsten und Völker war, die je gelebt haben. Ja, wo auch nur eine Gemeinde des Landes mit hochherziger Gemeinnützigkeit in trefflichen Anstalten vorleuchtete, — hier werde ihr Name genannt. Ihre Ehre ist eine Ehre aller Schweizer. Wo irgend ein Mann durch Macht schöpferischen Geistes im Felde der Wissenschaft oder Kunst oder des Gewerbfleißes Ausgezeichnetes leistete, — er hat es nicht seinem Kanton, er hat es dem menschlichen Geschlecht geleistet. Wir wollen mit dankbarer Ehrfurcht dem Verdienste seine Kronen weihen. — Und wo die Tugend eine ihrer Engelsthaten vollbrachte, hier werde sie nicht vergessen, wenn auch die Welt sie vergißt. Die Anerkennung des Wahren, Guten und Schönen ist ja immer zugleich der tödtlichste Tadel alles Falschen, Schlechten und Gemeinen.

So werden die Jahrbücher unserer Verhandlungen ein Register des Vortrefflichsten aus den denkwürdigen Thaten der Eidgenossen. In der Erinnerung aber des Löblichen, was auf schweizerischer Erde geschah, wird sich auch unser eigener Sinn für das Gute erfrischen

und beleben. Wir werden mit einem Gefühl in die Heimaten zurückkehren, welches wir aus dem Treiben des Alltagslebens nicht hiehergebracht hatten, und werden den Geist der hier versammelten kleinen Gemeinde ausgießen in die große Gemeinde der Eidgenossen, oft uns dessen selber nicht bewußt. Dann können wieder die hier gesprochenen Reden als eben so viele Reden an die Nation gelten. Und, wahrlich, auch unter Eidgenossen ist noch Wiederhall!

Wohl liefern öffentliche Blätter Kunde von achtungswerthen Handlungen; doch nur vereinzelt, nur vermengt und verloren in vielem Andern, welches besser vergessen zu sein verdient. Aber hier werde das zerstreute Licht des Wahren, Guten und Schönen in einem ungeschwächten Strahl zusammengedrängt; und es wird ihm wahrlich in keinem unserer Herzen der Brennpunkt fehlen. Unsere freudige Rührung und Begeisterung kann und soll ja keineswegs die Tugend belohnen; aber warum sollen wir die Vielverkannte nicht anerkennen? Ja, es bedarf selbst schon tugendhaften Muthes, das Ehrwürdige ohne Heuchelei zu ehren und das Preiswürdige ohne Mißgunst zu preisen. Denn ein eifersüchtiger Stolz, ein nebenbuhlerischer Neid, sind von jeher Erbsünde der freien Staaten gewesen. Auch diese Erbsünde, bei uns oft nur eine der Mißgeburten des Kantonalgeistes, auszurotten, und selbst dem verspotteten und verfolgten Verdienst um Vaterland und Menschheit gerechte Hochachtung zu zollen, bleibe einer unserer angenehmsten Aufgaben. Und fürwahr, o glaubt es, — der bescheidene Eichenkranz, welchen Ihr dem Manne, der fürs Vaterland blutete, darreichet, ehrfurchtsvoll seine Wunden zu bedecken: er wird ihn theuer halten, wie der treue Diener eines Königs dessen Orden theuer hält, er wird dies Unterpfand der Achtung und Anerkennung von Mitbürgern auf seinen Sarg legen lassen, als besten Schmuck seiner Asche.

Aber ich breche ab. Schon zuviel hab' ich von der kurzen Frist hinweggenommen, die Euern Verhandlungen vergönnt ist. Ich gehe zu diesen über.

Biographisches.

Geschichtliche Charakter-Zeichnungen.

Der Marchese von Melignano.

Vorbemerkung.

Während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Graubünden, wo er Vorsteher und Miteigenthümer des Seminariums von Reichenau war, beschäftigte sich Heinrich Zschokke viel mit der Erforschung der Geschichte jenes Alpenfreistaates, einer Geschichte, von der er sagt, daß keiner von allen den Freistaaten schweizerischer Eidgenossenschaft reicher sei an großen Erfahrungen und Lehren als sie. Aus diesen Studien ging hervor das Werk: „Die drei ewigen Bünde im hohen Rhätien. Eine historische Skizze. Zürich 1798.“ Später überarbeitete er das Ganze noch einmal; gab es heraus unter dem Titel: „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im hohen Rhätien“, ein Werk, das mehrere Auflagen erlebte.

Die Bündner hatten sich im Jahre 1512 die Länder Veltlin, Cleven und Worms mit Waffengewalt erobert, da sie behaupteten, daß schon vor hundert Jahren ein vertriebener, mailändischer Herzog diese Thäler dem Bisthum Chur verehrt habe. Von da an blieben sie ihr Unterthanenland mehrere Jahrhunderte, bis Napoleon Bonaparte im Jahre 1797 die Lombardei eroberte und Veltlin, Cleven und Worms, deren Bewohner der sklavischen Abhängigkeit müde, seinen Schutz anriefen, der Republik Cisalpinien einverleibte.

Somit mußte der rhätische Geschichtsschreiber auch die Schicksale des Veltlins berücksichtigen und studiren. Bei diesem Anlasse ward er aus Urkunden und alten Schriftwerken eines Paul Jovius, Thuanus, Mascard und Brantome mit dem Leben und Treiben des Marchese Melignano bekannt, welcher in den Kriegshändeln zwischen König Franz I., Kaiser Karl V. und dem Herzog Sforza von Mailand im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts eine bedeutende Rolle spielte. Er wählte das Bild dieses Mannes zu einer geschichtlichen Monographie, die in der „Isis“, einer Monatschrift, herausgegeben von deutschen und schweizerischen Gelehrten, mehrere Jahre (in Zürich bei Orell, Füßli und Comp.) erschien und zwar im Septemberheft 1805. Seitdem ist sie, unsers Wissens, nicht wieder abgedruckt worden, und doch verdient sie, als sehr charakteristischer Beitrag zur Kenntniß jener Zeit und jener Gegenden, nicht in Vergessenheit zu gerathen.

Der Herausgeber.

Wenn ein Mann, unbegünstigt von der Hand des Glücks, durch eigene Kraft sich aus dem Staube der Niedrigkeit emporarbeitet, mit zerstörender Gewalt die Schranken niederreißt, welche Schicksal und Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft seinem Ehrgeiz entgegenthürmen — wenn er, geboren ein Knecht zu sein, sich in die stolzen Reihen der Herrscher drängt, und gebieterisch schaltet, daß selbst die Mächtigsten der Erde ihn ehren lernen — wer verfolgt nicht gern mit Neugier die Laufbahn des kühnen Abenteurers von der dürftigen Wiege bis zum goldenen Ziel, wo er im Schatten seiner Lorbeern ruht? Erstaunt sehen wir, wie er mit glücklicher Verwegenheit sich aller Umstände bemeistert; wie sie nicht ihn, wie er sie leitet; wie Noth und Verzweiflung ihm nur Stu-

sen sind, über welche er zu seiner Höhe schreitet; wie er nie an Mitteln zur Vollendung seiner Riesenpläne verarmt.

Zu Mailand lebte ein unbekannter Mann, Namens Bernardo Medigino, von geringer Herkunft, welcher sich durch Fleiß und Sparsamkeit einiges Vermögen gesammelt hatte. Er war Zollpächter in dieser Stadt, und Vater zweier Söhne. Der Aelteste hieß Giovanni Giacomo und war ihm im Jahr 1498 geboren; der Jüngere kam ein Jahr später zur Welt, und hieß Giovanni Angelo.

Die beiden Knaben, lebhaft und talentvoll, besaßen Bernardo's ganze Liebe. Er sandte sie zur Schule; stolz schmeichelte sich der Alte, daß sie einst reicheres und ehrenvolleres Brod verdienen würden, als er; daß sie die Freude seines Greisenthums werden würden. — Konnte Bernardo glauben, daß der eine einst unter des Zeitalters größten Feldherrn glänzen, daß der andere einst das Oberhaupt der Christenheit werden, und vom päpstlichen Throne herab den Fürsten Gesetze diktiren würde?

Giacomo war wild, heftig und verwegen. Mit Waffen spielte er am liebsten; durch List oder durch Gewalt herrschte er über seine Gespielen. Angelo war sanfter, den Wissenschaften holder, schlau und beharrlich. Die Natur schien ihnen ihre künftigen Rollen selbst zu bestimmen. Giacomo wollte das Kriegshandwerk wählen; Angelo die Gelehrsamkeit.

Zu Mailand hatten während eines Jahrhunderts die Visconti mit herzoglicher Gewalt regiert. Neben ihnen erhob sich am mächtigsten das Haus der Sforza, welches nach dem Erlöschen des viscontischen Fürstenstammes in Mailand herrschte, und sich während der Kriege der Deutschen und Franzosen in Italien, mit abwechselndem Glück in seiner Hoheit, durch den Schutz kaiserlicher Waffen erhielt. Zwar hatte im Jahre 1513 der französische Feldherr Trimouille die ganze Lombardei unterjocht, und Herzog

Maximilian Sforza war gezwungen, seine Staaten an Frankreich, gegen ein Jahrgehalt von 30,000 Thalern, abzutreten, welches er in Frankreich verzehren mußte; aber was Trimouille gewonnen, verlor im Jahr 1522 der Marschall Lautrec. Kaiser Karl V. und Papst Leo X. hatten ihre Macht gegen Franz I. König von Frankreich vereint, um ihm das Mailändische abzuringen. Lautrec verlor Italien, und Francesco Sforza, der Bruder des letzten mailändischen Herzogs Maximilian, ward berufen, um in die Besitzungen seiner Vorfahren einzutreten. Er hatte seit sechs Jahren zu Trient gelebt. Er kam nun an der Spitze von 6000 Landsknechten, vereinte sich mit der kaiserlichen Armee, und zog triumphirend in Mailand ein.

Der Kanzler Hieronymus Morone, einer der gelehrtesten und angesehensten Männer Mailands, ward des neuen Herzogs Vertrauter. Noch immer war für Sforza der Besitz von Mailand ungewiß und schwankend. Morone arbeitete, die Würde seines Freundes zu befestigen — und Morone war es, der den Giacomo Medigino zuerst ans Licht zog.

Giacomo hatte, während sein Bruder Angelo dem Studium der Arzneiwissenschaft oblag, in ewigen Kriegshändeln, welche Italien verwirrten, Gelegenheit gefunden, sein Glück mit den Waffen zu versuchen. Immer aber stand er, wegen geringer Abkunft, nur auf niedern Stufen; sein militärisches Talent und seine Tapferkeit zeichneten ihn mehrmals aus. Doch hold war ihm das Glück nicht — er mußte sogar aus Mailand flüchten wegen eines Mordes; die Richter sprachen über ihn das Verbannungsurtheil.

Unstät war er in Italien umhergezogen. Um eine Rolle zu spielen, nahm er den erlauchten Namen des Hauses Medicis an. War er gleich diesem fürstlichen Geschlechte nie blutsverwandt, so waren doch die meisten Buchstaben seines Namens dem der Mediceer ähnlich. Aber auch damit hatte er wenig gewonnen. Er

blieb der arme Abenteurer, dessen ganzer Reichthum sein Degen war und sein Kopf.

Während er noch in seiner Verbannung, als Glücksritter, umherschwärmte, ward ihm bekannt, daß Herzog Sforza die Erhaltung gewisser Depeschen begierig wünsche, die ein französischer Kurier, durch Italien eilend, bei sich führen sollte. Giacomo machte sich auf, erwartete den Kurier auf der Straße in abgelegenen Gegenden, ermordete denselben, und schickte die Depeschen dem Kanzler Morone.

Dieser zweite Meuchelmord erwarb dem Verbannten Begnadigung wegen des ersten in seiner Vaterstadt. Sforza erlaubte ihm, zurückzukehren, und Morone, dem ein junger Mensch von einigen zwanzig Jahren, aufgelegt zu jeder Unternehmung, willkommen war, nahm ihn zu sich in seine Dienste.

Giacomo, müde des unstäten Lebens, pries sein Schicksal, eine Ruhestätte gefunden zu haben. Im Hause Morone's konnt' ihm nicht Gelegenheit fehlen, früher oder später seines Ehrgeizes Träume zu befriedigen. Er schmeichelte gewandt sich in die Gunst des Herrn ein, und hoffte seinem Diensteifer einst eine ehrenvolle Belohnung. Der Kanzler gebrauchte den jungen Menschen überall, wo es darauf ankam, sei es durch List oder Verwegenheit, gewagte Streiche zu vollstrecken. Er würdigte ihn seines Vertrauens; theilte ihm Pläne mit; weihte ihn in die verworrene Politik des damaligen Italiens ein, und Giacomo ward des schlauen Staatsmannes würdiger Schüler.

Inzwischen verstrichen anderthalb Jahre, ohne daß Giacomo's Hoffnungen zu höhern Aemtern erfüllt wurden. Zwar genoß er in des Kanzlers Diensten ansehnliches Gehalt; zwar ward er, wegen seiner Verhältnisse, geachtet — aber immer war er doch nur der von den Launen eines einzigen Mannes abhängige Knecht.

Der alte Bernardo, sein Vater, war gestorben, ohne ein

großes Vermögen zu hinterlassen. Angelo hatte die Arzneikunst verlassen, sich den Rechten gewidmet, den Doktortitel angenommen, und verdiente sein Brod als Advokat in Mailand. Giacomo hielt fest mit ihm zusammen; er empfahl ihn dem Kanzler, und machte diesen zu seinem Gönner.

So standen die Angelegenheiten der Brüder, als sich die Kriegsgerüchte in Italien erneuerten. Man vernahm, daß der König von Frankreich, Franz I., eine Armee rüste, Mailand wieder zu erobern. Sforza, der Herzog von Mailand, rief den Schutz des Kaisers und des Papstes an, zog Truppen zusammen, und bereitete nach Kräften die heftigste Gegenwehr. Aber die Mailänder, welche ihn vor Kurzem mit Triumph in ihre Stadt eingeholt hatten, waren schon kälter gegen ihn. Eine Faktion zu Gunsten Frankreichs hatte sich unvermerkt in der Stadt gebildet; und an der Spitze dieser Faktion stand ein Hettore Visconti, Verwandter des Herzogs, Abkömmling jenes erhabenen Hauses, welches über Mailand ein Jahrhundert lang den Scepter geführt.

Sforza fürchtete den Ehrgeiz des Hettore Visconti um so mehr, da dieser der Liebling des Volks war. Wo Visconti erschien, jauchzte ihm die Menge entgegen. Der Herzog theilte dem Kanzler Morone seine Besorgnisse mit. Rückten die Franzosen in Italien ein, so war die Gegenrevolution in Mailand gewiß — Visconti hatte die Hand nach der herzoglichen Krone gehoben. Eine verwegene That mußte gethan, Visconti aus dem Wege geräumt werden. Morone und Sforza beschlossen es. Aber nie durfte das Volk ahnen, daß Sforza den eigenen Verwandten umgebracht. Es erforderte diese That entschlossener, treuer, verschwiegener Männer, die allenfalls, um die That sicherer zu verheimlichen, nachher aufgeopfert werden könnten.

Der Herzog schlug seinen Hauptmann Pozzino vor; Morone empfahl den Giacomo. Beiden ward die Ermordung Visconti's

aufgetragen. Giacomo übersah das Gefährliche dieses Wagestücks; aber Morone verhieß die glänzendsten Belohnungen, und leicht war ein Mann von Giacomo's Gewissen zu bereden.

Pozzino und Giacomo gingen hin — Hettore Visconti fiel unter ihren Dolchstichen.

Sforza, der Herzog, nun seines furchtbaren Gegners los, wollte aber das Geheimniß dieser That der Welt verbergen. Das Grab ist verschwiegen. Pozzino wurde auf Befehl des Herzogs ein paar Tage nach Visconti's Tode ermordet.

Da ahnete Giacomo gleiches Schicksal. Er ging fortan im Panzer, und immer bewaffnet einher — er entdeckte dem Kanzler seine Besorgnisse, früher oder später durch Hände des Meuchelmords zu fallen, wie Pozzino. Er verlangte Sicherheit, verlangte sie mit dem stolzen, entschiedenen Ton, welchen das Mitwissen um ein Verbrechen gegen den Theilnehmer des Verbrechens gibt.

Der Kanzler war verlegen. Einen Mann, wie diesen, durfte er nicht reizen zur Rache; alles war von ihm zu befürchten. Morone suchte ihn zu beruhigen. Er versprach ihm Sicherheit, und rieth ihm, sich einsweilen auf das mailändische Felsenschloß Musso, am rechten Ufer des Comersees, zu begeben, wo er verborgen wohnen könne, bis Visconti's Tod vom Volke vergessen, und der Herzog seiner Furcht vor Entdeckung frei sein würde. Er gab dem Giacomo schriftlichen Befehl mit an den herzoglichen Kastellan von Musso, der ihn in die Veste aufnehmen sollte.

Giacomo verließ Mailand, unzufrieden über vereitelte Hoffnungen, und voller Argwohn gegen des Kanzlers Redlichkeit. Er zog unterwegs das Schreiben Morone's hervor, öffnete dasselbe, und fand darin das bestimmte Geheiß des Herzogs an den Kastellan, den Ueberbringer des Briefes aus der Welt zu schaffen.

Einen Augenblick starrte er unentschlossen das verrätherische Blatt an, und übersann sein herbes Schicksal von Kindheit her,

und sah sich, in dem Augenblick, der ihm die Belohnung seiner blutigen Thaten verhieß, am Rande des Lebens, ohne Schirm, ohne Freund. — Aber ein Mann wie er, immer nur auf sich gelehnt; im stolzen Gefühl seiner Kraft, mit der er alles erobern, nichts verlieren konnte, als das armselige Leben; allezeit fertig zu kühnen Abenteuern, und den Werth der Mittel nur nach ihrem Nutzen, nicht nach ihrer Rechtlichkeit abwägend — ein Mann wie dieser, konnte nur einen Augenblick im Entschlusse wanken. Er erreichte die Stadt Como. Hier malte er auf einem Blatt Papier Herzog Sforza's Handzüge nach, indem er im Namen desselben dem Befehlshaber der Burg Musso befahl, an Giacomo Medigino seine Stelle abzutreten, und eiligst gen Mailand zu kommen.

Kaum hatte er in Musso dem herzoglichen Kastellan das falsche Schreiben übergeben, so rüstete sich dieser zur Abreise, und übertrug ihm den Oberbefehl der Festung.

Das Schloß Musso ruhte auf der Höhe eines schroffen Felsen, wo das Gebirg sich gegen den schönen Comersee hinabsenkt neben den drei Pleven. Eine über der andern, ragten drei Festungen, die sich einandet gegenseitig deckten, den Comersee beherrschten, den Eingang Italiens schirmten, und den Angriffen des kühnsten Heerhaufens nach der Kriegskunst damaliger Zeit Trotz boten.

Von hier aus meldete Medigino selbst dem Herzog Sforza seine That, und ließ ihm die Wahl, ihn zu bestätigen, oder zu bekriegen. Er erwartete gleichmüthig die Antwort, befestigte sich noch mehr, zeigte den Soldaten, daß er Soldat sei, und gewann ihr Herz. So einsam in seiner Burg in den Bergen, gegen Graubünden und Italien hinabdrohend, den Schlüssel beider Länder in seiner Gewalt, rüstete er sich eigenmächtig in diesen Gebirgen, sein Reich zu schaffen. Sforza's Schwäche, des Kaisers und Frankreichs Hader, Italiens Verwirrung und der Graubündner innerer Zwiespalt, begünstigten seine Entwürfe.

Sforza und Morone, überrascht von der Verwegenheit Medigino's, und ihrer bösen Thaten sich bewußt, erkauften das Stillschweigen dieses bösen Mannes und seine Freundschaft durch Genehmigung seiner That. Sie bestätigten ihn im Oberbefehl einer Festung, die sie ihm nicht mehr entreißen konnten, da König Franz I. an der Spitze einer großen Heersmacht in Italien eindrang, und das Mailändische bedrohte. Versöhnt boten sie ihm die Hand, und machten ihn zu ihrem und des Kaisers Freund.

Der Kastellan von Musso, kühn gemacht durch das gelungene Wagstück, wollte dem Herzoge zeigen, daß er werth der erstohlenen Würde sei. Die Republik Graubünden war dem König von Frankreich zugethan. Unter Franz I. Fahnen standen 6000 Grisonen in Italien. Medigino forderte die Republik auf, ihre Truppen aus französischem Solde zu ziehen.

Ihm ward abschlägige Antwort. Da brach er auf mit seinen Soldaten von Musso, nahm die drei Pleven, so den Grisonen gehörten, hinweg; bemeisterte sich mit List des festen Schlosses und der Stadt Chiavenna am 9. Januar 1525; schlug eine Brücke über den Comersee, wo er am schmälsten war; fiel in das Valtelin, damals Graubündens unterthänige Provinz, ein, und drang vor bis Morbegno, welches er mit seinen Truppen besetzte.

Die Grisonen sammelten in Eil ihr Volk. Sie stürzten daher von ihren Alpen, und trieben Medigino's Schaaren zurück. Aber kaum wandten sie den Rücken, so ordnete er neue Streifzüge an. Beute wollte er machen; und er machte sie. Auch das einmal eroberte Schloß von Chiavenna behauptete er. Dort hatte er seiner Hauptleute einen, Namens Bologna, angestellt, und dieser focht mit glücklichem Muthe gegen die Belagerer.

Während der Castellan mit Vortheil den kleinen Krieg am südlichen Fuß der Alpen führte, hatte Franz I. schon Mailand erobert, und Sforza und Morone waren dem Sieger unterworfen.

Ihnen blieb nichts übrig, als gemeine Sache mit ihm wider Kaiser Karl V. zu machen; aber daß sie es thaten, ward ihr Untergang.

Franz hatte sein Heer mit einer langwierigen Belagerung Pavia's ermüdet; da erschien die kaiserliche Armee und bot ihm die Schlacht. Der 25. Februar 1525 entschied unter den Mauern Pavia's Italiens Schicksal. Der König Franz selbst ward gefangen genommen.

„Nehmen Sie diesen Degen eines Königs", sagte er zum kaiserlichen General de Lanoy, als er ihm sein Schwert überreichte: „der Achtung verdient, weil er denselben gebrauchte, das Blut seiner Feinde damit zu vergießen, und den nicht Feigheit, sondern das wetterwendische Glück zu Ihrem Gefangenen machte." — Lanoy empfing knieend den Degen, küßte die Hand des gefangenen Monarchen, und überreichte ihm den seinigen mit den Worten: „Sire, geruhen Sie diesen Degen anzunehmen, der das Blut der Ihrigen schonte. Ein Offizier des Kaisers soll einen König, wenn gleich gefangen, doch nicht entwaffnen lassen."

Nach diesem Tage ward auch Morone verhaftet auf Befehl des Kaisers und als Gefangener ins Schloß von Pavia geführt. Sforza glaubte Alles verloren, und lieferte den Kaiserlichen die vornehmsten Plätze seines Herzogthums aus. — Die bei Pavia gestandenen 6000 Bündner wurden des Dienstes entlassen und in ihr Vaterland zurückgeschickt.

Graubünden glaubte, nun seine Truppen aus Frankreichs Solde gingen, von Medigino's Zorn verschont zu bleiben. Aber ihrer Hoffnung spottete der Kastellan von Musso. Er führte den Krieg im Namen des Herzogs von Mailand und des deutschen Kaisers; aber nicht für der Fürsten Zwecke, sondern für seine Interessen. Raub häufte er auf Raub, und Soldaten tapfer und gehorchend erzog er sich in mannigfaltigen Gefechten. Die immerfort von ihm bedrängte Republik schickte endlich klagende Gesandte an Sforza

gen Mailand. Als diese aber unter des Herzogs sicherm Geleit in ihr Vaterland heimkehren wollten, fing der Kastellan sie treulos auf und führte sie gefangen in seine Burg.

Solcher Hohn empörte das Volk der rhätischen Gebirge. Es sammelte sich zum Kampf. Medigino focht gegen Bünden beim Flecken Trahona im Valtelin, und ward geschlagen vom Arm der Grisonen, die ihn überall von ihrem Boden verdrängten, und selbst endlich von dem Schlosse von Chiavenna nach manchem vergeblichen Sturm. Uebermannt und gedemüthigt, mußte er am Ende des Jahres 1526 den Frieden annehmen von den Siegern.

Kaiser Karl V. mit seinen spanischen Phalanxen stand damals hochgebietend im überwundenen Welschland. Italiens Fürsten zitterten vor seinem Wort; seine Uebermacht drohte sie zu verschlingen. Willig, doch schüchtern, neigten sie sich daher zur Verbindung mit Frankreich, um in dieser Monarchie ein Gegengewicht gegen Karls kolossalische Macht zu finden, die sie erdrückte.

Auch den Kastellan von Musso, dessen Name ruchbar geworden, zog man in den Bund der italienischen Herrschaften gegen den Kaiser. Und Medigino, stolz, sich geschmeichelt zu sehen von den Fürsten, hörte ihre Einladung gern. Mitten in diesen verworrenen Händeln, wo noch die große Frage entschieden werden mußte, wem Italien gehören sollte? hoffte er sich allmälig ein eignes, unabhängiges Fürstenthum zu bauen, am Fuße der Alpen, davon seine Felsenburg Musso der Mittelpunkt wäre.

Frankreich, Venedig und der Papst hatten gegen Karl V. ihren geheimen Bund geschlossen. Medigino warb im Solde derselben 6000 Schweizer und Bündner, und stand nun, als Feldherr der Alliirten, im nördlichen Italien. Aber, wie nach Ruhm, so nach Gold unersättlich, verlor er die Liebe des Kriegsvolks, dessen Sold er schmälerte, um sich bereichern zu können. Auch haßten ihn die Bündner in seinem Heer, die das Leid nicht vergessen hatten,

welches er ihrem Vaterlande zugefügt. Als er im Juli 1527 den spanischen Truppen des Kaisers bei Carratto ein Treffen lieferte, ward er geschlagen, mehr durch die Unzufriedenheit seines eigenen Heeres, als durch die Kunst und Tapferkeit des Feindes.

Diese Niederlage, und die Ueberzeugung von des Kaisers unbezwinglicher Uebermacht, machten ihn wankend in der Treue gegen die Alliirten. Schlau spann er Unterhandlungen an mit ihrem furchtbaren Gegner, und endete sie damit, daß er dem Kaiser neue Treue schwor.

Dieser Schritt erwarb ihm Karls V. Huld und die Herrschaft fast über das ganze Geländ am Comersee. Er führte von nun an den Titel eines Marchese von Musso, und Grafen zu Lecco. Seine Hoheit war gegründet, er konnte sie nur erweitern.

In Musso entwarf er neue Pläne. Gegen Italien hinab konnte er nicht hoffen, neuen Zuwuchs der Besitzungen zu gewinnen; aber die Grafschaft Chiavenna und das fruchtbare Valtelin lagen ihm näher — diese zu beherrschen, und seinen Bruder Angelo auf den bischöflichen Stuhl von Chur zu setzen, ward jetzt beschlossen.

Angelo hatte, wegen der Kriegsgefahren seit einiger Zeit schon die Hauptstadt der Lombardei verlassen, und wohnte, als Erzpriester, in einem Flecken des Valtelin. Von hier aus pflog er Freundschaft mit Theodor Schlegel, dem Abte des Churischen Klosters St. Luzi, und mit dem Bischof Paul Ziegler von Chur, welcher durch die Kirchen-Reformation, die auch in Rhätiens Thäler eingedrungen war, vielen Kummer duldete.

Der Marchese von Musso trat mit diesen Männern in geheime Unterhandlung. Der Bischof Paul erklärte sich geneigt, seine Würde an Angelo abzutreten für eine jährliche Pension von vier- bis fünfhundert Gulden — noch manches Andere ward in der Stille verabredet, als ein Zufall plötzlich alle Pläne zerstörend ans Tageslicht brachte.

Abt Theodor hatte eines Tages mit dringenden Aufträgen an den Marchese Medigino einen Eilboten gesandt. Der Bote fand die Wege verschneit auf dem rauhen Gebirg von Splügen, und versprach ungeheuern Lohn, wenn ihm eiligst der Weg gebahnt werden würde über die Berghöhe. Diese Versprechungen, seine Aengstlichkeit, seine zweideutigen Reden, machten ihn verdächtig irgend eines Raubes oder Todschlags. Er ward untersucht. Seine Brieffschaften wurden erbrochen vor dem Richter, und die schwärzeste Verrätherei gegen die Freiheit der Republik lag vor den Augen des Volks.

Da entfloh der Bischof Paul von Chur. Aber Theodor, der Abt, ward gefangen. Unter den Schmerzen der Folter offenbarte er: daß der Marchese von Musso, welcher vorgeblich vom Kaiser, vom Papst und von den katholischen Kantonen Helvetiens unterstützt sei, Graubünden überfallen; daß zu seinem Beistand Wolfgang Graf von Hohenembs mit 4000 Landsknechten über den Luzisteig vordringen, und das Papstthum in Graubünden durch Ermordung aller Protestanten wieder aufgerichtet werden würde.

Es waffnete sich Graubünden. Abt Theodor ward am 22. Juni 1529 zu Chur enthauptet. Der entflohene Bischof Paul wagte sich nicht wieder zurück.

Wüthend um seine vereitelten Entwürfe sammelte der Marchese von Musso Truppen, italienisches und spanisches Kriegsvolk, Ausreißer, rhätische Mißvergnügte und Verbannte, und fiel mit Anfang des Maimonds 1530 in das Valtelin ein, dessen feste Plätze er mit stürmender Gewalt in wenigen Tagen einnahm.

Karl V. hatte dem gebeugten Francesco Sforza, der sich ihm in Bologna zu Füßen geworfen, das Herzogthum Mailand zurückgegeben. Doch Sforza mußte ihm 100,000 Thaler dafür sogleich zahlen, und das Versprechen leisten, 500,000 Thaler im Zeitraum von zehn Jahren zu entrichten. „Ihr habt mich em=

pfindlich beleidigt", sprach Karl zu dem knieenden Herzog: „Ich hätte Ursache, Rache zu nehmen; und wollt' ich nur die Rechte des Krieges gelten lassen, ich würde das Herzogthum Mailand behalten. Aber, um einen allgemeinen Frieden zu befördern, und meiner natürlichen Neigung zu folgen, stell' ich Euch wieder her. Ich will lieber verlieren was mir gehört, als Verdacht geben, daß ich nach fremdem Eigenthum lüstern sei."

Der Marchese schloß sich staatsklug an den Herzog Sforza, welcher von neuem sein Oberherr geworden. „Ich erobere Euch das Valtelin", schrieb er ihm: „Und Euer Verlust ist ersetzt." Sforza, so wenig er auch den Vorspiegelungen des selbstsüchtigen Marchese Glauben beimessen durfte, ließ ihn handeln, und Medigino proklamirte seinen Krieg gegen die rhätische Republik im Namen des Herzogs von Mailand. — Da schickten die Bündner ihren Gesandten Martin Buol an den Herzog; aber der Marchese ließ ihn meuchelmörderisch umbringen, als er von Mailand zurückkehrte.

Empört durch solche Thaten, eilte Bündens bewaffnete Mannschaft aus allen Thälern hervor, die Schmach zu rächen. Ihrer mehr denn 4000 Mann bestürmten die Wälle Morbegno's im Valtelin. Medigino aber schlug sie mit großem Verlust zurück. Bünden rief um Beistand die Kantone der Schweiz an. Es zogen fünftausend Eidgenossen über die Alpen, und vereint mit Bündens Truppen drangen sie im Frühling 1531 in das Valtelin. Medigino's Schaaren wurden überall gedrängt, überall von der Schweizer Tapferkeit geschlagen. Er zog seine Rotten an sich, und überließ den Siegern das Valtelin.

Diese aber, nicht zufrieden mit der Eroberung ihres Eigenthums, führten den Krieg auf Tod und Leben mit dem furchtbaren Räuber. Medigino sandte Boten an die Eidgenossen, und erklärte, daß er nicht gegen sie im Krieg sei. Aber Franz Nägeli,

der Berner-Feldherr, antwortete dem Boten und sprach: „Wir kommen alsobald, deinem Herrn die Antwort selbst zu bringen!“

Und auf beiden Seiten des Comersees zogen die Eidgenossen daher; schon im Anfang des Maimonds begannen sie die Belagerung der Felsenburg Musso.

Nie war Medigino in größerer Verzweiflung — alles drohte den Untergang seiner Größe. Selbst der Herzog Sforza verließ ihn jetzt, froh des gefährlichen Mannes los zu werden, welcher wider seinen Willen sich Musso's bemeistert hatte. Er schloß zu Mailand mit den Eidgenossen (am 7. Mai) einen Vertrag, dem zufolge Medigino von beiden Parteien geächtet ward, und der Krieg nicht geendet werden sollte, bevor nicht Medigino vertrieben, und die usurpirte Besitzung dem Herzog, als rechtmäßigen Herrn, zurückgestellt sein würde.

Da rief der Marchese die Vermittelung des Kaisers Karl V., des römischen Königs Ferdinand und der Republik Venedig an. Doch von keinem ward sie ihm gewährt. Von allen verlassen, beschloß Medigino nun, sich bis zur letzten Kraft zu wehren. Oeffentlich beschuldigte er den Herzog Sforza des Meineides, und ließ Münzen prägen mit der Umschrift: Gebrochener Treue. Er bewaffnete zweiundzwanzig große Schiffe, beherrschte mit ihnen den ganzen Comersee, und schleppte unermeßliche Beute zusammen in seine Burgen Musso und Lecco. Sein großes Genie entfaltete sich unter dem Andrange der Gefahr. Kriegsknechte strömten ihm überall zu, gelockt durch den Raub, den er mit ihnen theilte. Wo sein Name klang, verbreitete sich Furcht unter den Feinden.

Zehn Monden waren im immerwährenden Kampfe verflossen; aber Medigino stand noch unüberwunden in Musso, und reicher und mächtiger denn vorher. Jetzt wagten, von Bewunderung hingerissen, seine anfangs schüchternen Freunde sich wieder hervor.

Der Kaiser, welcher einen Mann, wie diesen, nicht einbüßen wollte, übernahm die Vermittelung.

Medigino mußte seine bisherigen Besitzungen räumen; aber zum Ersatz erhielt er die Grafschaft Melignano (Marignan) mit tausend Gulden jährlichen Einkommens, und nahm mit sich dahin sein gesammtes, ungeheures Vermögen, so er erbeutet hatte.

Musso aber ward zerstört bis auf den Grund.

Der nunmehrige Marchese von Melignano, ungewohnt des stillen Lebens, folgte freudig dem Rufe des Kaisers, einer seiner Feldherrn zu sein. Er machte den Feldzug in Ungarn. Bald nachher kommandirte er die italienische Infanterie bei der Expedition des Herzogs Karl von Savoyen gegen Genf. Darauf in den langwierigen Kriegen in Deutschland stand er unter des Kaisers ersten Feldherren, als General-Feldzeugmeister; Schlauheit und Verwegenheit paarte er in sich wie keiner. Er war eines behenden Geistes, von starkem Körperbau, unermüdlich, zu Nachtwachen und Anstrengungen aller Art gewöhnt, aber selbstsüchtig, grausam und golddürstig. Ihm war nichts furchtbar, nichts heilig. Glück, Tugend und Laster gingen dienstbar in seinem Gefolge. Wo er mit seinen Schaaren durchzog, ward das Land ausgeplündert. Unaufhörlich von neuen Schätzen bereichert, lebte er in fürstlicher Pracht, und führte das Wappen des Hauses Medicis. Er ließ auf seinen Gütern in Italien die prächtigsten Paläste erbauen; seine Tafel war schwelgerisch besetzt. Oft verbrachte er ganze Nächte beim Hazard-Spiel, dem er leidenschaftlich ergeben war.

Während er noch siegreich in Ungarn die Türken bekriegte, oder in den Belagerungen von Luxemburg, St. Dizier und Metz Lorbeern sammelte, war sein Bruder Angelo nach Rom gegangen, wo Papst Clemens VII. ihn, aus Achtung für den Feldherrn des Kaisers, zum Protonotar gemacht hatte. Angelo wußte

sich in dieser Stelle besonders die Freundschaft des Kardinal Farnese zu gewinnen, der, als er unter dem Namen Paul III. den Stuhl Petri bestieg, ihn zu den wichtigsten Sendungen gebrauchte, endlich zum Erzbischof von Ragusa machte, und 1549 in den Rang der Kardinäle erhob.

Als der Marchese von Melignano späterhin nach Italien zurückkam, fand er seinen Bruder zu Mailand als Erzbischof in der Geburtsstadt. Welche Empfindungen bemächtigten sich dieser beiden im Augenblicke der ersten Umarmung!

Es war im Jahr 1553, da der Marchese nach Italien kam. Noch immer war dieses Land die traurige Bühne des Krieges zwischen dem Kaiser und Frankreich. In Mailand war schon längst (1535) Herzog Francesco Sforza gestorben, und sein Gebiet ein Eigenthum Karls V. geworden. Die Franzosen standen im Toscanischen, wo Cosmus von Medicis, Herzog von Florenz, nur auf Mittel sann, ihrer los zu werden. Doch ohne Unterstützung des Kaisers vermochte er nichts. Er unterhandelte mit diesem, forderte 4000 bis 5000 Mann Hülfstruppen, und an ihrer Spitze den Marchese von Melignano. Sowohl der Feldherrn-Ruhm dieses außerordentlichen Mannes, als auch dessen Eitelkeit, als Verwandter des Hauses Medicis glänzen zu wollen, machten ihm solchen wichtig. Karl V. erfüllte die Wünsche des Cosmus. Der Marchese von Melignano kam mit seinen Truppen nach Florenz.

Der König von Frankreich erhielt Nachricht von den geheimen Rüstungen des Herzogs, und beschloß, ihn ohne Säumen in offener Fehde anzugreifen. Zum Oberbefehlshaber in diesem Kriege ernannte er den Todfeind des Hauses Medicis, Pietro Strozzi, Marschall von Frankreich.

Strozzi übernahm die Vertheidigung der Republik Siena, welche, in Bündniß mit Frankreich, der Gegenstand des lebhaftesten Hasses für Cosmus war. Der Marchese von Melignano ging

ihm entgegen, eroberte mehrere feste Plätze in den Umgegenden Siena's, belagerte endlich die Hauptstadt selbst, schlug in mehrern Treffen den Strozzi, und zwang Siena, nachdem es vierzehn Monden langen Widerstand geleistet, sich dem Herzoge von Florenz zu ergeben (51. April 1555). Dann verfolgte er Strozzi, welcher sich mit seinen Truppen in Porto Ercole geworfen hatte, und eroberte die Festung mit Sturm.

Dies war Medigino's letzte Waffenthat. Er begab sich nach Mailand, um auszuruhen von seinen Strapazen. Aber eine Krankheit warf ihn nieder, die Folge seiner Anstrengungen. Er starb nach wenigen Tagen, am achten November des Jahrs 1555, im achtundfünfzigsten Jahr seines thatenreichen Alters.

Am einundzwanzigsten desselben Monats wurde seine Todtenfeier mit größtem Pompe begangen. Der Herzog Alba mit den Vornehmsten des mailändischen Adels wohnten demselben bei.

Sein Leichnam wurde nach Melignano gebracht.

Vier Tage nachher ward sein Bruder, der Kardinal Angelo, nach langer Uneinigkeit des Conclave, zum Papst erwählt, und zwar in der Nacht nach dem Christtage 1559. Angelo nahm nun den Namen Pius IV. an.

Mitten unter den Ceremonien seiner Wahl, als hoch und freudig sein Herz schlug, das letzte Ziel seiner Wünsche erreicht, und die dreifache Krone auf dem Haupte zu haben, rief er seufzend aus: Ach, wo ist nun der Marchese von Melignano! Gern hätt' er jetzt, als Oberhaupt der katholischen Welt, dem kühnen Bruder, dem er die allmälige, stufenweise Beförderung zu danken hatte, gelohnt.

Auf seinen Befehl wurde die Asche des Marchese wieder nach Mailand zurückgebracht, wo er, das Andenken des merkwürdigen, ihm theuern Mannes zu ehren, ein prachtvolles Mausoleum er-

bauen ließ, zu welchem die künstlich gearbeiteten Marmorsäulen von Rom nach Mailand gebracht wurden.

Angelo, oder vielmehr nun Pius IV. regierte in Rom sechs Jahre noch. Er starb, beinahe 67 Jahr alt, den 8. Dez. 1565 an einem Fieber, welches er sich durch Unmäßigkeit zugezogen, da sein durch wollüstige Ausschweifungen entnervter Körper die strengste Diät gefordert hatte.

Jean Baptiste Pocquelin, genannt Moliere.

Vorbemerkung.

Heinrich Zschokke schrieb in seiner Jugend öfter für die Bühne. Außer dem Abellino, dem großen Banditen, welcher zum ersten Male im Jahre 1794 in Form eines Schauspiels erschien (denn zuvor hatte Zschokke diesen Stoff schon als Roman bearbeitet und herausgegeben. Das vielleicht einzig noch vorhandene Exemplar davon befindet sich in meiner Sammlung, gedruckt Frankfurt und Leipzig 1794), flossen aus seiner Feder noch die Schauspiele: Julius von Sassen, Zürich 1796. — Zauberin Sidonia, Berlin 1798. — Graf Monaldeschi, Zürich 1803. — Hippolyt und Roswida, Zürich 1803. — Der Marschall von Sachsen und die eiserne Larve. Beide Leipzig und Baireuth 1813.

Dieselbe jugendliche Lust am Theater führte Zschokke auch zum Studium der Dramen Moliere's, den er wegen seiner unerschöpflichen Laune den Plautus Frankreichs nennt. Er übertrug die bedeutendsten derselben in freier Uebersetzung ins Deutsche und gab sie vom Jahre 1805 bis 1810 im Drucke heraus (Zürich bei Heinrich Geßner). Dem letzten Bande fügte er die nachstehende Biographie des großen Lustspieldichters bei, die er schon früher für die in Zürich erscheinende Monatsschrift „Isis" bearbeitet hatte. Sie ist in den Heften vom November und Dezember des Jahres 1806 und des Februars 1807 derselben zu finden.

Zu dieser Biographie benutzte Zschokke die besten französischen Quellenwerke, so daß sie, besonders da mit ihrer Bearbeitung

eine genaue Kenntniß der Moliereschen Stücke verbunden war, auch jetzt noch ihren Werth behaupten darf.

Der Herausgeber.

Moliere ward im Jahre 1620 zu Paris geboren. Noch zeigt man das Haus, in welchem er das Licht der Welt erblickte, und die ersten Jahre der Kindheit verlebte. Eine einfache Inschrift in Marmor: **Jean Baptiste Pocquelin de Molière est né dans cette maison en 1620**, bezeichnet es noch jetzt dem vorüberwandelnden Fremdling.

Seine Aeltern waren bemittelte Bürgersleute. Der Vater, Jean Baptista Pocquelin, hatte die Stelle eines Tapezierer-Kammerdieners beim König Ludwig XIII. und trieb daheim noch einen kleinen Tröbel mit alten Kleidern und Geräthen. Seine Frau, Anne Boudet, besorgte die Geschäfte im Kramladen, während er in seiner Profession arbeitete, oder dem König folgen mußte. Sie hatte immer freundliche Käufer, denn sie war eine artige Frau, und klug dabei, wie man uns versichert. Ihr Vater trieb ebenfalls Tapeten-Handel.

Als nun der Sohn geboren war, hatte die Familie auch seine Bestimmung entschieden. Er sollte den Tapeten-Handel und Tröbel vom Vater und Großvater einst fortsetzen; denn dies Gewerbe sicherte ihnen seit langem ein ehrliches Auskommen. Auch in der Tapezierer-Kammerdienerstelle beim König sollte er einst dem Vater nachfolgen, wenn dieser alt und schwach sein würde. Man bewarb sich daher für das noch unmündige Kind um den Dienst, und erhielt die Zusicherung. So lebte man harmlos wegen der Zukunft.

Der Knabe wuchs nun fröhlich auf. In ärmlicher Winkelschule wahrscheinlich empfing er den ersten, nothdürftigen Unterricht. Große Gelehrsamkeit war ihm nicht vonnöthen für das einfache

Loos, dem er geweiht war; Lesen und Schreiben, das war Alles. Er ward vierzehn Jahre alt, und wußte noch nicht mehr.

In diesem Alter ohngefähr sah er zum ersten Mal Schauspiele. Sein Großvater führte ihn dann und wann dahin. Der Knabe war entzückt; eine neue Welt lachte ihn von der Bühne an. Unter dem Zauber der Kunst erwachten in ihm ganz neue Gefühle. Es war für ihn ein Festtag, wenn er an der Hand des gefälligen Großvaters zum Theater au Marais gehen konnte, um den Schauspieler Mondori, oder ins Hotel de Bourgogne, um Mondori's Nebenbuhler, den Belle-Rose zu sehen.

Aber die dramatische Kunst lag damals in Frankreich noch in der Wiege. Es fehlte an guten Dichtern, und folglich an guten Bühnen. Erst seit dem Jahr 1625 hatte die Hauptstadt des Königreichs ein stehendes Theater. Meistens zogen noch wandernde Gesellschaften von Stadt zu Stadt im Lande umher, und gaben schwülstige Trauerspiele, denen man deutlich den Ursprung aus den sogenannten Moralien ansah, oder regellose, meistens aus dem Stegreif gemachte Possen zur Schau, von welchen man im Repertorium allenfalls eine Skizze vom Gang der Intrigue und von den Charakteren hatte; der Dialog aber war dem Witz des Schauspielers überlassen.

Noch hatte Frankreich keine Dichter; es besaß nur Versler und Komödienschreiber, ohne Talent und Genie; man spielte die Stücke eines Baltazar Baro, Hardy, Monchretien, Scuderi, Mairet, Rotrou u. a. m., die ihre Arbeiten um zehn Thaler an die wandersamen Thespisjünger zu verkaufen pflegten. Erst Stephan Jodelet hatte es im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts unternommen, statt der Stegreif-Possen (comedie dell' arti hießen sie bei den Italienern) regelmäßige Lustspiele zu verfertigen; und erst um dieselbe Zeit hatte man durch die Uebersetzung der Terenzischen Komödien ins Französische wahrzu-

nehmen angefangen, wie weit die bisherigen geistlichen und weltlichen Possenreißereien von dem Wesen des wahren Drama's entfernt waren.

Das italienische Theater mußte noch, als Muster des französischen, gelten. Harlekin und Pantalone waren die Hauptcharaktere der monströsen Farcen, welche sich durch plumpe Intriguen, unwahrscheinliche Abenteuerlichkeiten, zweideutige Witzspiele, vor denen die Schamhaftigkeit erröthete, dem reichern und ärmern Pöbel beliebt gemacht hatten. Machiavelli's „Mandragora" und die „Calandra" des Kardinal Bibiena erhoben sich nur wenig über das Gewöhnliche, und wurden außer den Festen, denen sie ihr Dasein dankten, nicht weiter gegeben.

Die Sprache Frankreichs selbst war noch nicht vollkommen ausgebildet. Erst im Jahr 1635 stiftete der Duc de Richelieu die Academie française, von deren Gründung an die Zeitrechnung für die Reinheit der Sprache und des bessern Geschmacks in der schönen Literatur dieses Landes begonnen werden muß.

So sah der junge Pocquelin die französische Bühne in ihrer ganzen Unvollkommenheit und Rohheit. Nur Peter Corneille war erst aufgetreten. Sein erstes Lustspiel „Melite" (welches 1625 erschienen war) hatte ein allgemeines Auffehn erregt, und ihn bewogen, seine Muße ganz dem Theater zu weihen. Corneille ward der Schöpfer der Tragödie der Franzosen. Durch seine Arbeiten veranlaßt, ließ sich späterhin in Paris eine Schauspielertruppe nieder, und die leidenschaftliche Liebe des Cardinal Richelieu fürs Theater machte bald darauf den Geschmack daran herrschend.

Aber dem jungen Pocquelin war die Bühne und ihre Kunst schon Bedürfniß geworden, ehe, Sinn dafür zu haben, in der Königsstadt die gewaltige Mode ward. Er fehlte nie, wenn sein Großvater ihn mit ins Hotel de Bourgogne nehmen wollte.

Das Sehen der Schauspiele reizte ihn zum Lesen der Dichter, und vor ihren Werken empfand er lauter die Stimme des innern Berufs, in ihre Reihen zu treten. Der Tapetenkram und die Tröbelbude ekelten ihn an. Er sehnte sich nach höhern Kenntnissen.

Dem Vater leuchtete der Plan nicht ein, den Sohn studiren zu lassen. Er hieß das, sein zeitliches Glück verscherzen. Aber Pocquelin, da er fühlte, wie wenig sein Bitten hier Gehör fand, wandte sich schlau an den zärtlichern Großvater, und dieser mußte nun der Sachwalter seiner Wünsche werden. Und der Großvater ward es. Der alte Mann ruhte nicht, bis man seinen Enkel in das Jesuiten-Kollegium zur Schule schickte.

Hier lehrte der berühmte Gassendi, der die Philosophie Epicurs den Aristotelikern und Cartesianern seiner Zeit entgegensetzte; dessen Scharfsinn manche Wahrheiten ahnete, welche Newton nachher bewies; dessen bescheidene Tugend ihn zum liebenswürdigsten Weisen machte. Er hatte damals schon zwei junge Leute von Talenten bei sich, deren Erziehung ihm anvertraut war; Chapelle war der eine, Bernier der andere. Wem sind diese beiden Namen ganz fremd?

Chapelle war der natürliche Sohn eines sehr begüterten Mannes, Namens l'Huillier, der ihn, um nichts an seiner Erziehung zu vernachlässigen, dem Philosoph Gassendi übergab, und dem jungen Bernier zugesellte, welcher von armen Aeltern, und Chapelle's Gespiel war. Bernier ward nachher durch seine Reisen nach Aegypten und Indien berühmt, die er beschrieb; Chapelle, als Sänger der Grazien, durch leichte, muthwillige Verse, die ihm die Liebe seines Volks gewannen. Gassendi gab diesen beiden nun den jungen Pocquelin zum Mitschüler, der an Lebhaftigkeit des Geistes vielleicht beide übertraf. Nie hatte wohl ein berühmterer Lehrer würdigere Schüler, sagt daher Voltaire vom Gassendi.

Es kam endlich zu dem Kleeblatt trefflicher Köpfe noch ein vierter. Dies war Cyrano de Bergerac, ein wilder Springinsfeld, den sein Vater nach Paris schickte, weil er nirgends gut that. Cyrano war im gleichen Alter mit dem jungen Pocquelin; beide hatten gleich frohen Humor, gleichen Hang zur Satyre. Sie tauschten einander ihre muntern Einfälle aus, und — späterhin begegnete man zuweilen in den Schriften beider noch den nämlichen Gedanken.

Der alte Pocquelin, so sehr er auch vorher gegen das Studiren seines Sohns gepredigt hatte, ließ es sich zuletzt, da ihm die Fortschritte des Knaben immer gerühmt wurden, wohl gefallen. Er glaubte jetzt wenigstens nicht befürchten zu dürfen, daß sein Jean-Baptiste unter die Komödianten gehe. „Und was wär's am Ende für ein Unglück?" entgegnete dann der Großvater: „Wollte Gott, er würde nur ein Mann, wie Belle-Rose im Hotel de Bourgogne"!

Es war keiner von Gassendi's Schülern, welcher nicht auch noch in den spätern Lebensjahren mit That und Wort und Schrift des Lehrers Geist und Einfluß beurkundet hätte; so der ernstere Bernier, so die drei lachenden Günstlinge der Musen, la Chapelle, Cyrano und Pocquelin. Alle, jener hohlen Pedanterie feind, mit welcher die meisten Gelehrten der Zeit den Mangel ihrer gründlichen Einsichten zu verhüllen pflegten, stellten sie den unbefangenen gesunden Menschenverstand an die Stelle scholastischer Subtilitäten und unfruchtbarer Untersuchungen, womit die damals noch herrschenden Verehrer des aristotelischen Systems prunkten. Indem sie zum frohen Genuß des flüchtigen Lebens ermahnten, genossen sie desselben als Weise. Bernier studirte die Sitten wilder und barbarischer Nationen, nahm unter ihnen wohnend ihre Gebräuche und Lebensarten an, und konnte acht Jahre lang in Indien, als Leibarzt des Mogols, dienen. — La Chapelle verband mit freiem,

aristippischem Wandel aristippische Weisheit, und setzte die Philosophie auf den Thron des Vergnügens. — Cyrano studirte mitten im Schlachtfelde und auf den Vorposten die Lehren der Alten; im Kreise einer wilden, ungezügelten Jugend blieb er enthaltsam und mäßig; im strengen Verhältnisse der Kriegszucht verließ ihn nicht ein freier Sinn und Streben nach Unabhängigkeit. — Moliere führte nachmals an einem Hofe, den Wollust und Luxus beherrschten, reinen Wandel; Mitglied einer Menschenklasse, die gewöhnlich auf der Bühne Tugenden predigt, welche sie im Leben am wenigsten übet, übte er Tugenden im wirklichen Leben, die er selbst auf der Bühne nicht alle lehrte.

Ungefähr fünf Jahre hatte der junge Pocquelin im Jesuiten-Kollegium den Wissenschaften gehuldigt, als ihn häusliche Verhältnisse zurückriefen. Sein Vater war kränklich und betagt. Er konnte die Stelle im Dienst des Königs nicht mehr versehen. Der Sohn, dem dies geringe Aemtchen längst erbeten war, mußte in dasselbe eintreten. Er folgte dem Könige bald in die Städte des Reichs, bald in die Kriegslager. Allein ein Geschäft, wie dieses, war seinem Geiste übel entsprechend. Nur des alten Vaters Unwille konnte ihn eine Zeit lang hindern, sich von der niedrigen Dienstverpflichtung zu lösen. Endlich aber mußte es dennoch geschehen, man weiß nicht, wie er's machte, da er, zum großen Herzeleid seines guten Alten, den Schauspielerstand erwählte.

Mehr als eine Ursache lockte ihn zu dieser Wahl, die damals, und eben unter Pocquelins Verhältnissen, nicht die ehrenvollste sein mochte. Schon als Knabe, wenn er mit seinem Großvater Boudet das Hotel de Bourgogne besuchte, wenn Belle-Rose's Spiel seinen kindlichen Geist entzückte, war vielleicht kein höherer Wunsch in ihm, als ein Mann zu werden, wie dieser allgemein bewunderte Bühnenheld. Inzwischen war dies auch nur ein flüchtiges Gelüsten, wie Kindern wohl anwandelt, wenn das

Glänzende sie blendet. Seitdem hatte er, des Theaters vergessend, in Gassendi's ernster Schule gesessen; tausend andere Gegenstände hatten ihn beschäftigt und abwechselnd gefesselt. Nun aber stand er, als Jüngling von wissenschaftlicher Bildung, frei da im Gewühl der Welt, mit schwellenden Kräften und regen Begierden, die alles mit Leidenschaft umfassen. Die Kunst des Schauspiels zog ihn am gewaltigsten an, und um so mehr, da sie eben jetzt in Paris Ton des Tages und Mode geworden. Außer den vorhandenen Theatern sammelten sich in der Hauptstadt immer neue Familien- und Liebhaber-Gesellschaften, welche Schauspiele aufführten, so elend dieselben auch immer noch sein mochten; es formten sich aus diesen wieder andere Gesellschaften, meistens aus jungen, eines ungebundnen Lebens begierigen Leuten, welche Privattheater errichteten, und, wenn sie sahen, daß ihnen das Glück hold ward, öffentlich fürs Geld spielten.

Der lebhafte, geistvolle, witzige Pocquelin, einige zwanzig Jahre alt, mischte sich mit allem Ungestüm der Jugend in diese Vergnügungen. Es konnte nicht fehlen: er ward bald ausgezeichnet, und seine Eitelkeit von mehr als Einer Seite geschmeichelt. Ein Paar schöner Weiberaugen, für ein Alter, wie das seinige, des unwiderstehlichsten Zaubers voll, wirkten vielleicht nicht minder dazu, ihm allen Sinn für den Alltagsgang des bürgerlichen Lebens zu rauben. Warum sollte man nicht glauben, was Bayle selbst von vielen Zeugen erfahren haben will, daß eine junge Schauspielerin ihn für die Bühne erobert haben soll? Nichts natürlicher, als dies. Liebe war immer die glücklichste Werberin, und ließ manchen Heiligen den Rosenkranz, manchen Fürstensohn den Thron vergessen; warum nicht den jungen Pocquelin Trödelbude, Kammerdienerschaft und selbst den väterlichen Unwillen?

Genug, er gab Alles auf, und machte mit einer fröhlichen Bande werdender Schauspieler gemeine Sache. Sein Genie fürs

Theater erhob ihn bald zum Unentbehrlichen, zum Gesetzgeber, zum Ersten unter ihnen. Sie spielten bald im Quartier St. Paul, bald in der Vorstadt St. Germain, und ärnteten Beifall und Geld. Ihre Bühne hieß das Théâtre illustre. Voltaire hat noch ein Trauerspiel gekannt, „Artaxerxes" betitelt, das ein gewisser Magnon gemacht hatte, im Jahr 1645 gedruckt wurde, und auf dem illustern Theater gegeben worden war.

Freilich der Stand des Schauspielers von Profession war zu jener Zeit in Frankreich noch wenig geachtet. Gewöhnlich widmeten sich ihm nur junge Wildfänge, denen die Schranken des wohlgeregelten bürgerlichen Lebens zu eng waren. Sie zogen dann in lustigen Banden durchs Land, mehr Possenreißer auf der Bühne, als Künstler, und suchten ihr gutes Glück. Theils nahmen sie dann den Namen der Lieblingsrolle, oder des theatralischen Charakters an, worin sie vorzüglich gefielen; theils veränderten sie auch nur ihre Geschlechtsnamen, um damit der nachspürenden Aufmerksamkeit von Vormündern und Verwandten desto leichter zu entschlüpfen. Ein und derselbe Mann hatte oft einen andern Namen im Lustspiel, einen andern im Trauerspiel. So hieß, wie uns Voltaire erzählt, ein gewisser Legrand in diesem Belleville, in jenem Turlipin; daher der Ausdruck Turlipinage entstanden, welchen man noch jetzt für geschmacklose Possenreißerei gebraucht.

Sobald der junge Pocquelin einmal in die freie Schaar der Thespisjünger trat, nahm er auch die Uebungen seiner Zeitgenossen an. Er legte seinen alten, ehrlichen Geschlechtsnamen ab, vielleicht auch, um den grauen Vater nicht zu betrüben, und hieß sich fortan Moliere. Warum aber eben Moliere? ist uns unbekannt. Schon ein anderer Schauspieler, der auch ein Trauerspiel „Polyxena" geschrieben, hatte so geheißen.

Vater Pocquelin vernahm nicht ohne Grämen die Verwandlung seines Sohns. Noch immer hatte er sich geschmeichelt, sein

Jean-Baptiste würde, wenn ihm Tröbelbude und Kammerdienerei zu gering wären, neben den im Jesuitenkollegium erworbenen Kenntnissen, wenigstens zu einem Rechtsgelehrten in die Schule gehen, und als Anwalt vor den Schranken der Gerichtshöfe glänzen. An Ermahnungen ließ er's nicht fehlen. Aber alle Mühe blieb bei dem Leichtsinnigen verloren. Moliere diente lieber an den Altären der lachenden Thalia, als an denen der finstern Themis.

Nicht Ermahnung und Verheißung, nicht Bitte noch Drohen konnten den Jüngling bekehren. Dem guten Alten blieb nichts mehr übrig, als sich an den Weltgeistlichen zu wenden, bei dem Pocquelin, so lang er das Jesuitenkollegium besucht hatte, in Aufsicht und Pflege gewesen war. Er hoffte vom Einfluß des Ansehens dieses Lehrers, was er von der väterlichen Autorität nicht mehr erwarten konnte. Er schickte ihn zu seinem Sohn, um demselben die rührendsten, eindringendsten Vorstellungen zu machen, von der erkornen Bahn zurückzukehren. Aber, wie uns Perault die Anekdote gibt, war der Ausgang der Unterhandlungen seltsam verkehrt. Der Schüler verführte den Meister, und machte ihn zum Schauspieler. Er wußte ihm die ungebundene, selige Lebensweise des Komödianten, den Reiz des Umherschwärmens von Stadt zu Stadt, wohin man nur ging, um Geld und Beifall und Freuden zu ärnten, Wechsel, Mannigfaltigkeit und vertrauliche Verhältnisse dieses Standes, die Beispiele des Aristophanes, Plautus und Terenz, so glänzend gegen das einförmige Dasein eines ehrbaren Mannes zu schildern, der nur Kostgänger hält, und von ihnen leben muß, daß der ehemalige Kostherr sich überwunden gab, und dem lockenden Rath des Schülers folgte.

Doch um vielleicht ähnlichen Bekehrungsversuchen auszuweichen, sehnte sich Moliere von Paris hinweg. Wie er, dachten die Andern. Sie brachen also auf, und vertauschten die Hauptstadt mit den Provinzen; lange wanderte ihre lose Bühne durch die Städte

des Reichs. Moliere war nicht bloß Schauspieler, wie die andern; um sein Theater durch Neuheit der Stücke geltend zu machen, schrieb er selbst Komödien; freilich nicht für den Ruhm, sondern — was ihm Niemand verargen konnte, für die Kasse.

Zwar kannte er den Plautus, dessen glücklicher Nebenbuhler er zu werden bestimmt war, und Terenzens Komödien waren sogar schon ins Französische übersetzt; allein sein Publikum war kein römisches. Es hatte bisher nur geistliche und weltliche Possen, Spektakelstücke, Abenteuerlichkeiten und unwahrscheinliche Intriguen, alles im Geschmack der Italiener, gesehen. Moliere gab, was man wollte, aber doch schon mehr, als seine Amtsbrüder gewöhnlich leisteten. Das Genie bleibt nie auf der allgemein betretenen Straße. Er arbeitete seine Lust- und Trauerspiele vollkommen aus, wenn gleich nur in Prosa. Er ließ es nicht mehr beim bloßen Canevas des Spiels bewenden, wo dann die Schauspieler, so gut es gehen mochte, im Charakter ihrer Rolle den Dialog aus dem Stegreif dazu liefern mußten. Schon dadurch erhob er seine wandernde Truppe über das Gewöhnliche. Ihr Schicksal hing jetzt nicht mehr von der Laune eines einzigen witzreichen Mitgliedes ab, der, wenn er aus der Gesellschaft trat, alle ihre Vorstellungen um Leben, Witz und Fröhlichkeit brachte. Auch der Arme an Geist, und der Geistvolle bei übler Laune, konnten nun immer geistvoll und lachend aussprechen, was sie — gelernt hatten.

Von Moliere's Erstlingsarbeiten ist außer einigen Titeln fast nichts mehr vorhanden, und die Nachwelt büßte vermuthlich wenig bei diesem Verluste ein. Von seinem Docteur amoureux, seinen trois Docteurs rivaux, seinem Maître d'école oder Maître en droit und manchen andern Stücken, die er während seiner theatralischen Wander- und Lehrjahre schrieb, kennt man nur die Namen. Was ihm gut darin dünkte, benutzte er nachmals selbst zu

seinen spätern Arbeiten. So enthält sein **Médecin malgré lui** sehr viele Stellen und Gedanken aus einer ältern Posse, die er **le Médecin volant** hieß; und **George Dandin** manches aus einem frühern Stück, **la Jalousie de Barbouille** betitelt.

Sechs Jahre lang mochte er schon auf seinen theatralischen Streifzügen gelebt haben, als er von Rouen im Jahr 1653 nach Lyon kam. Hier waren die vorzüglichsten Mitglieder seiner Gesellschaft die Gebrüder Groß-René, ein ehemaliger Pastetenbäcker aus der St. Honoréstraße Namens Duparc, und dessen Frau, eine Demoiselle Bejart und deren Brüder.

Demoiselle Bejart war die Prima Donna, und Moliere's Geliebte; sie lebten mit einander auf sehr vertraulichem Fuß, und schon seit langer Zeit. Vielleicht war diese Schönheit eben dieselbe, welche ihn zum Theater verführt hatte. Sie war übrigens von Natur keine Grausame gegen ihre Anbeter; während ihres Aufenthalts mit der Gesellschaft in Languedoc hatte sie schon eine Tochter zur Welt gebracht, von der es ihr vermuthlich selbst schwer sein mochte, den Vater zu wissen. Dergleichen Kleinigkeiten verschlugen am Ende nicht viel. Das Kind der Liebe war da, und sie erzählte jedem, der's zu wissen verlangte, der Vater desselben sei ein gewisser Herr de Modene gewesen, von Avignon, mit dem sie, wie Cailhava die Sache heißt, „in geheimer Ehe" gelebt haben wollte.

So wenig sie Molieren strenge Treue beobachten mochte, bewies er auch gegen sie. In Lyon fand sie eine Nebenbuhlerin. Als nämlich die Truppe in dieser Stadt ankam, befand sich daselbst schon eine andere, aber in so schlechten Umständen, daß nichts als Moliere fehlte, um ihren Ruin zu vollenden. Die alte Lyonergesellschaft scheiterte also; mehrere Mitglieder derselben gingen zu der neuangekommenen über. Am liebsten von ihnen allen aber nahm er eine Demoiselle Debrie auf; ein Mädchen, jung, schön

und lebhaft, das eben so schnell seine Geliebte ward, als er ihr Anbeter. Sie war zwar schon verheirathet; aber man weiß ja wohl, was Schauspielerehen sind?

Dame Bejart war eben nicht zur Eifersucht geneigt. Sie kannte das Mittel, sich an dem Treulosen allenfalls zu rächen. Inzwischen fand sie auch noch ein anderes, sich dem Direkteur der Truppe werth zu erhalten. Sie ließ ihre Tochter nach Lyon kommen, und diese, so jung sie auch noch war, gewann Moliere's Herz so ganz, daß er sie nie wieder von sich ließ. Die welkenden Reize der Mutter, welche ihn ehemals gefesselt hatten, schienen in dem lieblichen Kinde wieder aufzublühen.

Obgleich die Debrie darum ihre wohlerworbenen Rechte auf ihn nicht verlor, ließ er die kleine Bejart dennoch nicht von seiner Seite. Sie war schon jetzt ungemein schön; was versprach sie nicht noch als Jungfrau zu werden! — Die Lästerchronik behauptete, Moliere selbst sei der Vater des schönen Mädchens gewesen: aber auch nur die Lästerchronik, welche Schlüsse daraus folgerte, daß er die Mutter und die Tochter geliebt hatte, und von beiden geliebt worden war.

Das reiche Lyon war seiner Kasse sehr zuträglich, und dieser Umstand machte ihm den Aufenthalt in der zweiten Stadt des Reichs noch angenehmer. Besonders dankte er sein Glück der wiederholten Aufführung seines Lustspiels l'Etourdi ou les contretemps, dasjenige, welches, so roh auch der Styl noch darin sein mochte, dennoch als das beste und witzigste von dieser Art Possen in italienischem Geschmack gelten kann, was man bisher je gesehen hatte. Wirklich hatte er auch die ganze Fabel dazu aus einer italienischen Komödie l'Inadvertito, von Nicolo Barbieri entlehnt, welche schon im Jahr 1629 gedruckt erschienen war.

Wer dieses Stück gelesen hat, kennt den Theatergeschmack der damaligen Zeit. Die Lyoner konnten sich nicht satt daran sehen

und lachen, und selbst die Pariser späterhin mußten den „Etourdi“ so oft als möglich haben. Er machte das Haus selten leer. Weder der „Misanthrop“, noch der „Geizige“ erlebten so viel Glück in der tonangebenden Hauptstadt Frankreichs, als diese Posse.

Man geht ins Schauspiel, in der Ueberzeugung, getäuscht zu werden; man sieht über manche Unwahrscheinlichkeiten hin, genug, wenn der Dichter ihnen nur Interesse zu geben weiß. So abgeschmackt uns eine Welt voll singender Menschen vorkommen würde, so reizend finden wir diese Welt in der Oper; so abenteuerlich ein Traum uns sein mag, kann er doch entzücken. Die Werke der Dichtkunst sind berauschende Spiele der Phantasie; die Regeln des Wahren und Wahrscheinlichen überläßt man dem nüchternen Verstande. Der „holde Wahnsinn, der um des Dichters entfesselten Busen spielt“, soll auch uns bethören; wir fordern es. Weh' dem Dichter, der diesen Zauber der Kunst nicht kennt und hat und übt, und, dem Regelwerk der Theorie zu gefallen, ein Meisterstück für die Schule macht, bei dem, was nicht zur Schule gehört, vor Gähnen stirbt! Alle Welt wird seine Arbeit sehr kunstgerecht, sehr geglättet und gefeilt, sehr lehrreich und wahrhaft nennen; aber Niemand wird den seelenlosen Stein umarmen wollen. Noch übler sind die weihelosen Priester Apolls daran, die, niemals von himmlischer Begeisterung trunken, den heiligen Wahnsinn der Dichter nur vormachen, ohne ihn einhauchen zu können uns andern. Wir bleiben nüchtern und halten den nüchternen Lärmer ganz gutmüthig für einen Thoren und Wahnsinnigen, womit ihm freilich schlecht gedient ist.

Während Moliere noch in Lyon spielte, war der Prinz von Conty zu Bezieres in Languedoc, wo die Stände der Provinz versammelt saßen. Hier waren Feste zu geben. Der Schauspieldirektor wollte die gute Gelegenheit nicht unbenutzt entrinnen lassen. Er hatte den Prinzen noch als Armand von Bourbon im

Jesuitenkollegium gekannt, wandte sich nun an ihn, und ward, wie er wünschte, mit seiner Truppe nach Bezieres eingeladen.

Der Prinz von Conty, damals noch jung und ziemlich locker, etwas ungestalt gewachsen, und nichts weniger als liebenswürdig, doch immer sehr verliebt und ausschweifend, war jetzt gerade das Gegentheil von allem, was er nachher ward, als ihn ein Abt von Toulouse bekehrt hatte. So wie er später in seinen erbaulichen Briefen an den P. de Champs mit frommem, christlöblichem Eifer alle Komödien und Komödianten zur Hölle verurtheilte, liebte er sie jetzt leidenschaftlich. Moliere war ihm ein willkommener Gast.

Die Stadt war nicht reich genug, ein gutes Theater zu unterhalten. Der Prinz besoldete ohne anders die Truppe aus seiner Börse, und Moliere, unerschöpflich an heitern Einfällen und Schwänken, ward ihm besonders lieb. Er wollte ihn zuletzt beständig um sich haben; einen Mann, wie den, konnte er gebrauchen. Er bot ihm, wie man erzählt, bei sich die sehr einträgliche Stelle eines geheimen Sekretärs an, welche nachmals ein gewisser Simonin erhielt. Der Dichter aber, der sich vielleicht zu hoch schätzte, um bei einem Fürsten, den nichts als sein Rang und Reichthum adelte, den Spaßvogel zu machen, schlug das Anerbieten aus. Moliere war gewiß Menschenkenner, und ein Mann von seiner Herzenseinfalt konnte sich unmöglich im Dienst und in Gesellschaft eines leichtsinnigen, unbeständigen, heimtückischen Menschen gefallen, wie der Prinz von Conty war, und wie er schon Beweise genug davon gegeben hatte. Vielleicht auch hatte Moliere dem freien Schauspielerleben zuviel Geschmack abgewonnen, als daß er es mit dem unterthänigen Hofdienst so leicht hätte austauschen können. Wenigstens machte er dies ohngefähr zum Vorwand, um den Prinzen beständig zum Protektor zu behalten, was ihm auch nach einigen Jahren wohl zu statten kam.

In Bezieres gab er außer dem „Etourdi“ und andern ältern

Stücken auch den Depit amoureux, Lustspiel in fünf Aufzügen und in Versen, eben keine seiner gelungensten Arbeiten. Auch hier lieferte ihm ein älteres italienisches Stück, la Creduta Maschia, die ganze Fabel und fast den Zusammenhang aller Auftritte. Den Titel: Verliebter Zwist verdient nur eine, vielleicht die artigste Stelle des Ganzen, wo Lucile und Erast mit einander in der Art hadern, wie es in Horazens Donec gratus eram tibi geschieht — ein Gedanke, welchen Moliere auch noch in andern seiner Lustspiele benutzt hat. Cailhava zählt drei bis vier andere italienische und französische Possen auf, aus welchen Moliere sein neues Lustspiel mit Einfällen besteuerte. Trotz dem allen blieb es ohne sonderlichen Werth und ohne Glück auf der Bühne.

Mehr wirkten hingegen les Précieuses ridicules, welche er ebenfalls zu Bezieres aufführte. Frei von den Fesseln der Nachahmung griff er hier auf selbstgebrochenem Wege die Thorheit seines Zeitalters zum erstenmale an. Er war ein witziger Kopf. Die Verirrungen des Geschmacks mußten ihn am ersten zur Satyre reizen.

Pedantische Doktoren, verschmitzte Bedienten und Sklaven, eifersüchtige Alte, die von jungen verliebten Wildfängen um die Treue einer schönen Sklavin betrogen wurden, Sganarells und Harlekins, und die gröbsten Vernachlässigungen der Wahrheit, der Natur und des Anmuthigen auf dem Theater zu sehen, war Sache der Gewohnheit. Der dramatische Geschmack war noch nicht geordnet, nicht gereinigt. — Man nahm also das ewige Einerlei der Personen, Charaktere und Intriguen für wesentliche Ingredienzen des Drama's, für nothwendige Formen, von denen nicht wohl ohne Gefahr abgewichen werden dürfte. Aber alle diese theatralischen Figuren sprachen wenigstens eine natürliche, einfache Sprache, die den gesunden Menschenverstand nicht beleidigte. Hingegen in der wirklichen Welt und in den für geistreich gehaltenen Schriften

herrschte damals ein hyperpoetischer Ton, leerer Schwulst, hohle Klingelei mit Worten, mystischer Sentenzenkram und bizarrer Ausdruck, welche dem Erwachen des guten Geschmacks gewöhnlich voranzugehen, oder seinem Untergang nachzufolgen pflegen.

Vincent Voiture, ein feiner Kopf, aber nichts weniger als Genie, Zeremonienmeister des Herzogs von Orleans und Mitglied der französischen Akademie, hatte diesen Ton zuerst angegeben. Der Herr von Balzac, die Demoiselle Scudery und andere Schöngeister der Zeit machten die Mode des gekünstelten, spielenden Wortklangs herrschend; die Einfalt ward für fade, die Natur für gemein, die reine, zarte, kunstlose Empfindung für unanständig gehalten. Das Pretiöse der Schreibart fing an in die Sprache der sogenannten feinern, elegantern Gesellschaftskreise überzugehen. In Paris gefiel man sich darin; in den nachäffenden Provinzialstädten übertrieb man's.

Moliere ließ damals seine Pedanten, Sklavinnen und andere italienisch-französische Theater-Charaktere im Stich, und hob eine Scene aus der wirklichen Welt auf die Bühne, ihres komischen Effektes versichert. Der Einfall war neu; der lauteste Beifall rauschte ihm nach. Jetzt erst erkannte Moliere, der schon seit acht Jahren für die Bühne gedichtet hatte, seinen wahren Beruf, und die Précieuses ridicules wurden das erste Werk zur Reform der französischen Komödie.

So lange er aber mit seinem wandernden Theater von Provinz zu Provinz umherzuziehen gezwungen war, konnte er freilich als Schauspieldirektor nicht immer, was der Dichter wünschte. Er mußte, der Kasse zu gefallen, die tollen Burlesken beibehalten, deren man gewohnt war. Niemand bildete sich ein, daß die Bühne eine Schule der Sitten werden könne; es war da nur um Spässe und Schwänke zu thun, bei denen man sich satt lachen konnte. Zuweilen wurden dann auch Trauerspiele gegeben, die freilich nicht

immer glückten, und wohl am wenigsten dem Komiker Moliere. Wirklich hat er während seiner Wanderjahre mehrere geschrieben und aufführen lassen, aber ohne Lorbeeren damit zu sammeln. Sie sind auch vergessen. So erzählt der Präsident Montesquieu von unserm Dichter, daß er, nachdem er Bezieres verlassen, und in Bordeaux spielte, eine Tragödie von seiner Arbeit, die „Thebaide“ genannt, aufführen ließ, welche aber vollkommen durchgefallen sei.

Der letzte Wunsch Moliere's war immer, nach der Hauptstadt des Königreichs zurückzukommen. Zwar hatten der Hof und Paris schon einige Theater; allein er hoffte in seinem Genie Hilfsmittel genug zu finden, seine Truppe auch neben den vorzüglichsten interessant machen zu können. Alles hing nur von der Gunst des Königs ab. Er ging nach Grenoble; er ging nach Rouen; Paris aber blieb ihm verschlossen.

Inzwischen half ihm der Prinz Conty, der ihm seit den frohen Tagen in Bezieres noch immer wohl wollte, zur persönlichen Bekanntschaft mit dem Bruder des Königs. Die Empfehlungen von Seite des Prinzen wirkten so viel, daß Moliere endlich Erlaubniß empfing, mit seiner Gesellschaft im Spätjahr 1658 nach Paris zu kommen, um vor dem Hof zu spielen. Mehr verlangte Moliere nicht. Manche Reise hatte er deswegen von Rouen nach Paris im tiefsten Geheimniß gemacht; denn laut durfte er seine Absichten nicht werden lassen, wenn ihm nicht der Amts- und Brodneid der Schauspieler vom Hotel de Bourgogne einen allzufrühen Strich durch seine Pläne machen sollte.

Die Erlaubniß war da. Sogleich ward im Gardensaal des alten Louvre, eben da, wo jetzt das National-Institut seine Sitzungen hält, eine Bühne aufgeschlagen, und der 23. Oktober ward zur ersten Vorstellung bestimmt.

Der König Ludwig XIV., die Königin, der Herzog von Or-

leans, der ganze Hofstaat waren versammelt; aber auch die Schauspieler vom Hotel de Bourgogne, strenge, böse Kunstrichter, waren bei dieser ersten Vorstellung zugegen. Moliere führte das Trauerspiel: „Nicomedes“ auf; sein ganzes Glück beruhte auf dem Gelingen des ersten Stücks. Aber das Trauerspiel, vielleicht wählte er es diesmal nur aus Ehrfurcht für die anwesenden Majestäten, war nicht seine eigenthümliche Sphäre. Es entging ihm auch nicht, daß die Vorstellung ziemlich kalt aufgenommen ward. Das Stück ging zu Ende. Der Beifall des Hofes und sein Etablissement in der Hauptstadt waren noch immer so zweifelhaft wie vorher.

Am Ende des Trauerspiels trat Moliere auf das Theater hinaus, dankte dem Monarchen für die hohe Nachsicht mit seinem Spiel, und mischte schlau in diesen Dank ein feines Lob auf die Schauspieler vom Hotel de Bourgogne, um ihre Eifersucht zu bestechen. Er schloß die Rede mit der Bitte, noch ein kleines Lustspiel in einem Aufzuge geben zu dürfen, das er sonst in der Provinz gespielt hatte.

Der König ließ sich's gefallen. Man führte sogleich den Docteur amoureux auf. Der Hof lachte. Moliere hatte gewonnen. Der König erlaubte ihm, sich mit seiner Truppe in Paris niederzulassen, den Titel la troupe de Monsieur anzunehmen, und abwechselnd mit den Schauspielern der italienischen Komödie auf dem Theater du Petit Bourbon zu spielen. Er wählte von nun an den Dienstag, Freitag und Sonntag zu Spieltagen, und seine glänzende Laufbahn begann, indem sich sein ganzes Genie zu entwickeln Gelegenheit fand.

Der Kern seiner Truppe bestand noch immer aus den meisten Personen, die sich auf seinem Theater in den Provinzen gebildet hatten. Auch die Geliebte aus Lyon, Mademoiselle de Brie und die junge Bejart hatten ihn nicht verlassen. Letztere war nicht mehr Kind; sie blühte in aller jungfräulichen Schöne; spielte auf

dem Theater die ersten Liebhaberinnen, oder les jeunes premiers, wie sie bei den Franzosen heißen, und Moliere selbst spielte im Hause bei diesem reizenden Geschöpf den ersten Liebhaber, ob er gleich nicht mehr ein jeune premier war, sondern den Vierzigern schon zu nahe rückte. Schön war, im eigentlichen Sinn des Wortes, unser Dichter wohl eigentlich nie gewesen; aber ein Mann von feinem Geist konnte auch zu keiner Zeit unangenehm werden. Er gefiel den Weibern, und der schönen Bejart selbst. Sie ward 1661 seine Gattin, und spielte fortan auf dem Theater unter dem Namen der Demoiselle Moliere.

Wir sprechen hier eben von Moliere's Aeußerm. Von einem Manne, wie ihm, sind auch Kleinigkeiten wissenswerth. Man hat mehrere glückliche Portraits von ihm, aber die Schilderung, welche eine Schauspielerin, die ihn genau kannte, von seiner Person gab, ist vielleicht noch viel sprechender.

Er war wohlgewachsen, weder zu stark, noch zu mager; hatte große Nase, großen Mund, dicke Lippen, braunen Teint, starke schwarze Augenbraunen, deren bewegliches Spiel sein Gesicht, wenn er wollte, höchst komisch machen konnte; dabei hatte er einen schönen Fuß. Seine Haltung war edel, wie sein Charakter. Es gab keinen gefälligern, sanftern, gutmüthigern Mann, als ihn. So drollig sein Wesen auf dem Theater war, besonders wenn er, als Sganarell, in seinen Possen auftrat, eben so trocken und ernsthaft war er im gemeinen Leben. Kein Mensch, der ihn dort gesehen, hätte ihn hier wieder gekannt. Seine Zunge war sehr geläufig, seine Stimme sehr biegsam, aber dabei hatte er, wenn er redete, immer etwas Schluchzendes, das ihm in Lustspielrollen oft ungemein gut zu statten kam, hingegen im Trauerspiel schon manchen Helden in ihm verderbte. Er sprach übrigens gern, und haranguirte gern, und bildete seine Schauspieler für jede Rolle zu.

Der berühmteste von allen Schauspielern, die er erzog, war der

noch immer in Frankreich unvergessene Baron. Diesen in den Annalen des französischen Theaters ersten, großen und unsterblichen Künstler nahm Moliere noch als Knabe auf. Der junge Künstler war dankbar gegen so viel Liebe. Er hing mit ganzer Seele an Molieren, dem er sein Glück, seine Bildung, seinen Ruhm schuldig war.

Baron war nicht der einzige, dessen Talente Moliere aus dem Dunkel hervorzog und für die Welt gewann; auch Racine, der Trauerspieldichter, der späterhin Corneilles Namen verdunkelte, gehört in die schöne Reihe derer, die von unserm Dichter die erste Aufmunterung empfingen. Moliere war kaum ein Jahr in Paris gewesen, als ein junger Mensch von neunzehn Jahren zu ihm trat, um ihm seinen ersten dramatischen Versuch zur Beurtheilung vorzulegen. Dies war Racine, und „Theognis und Chariclea" seine erste Arbeit dieser Art. Moliere erkannte, aus dem Probestück, des Jünglings Genie; empfahl ihn überall seinen Freunden, unterstützte ihn mit Geld, und bahnte ihm den Weg zum weitern Fortkommen.

Schon diese einzelnen Züge aus Moliere's Leben verbürgen die hohe Güte seines Charakters, welche sich auch in unzähligen andern Ereignissen nie verhehlte.

Eben vielleicht diese Herzensgüte, verbunden mit dem immer regsamen Witz, bildete ihn am meisten zum Satyriker. Der spottende Scherz, welcher die menschliche Thorheit belachen will, ohne dem Menschen weh zu thun, ist oft das Eigenthum der besten Seelen, und himmelweit von jener Art der Satyre entfernt, die aus Schadenfreude hervorgeht, und Bitterkeit auf den Lippen trägt. So wie der gesunde Mutterwitz gewöhnlich das Abstechende gelehrter Albernheiten am richtigsten und geschwindesten erkennt, fühlen unbefangene, kindliche Gemüther das Sonderbare und Widerspruchsvolle der Meinungen, Sitten und Handlungsarten

am lebhaftesten, weil sie von Natur schon denselben am fremdesten sind.

Aus eben dem Grunde ist auch die Jugend mehr zur Satyre geneigt, als das spätere Alter. Kinder bemerken schneller die lächerlichen Blößen der Erwachsenen, als diese selbst, deren Blick schon von der Gewohnheit abgestumpft ist. Kinder äffen gern das Linkische der Bejahrten nach, nicht um diese zu kränken, sondern um sich selbst damit zu belustigen. Je älter sie werden, und je alltäglicher ihnen das, was nicht sein soll, am Menschen wird, um so weniger beachten sie es, und der Hang zur Satyre verliert sich gemach. Worüber Kinder lachen, können Erwachsene nicht mehr lachen, und doch haben jene oft mehr zum Lachen, als diese zum Ernst, Recht.

Man weiß, aus Hottingers Biographie des Idyllendichters Geßner, daß dieser reizende Sänger der Natur und der Unschuld fromm und gut war, wie die Hirten seines Arkadiens, die er uns vorzaubert. Was sie in holder Einfalt thaten und aussprachen, war nur sein eigenes Gefühl. Und doch war unter allen Freunden und Bekannten Geßners keiner, der es ihm, beim heimatlichen fröhlichen Kreise, im scherzenden, harmlosen Spott, im komischen Darstellen fremder Lächerlichkeiten hätte gleichthun können.

Moliere, so sehr die Thoren auch seinen Spott von der Bühne fürchteten, war doch von allen, die ihn kannten, geliebt, weil er es im hohen Grade zu sein verdiente. Racine, ob er gleich späterhin eine Zeit lang vergaß, daß Moliere sein Wohlthäter gewesen, und sich mit ihm entzweite, hörte doch nie auf, dem edeln Charakter seines ehemaligen Gönners Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Noch einige Anekdoten schildern uns Moliere's Charakter besser, als die Eloges der Peraults, Chamforts und Cailhava's es können.

Eines Tages trat Baron zu ihm herein, und sagte: Es sei ein Schauspieler aus der Provinz da, zu armselig gekleidet, um sich präsentiren zu können; er wünschte nur ein kleines Reisegeld, um zu seiner Truppe zu kommen. „Was soll ich ihm geben?" fragte Moliere, da er erfuhr, daß dieser nach Brod wandernde Künstler Mondorge heiße, und einmal Barons Kamerad gewesen sei. „Etwa vier Pistolen," meinte Baron. — „Gut," antwortete Moliere: „Geben Sie ihm die vier Pistolen für mich; und hier sind noch zwanzig, die geben Sie ihm in Ihrem Namen!" Zu diesem Geschenk legte er für den abgerissenen Priester Thaliens noch eine ganz gute Bekleidung, und ließ ihn damit ziehen.

Rührender noch ist folgende seiner Handlungen. Ein Armer sprach ihn auf der Straße um ein Almosen an. Moliere gab, ohne zu sehen, was? — Der Bettler kommt einen Augenblick nachher ihm nachgelaufen, und ruft: „Mein Herr, Sie haben mir ja einen Louisd'or gegeben; so viel war gewiß Ihr Wille nicht!" — Der Dichter blieb stehen, zog einen Louisd'or, reichte ihn dem Armen, und sagte: „Hier, mein Freund, hast du noch einen dazu. — Wohin will sich die Tugend noch verbergen!" und ging.

Er war nicht reich, aber sparsam und wirthschaftlich; und dadurch ward er's. Anfangs, da er sich mit seiner Truppe in Paris niederließ, hatte er keine andern Einnahmen, als welche ihm seine Arbeiten verschafften. Er aber erübrigte auch davon noch, und konnte an Zins legen. Eine Tugend, wie diese Häuslichkeit, ist vielleicht die bewundernswürdigste von ihm, da sie bei Schauspielern gewöhnlich die seltenste ist, weil ihr Stand am meisten zum Leben außer dem Hause, zu Zerstreuungen aller Art und zum Leichtsinn lockt.

Von allen seinen Stücken waren es die Précieuses ridicules, welche in Paris zuerst das meiste Aufsehen erregten. Man sah, was man bisher nicht erlebt hatte, die wirkliche Welt und die

Modenarrheit des Moments auf der Bühne. Neugier und Enthusiasmus über diese ungewöhnliche Erscheinung waren fast unerschöpflich. Das Stück mußte vier Monate hinter einander gespielt werden, ungeachtet die Preise der Plätze (der Platz im Parterre galt damals zehn Sols) ums Doppelte, schon bei der zweiten Aufführung erhöht worden waren. Ein alter Mann, der bei einer dieser Vorstellungen im Parterre war, schrie hinauf: „So recht, Moliere, so recht! das ist die ächte Komödie!" Die Mode-Poesie, dieser leere, klingelnde, unverständliche Wortschwall, diese Ziererei des Ausdrucks und der Empfindung, dieser feierliche Unsinn, worin damals die elegante, oder, wie sie sich selbst hieß, die pretiöse Welt ihren Sinn auszusprechen pflegte, ward zum Gegenstand des unbarmherzigsten Gelächters. Man fing sich desselben an zu schämen, und ward wieder natürlicher.

Freilich, die armen Schöngeister, denen so übel mitgespielt ward, waren zu beklagen. Aber sie fielen auch mit unversöhnlicher Wuth über den guten Moliere und sein Lustspiel her. Sie waren beiweitem nicht so bescheiden alle, wie Menage, der zu Chapelain, dem verunglückten Sänger des „Mädchens von Orleans" gleich nach der ersten Aufführung der „Pretiösen" gesagt haben soll: „Gestehen Sie's nur, Sie und ich fanden sonst das Zeug recht schön, was hier so trefflich die Kritik bekömmt; glauben Sie mir aufs Wort, wir müssen ins Feuer werfen, was uns sonst entzückte." — Vielmehr das Heer der Belletristen griff einmüthig zu den Waffen, um den triumphirenden Dichter zu stürzen.

Ein gewisser Saumatze schrieb sogar stehenden Fußes in der Wuth drei Lustspiele gegen Moliere und sein Werk; Andere nannten dasselbe nur eine elende Nachahmung der Précieuses eines gewissen Abbé de Pure — aber so elend war die Schöpfung unsers Dichters doch nicht; sie ging zur Nachwelt über, und all' die gewissen Leute sind vergessen.

Jetzt war Molière's Ansehen in Paris gegründet; sein Theater das geliebteste; kein Nebenbuhler mehr gefährlich für ihn. Begierig sah die Hauptstadt den neuen Früchten seiner launigen Muse entgegen. Der Dichter aber feierte ein ganzes Jahr lang. Es war dasselbe Jahr (1660), in welchem die Vermählungsfeierlichkeiten Ludwigs XIV. den ganzen Hof von Paris entfernt hielten. Indessen gab er den Parisern doch eine kleine Posse Sganarelle ou le cocu imaginaire zum Besten.

Die Kunstrichter fanden darin schon die Sprache reiner, die Verse gefeilter; Pariser und Pariserinnen aber überhaupt die Einfälle der kleinen lustigen Intrigue allerliebst. Man drängte sich zum Schauspielhause; vierzig Tage nach einander mußte der „Sganarell", diese ehrliche Haut, die überall der Narr im Spiel sein muß, gegeben werden, und Moliere's Lieblingsrolle selbst war immer dieser „Sganarell".

Das Wunderlichste, was ihm mit der kleinen Posse begegnen konnte, war wohl der Einfall eines Sieur de Neuf Villenaire. Dieser hatte bei dem Besuch der fünf bis sechs ersten Vorstellungen des Stücks dasselbe ganz auswendig gelernt, ließ es drucken und dedicirte es sehr artig dem Dichter und Spieler des „Sganarell".

Wetteifernd mit der Moliereschen Truppe waren jetzt fünf Theater in Paris; an eifersüchtigen Nebenbuhlern fehlte es dem Manne wahrlich nicht, welcher, kaum ein paar Jahre in der Hauptstadt, schon der ausgezeichnete Günstling des Hofes und des Publikums war. Jeder neue Vorzug, der seiner Gesellschaft gewährt wurde, fachte die Mißgunst in den andern lebhafter an. Das neue Theater, welches der Kardinal Richelieu im Palais-Royal hatte erbauen lassen, wurde Molieren gegeben; er weihte es im Wintermonat 1660 ein. Die Schauspieler der andern Theater schrieen nun desto lauter gegen ihn.

Moliere, der für das Ernste und Tragische vielen Sinn aber

wenig Talente hatte, bereitete seinen Rivalen einen Triumph, da er es versuchte, auch im ernsten Drama zu glänzen. Er hatte seinen Prince jaloux geschrieben, eine heroische Komödie, wie er sie nannte, in Versen und fünf Akten. Sie ward am 4. Februar 1661 gegeben, fiel aber bei der ersten Aufführung gänzlich durch. Er selbst hatte sich die Rolle des Don Garcias gewählt, wurde aber so weidlich ausgezischt, daß er sie bei der zweiten Vorstellung fahren ließ, und das Stück überhaupt nachher nicht mehr gab. Es wurde auch erst nach seinem Tode gedruckt.

Schon spanische und italienische Dichter hatten den Stoff behandelt, welchen Moliere in seinem Garcias nur von ihnen lieh, und hatten ihn sogar manchmal noch besser benutzt, als er.

Die beste Rache eines Dichters, welche er am Tadler nehmen kann, ist die, ein besseres Kunstwerk zu liefern. Moliere that's. Vier Monate nach dem Fall des unglücklichen Garcias erschien seine Ecole des maris. Die Fabel davon war nicht mehr neu. Schon mehrere hatten sie aus Boccazens dreiundzwanzigster Novelle genommen, die Lafontaine in seiner Erzählung la Confidente sans le savoir so schön verjüngt hat. Aber Moliere benutzte sie ungemein glücklich für die Bühne, und flocht mit geübter Hand die beiden Hauptcharaktere aus den Adelphen des Terenz, den sanften Micio und den mürrischen Demea, in die Intrigue seines Lustspiels.

Der allgemeinste Beifall lohnte den glücklichen Dichter, und die Tadler — schwiegen zwar nicht (wenn schweigt wohl der Neid?), aber wurden nicht gehört. Der König nahm sich des Dichters lebhafter an, und ward sein erklärter Gönner. Wer wagte nun laut wider ihn zu sprechen?

Damals schon hatte der Marquis Nicole Fouquet, welcher sich als Oberaufseher der französischen Finanzen ungeheure Reichthümer gesammelt hatte, den Kardinal Mazarin wider sich, der,

um ihn zu stürzen, alle Minen der Intrigue gegen ihn spielen ließ. Es war dem Kardinal schon gelungen, diesen Minister bei dem Monarchen wegen seiner zügellosen Verschwendung verdächtig zu machen. Mazarin starb; aber der Argwohn nicht, den er in des Königs Brust zurückgelassen. Fouquet ahnte, was vorging; die Unordnung in den Finanzen zeugte allzulaut wider ihn. Nichts blieb ihm übrig, um seinen Fall zu verhindern, als sich Freunde zu schaffen durch den ungerechten Mammon. Er wandte Alles auf, sich dem Könige durch Freuden und Feste, die er schuf, beliebt und theuer zu machen.

Eines der prachtvollsten Feste war das, welches er dem Könige und dem ganzen Hofe auf seinem Landgute Veaux-le-Vicomte (nachher Villars geheißen) gab. Zur Verherrlichung desselben wandte er sich auch an Moliere um ein neues Stück; aber die Zeit war kurz. Binnen vierzehn Tagen mußte das Lustspiel geschrieben, einstudirt und aufgeführt werden.

So entstand das Lustspiel les Facheux von drei Aufzügen, in Versen und mit eingemischten Ballets. Es enthält eine sehr einfache Intrigue. Ein Liebhaber wird in seiner Sehnsucht, mit einer Geliebten vereinigt zu sein, unaufhörlich durch überlästige Schwätzer aufgehalten und gehindert; da kommen ihm ewig und immer Sänger, Duellanten, Spieler, Verliebte, leidenschaftliche Jäger, Pedanten, Projektmächer, langweilige Freunde u. dgl. m. in die Queer, die ihn auf dieselbe Weise mit ihrem Geschwätz foltern, wie sich deß Vater Horaz schon in seiner neunten Satyre beschwerte. Das Ganze besteht also fast durchaus nur aus einzelnen, abgerissenen Scenen, die schwach mit einander verbunden sind, und deren Inhalt der Hauptintrigue ziemlich fremd ist. Die Entwickelung ist zuletzt, wie in den meisten Moliereschen Arbeiten, übereilt und unwahrscheinlich.

Fouquet und sein Dichter hatten das Vergnügen, den König

mit diesem Impromptü sehr zufrieden zu sehen. Eigentlich war's der Monarch aber mehr mit Letzterm, als mit dem Ersten. Zwar genoß Ludwig XIV. die Freuden des schwelgerischen Tages, den die Annalen Frankreichs noch nicht vergessen können (es war der 16. August 1661), in vollem Maße, und bezeugte sich gegen den verschwenderischen Wirth ungewöhnlich hold; — aber die Freundlichkeit war nur Maske. Der Oberintendant entrann seinem Schicksale nicht. Moliere hingegen mußte sein neues Lustspiel noch öfters vor dem Hof geben. Der König wies ihm einst einen gewissen Herrn de Soyecourt, der die Jagd und nichts als die Jagd liebte. „Moliere", sagte er, „solch ein Original fehlt dir noch zu deinem Stück!" — Der Dichter ließ den Wink nicht unbenutzt, und reihte noch den passionirten Jäger Dorant zu allen andern Ueberlästigen; und da er der Weidmannssprache selbst zu wenig kundig war, mußte ihn Herr von Soyecourt selbst die Kunstausdrücke lehren, deren er sich bedienen sollte.

Während unser Komiker, der seine „Ueberlästigen" auch dem Könige dedicirte, am Hofe gewann, verlor er beim wankelmüthigen Volke von Paris. Alles strömte zum Theater eines possenhaften italienischen Pantomimenspielers, der, unter dem Namen Scaramucci oder Scaramouche bekannt, einige Zeit lang von Paris abwesend gewesen, und nun bei seiner Rückkunft wieder neu war. Wie sehr sich auch die Moliere'sche Truppe anstrengte, zu gefallen; es war umsonst. Scaramouche war in der Mode, und wiewohl die andern Pariser-Theater wenig dabei gewannen, freuten sie sich doch, wenigstens Moliere einmal ein Jahr lang außer der Mode zu sehen.

Die Sache ward endlich für die Kasse des Schauspieldirektors im Palais-Royal bedenklich. Man mußte schlechterdings durch eine Neuigkeit Aufsehen erregen. Von allen bisherigen Stücken stand noch die „Männerschule" des Dichters im besten Andenken;

er schrieb also, wenigstens dem Titel nach, ein Gegenstück dazu: l'Ecole des femmes — obgleich der Titel wenig oder gar nicht zum Stück paßte. Darauf kam aber dem Direktor Moliere wenig an; ein auffallendes Aushängeschild war nun einmal nöthig.

Die deutschen Schauspieldirektoren machen's sehr oft nicht besser, wenn es darauf ankömmt, dem übersättigen Publikum wieder Lüsternheit zu erregen; sie und die Buchhändler wissen, welche Magie in einem Namen liegt, und machen von ihrer Kenntniß des Publikums die einträglichste Anwendung. Man gebe ihnen wegen dieser Charlatanerie keine Vorwürfe; sie haben an Moliere eine große Autorität für sich.

Seine Absicht gelang. Scaramouche ward vergessen. Moliere hatte das Haus wieder voll; und so manche und beträchtliche Fehler das jüngste Lustspiel auch befleckten — das Publikum vergaß der Fehler über die glückliche Wirkung des Ganzen. Nicht so seine Rivalen und der Neid. Sie zogen mit verdoppelter Wuth wider den Dichter ins Feld — es gab eine literarische Fehde, wie Paris sie vorher selten sah. Jede Partei hatte ihre Anhänger, ihre Beschützer.

Alles Mögliche ward versucht, das Stück gleich bei den ersten Vorstellungen zu begraben. Die Theaterchronik von Paris erzählt uns davon manche Anekdote. Der Commandeur de Jouvray besonders stand an der Spitze von Moliere's Gegnern. Er tadelte den Dichter laut. Der Comte de Broussin stand ihm getreulich bei, und lief beim zweiten Aufzug aus dem Schauspielhause, indem er sehr vernehmlich rief: „Wie kann man doch auch dergleichen Rhapsodie bis ans Ende aushalten?“ Ein anderer, Namens Plapisson, zuckte, so oft man im Parterre lachte oder applaudirte, die Achseln, und rief von Zeit zu Zeit: „Nun, lache doch, Parterre, lache doch!“ Alle diese Stratageme aber fruchteten nichts. Moliere behielt den Sieg.

Was nicht unmittelbar im Schauspielhause bewirkt werden konnte, ward nun durch die Presse versucht. Der hartbedrängte Dichter griff endlich zur Nothwehr. Mancher Tadel mochte ihn um so tiefer verwundet haben, je richtiger derselbe war. Was er nicht entschuldigen konnte, suchte er dadurch zu verdunkeln, daß er die Lacher auf seine Seite zog. Er schrieb also seine **Critique de l'école des femmes**, ein kleines prosaisches Lustspiel, oder vielmehr satyrischen Dialog in einem Akte, welches er am 1. Juni 1663 aufführte. Eine Gesellschaft von Schöngeistern entzweit sich über das vielangefochtene Stück; aber alles Lächerliche fällt auf die Gegner desselben.

Unter andern figurirt in dieser Kritik unter den spielenden Personen ein Poet Lysidas auf eine etwas üble Weise. Einer von des Dichters ämsigsten Antagonisten war der bekannte Edmund Boursault, ein Mann von Geist; und dieser glaubte, Moliere habe ihn unter dem Namen Lysidas gemeint. Boursault machte für das königliche Theater im Hotel de Bourgogne sogleich ein versificirtes Lustspiel **le Portrait du peintre, ou la contrecritique de l'école des femmes** — ein Portrait, welches Molieren wenig schmeichelte. Von allem, was man noch gegen ihn geschrieben hatte, brachte ihn nichts so sehr in Harnisch, als diese Arbeit Boursaults. „Narren-Tadel ist eine Pille", sagte er öfters zu seinen Freunden, „die man leicht hinunterschlucken, aber nie kauen kann, wenn man dabei nicht das Gesicht verziehen will."

Er rächte sich an Boursault und an den Schauspielern des Hotel de Bourgogne auf eine bittere, bisher unerhörte Weise. Der König selbst, behauptet man, soll ihn dazu aufgemuntert haben. Er verfertigte ein Lustspiel in einem Akt und in Prosa, **l'Impromptu de Versailles** betitelt, welches zuerst in Versailles, dann auch in Paris gegeben ward. In diesem Impromptü ward Boursault auf der Bühne mit Namen genannt, so wie Moliere's Schauspieler,

Brecourt, la Grange, du Croisy, la Thorilliere, Bejart, die Damen du Parc, Bejart, Moliere, du Croisy und Hervé, namentlich auftraten. Die Scene spielt zu Versailles in der Antichambre des Königs, wo sich Moliere mit seiner Gesellschaft über die Aufführung eines neueinzustudirenden Stückes unterhält — dann gelegentlich die vornehmsten Schauspieler des Hotel de Bourgogne kritisirt, indem er ihre Stimme und Gestikulation so treu nachmacht, daß sie jeder ohne Mühe erkennt — endlich auf das Portrait du Peintre kömmt, und dann diesem petit Monsieur l'auteur, qui se mêle d'écrire contre des gens qui ne songent pas à lui, unbarmherzig mitspielt. Boursault litt durch diese aristophanische Ausgelassenheit Moliere's, und durch Boileau's gegen ihn gerichtete Satyre, mehr an seinem literarischen Kredit, als er wirklich verdient hatte.

Zwar Boursault schwieg; aber die Schauspieler des Hotel de Bourgogne nicht also. Sie erwiederten das Impromptu de Versailles mit einem giftigen Impromptu de l'hôtel de Condé, dessen Verfasser der Schauspieler Montfleuri war. Dieser machte besonders Molierens schlechte Anlagen zum Tragischen lächerlich, und gab folgendes Karrikaturgemälde von ihm:

. . . . . . Il vient, le nez au vent,
Les pieds en parenthese, et l'épaule en avant,
Sa perruque, qui suit le coté qu'il avance,
Plus pleine de lauriers qu'un jambon de Mayence,
Les mains sur les cotés, d'un air peu negligé,
La tête sur les dos, comme un mulet chargé,
Les yeux fort égarés, puis débitant ses rôles,
D'un hoquet éternel sépare ses paroles.

Bei all dem Verdruß (denn der Feder- und Theaterkrieg dauerte ein ganzes Jahr lang) hatte Moliere doch wieder manchen Ge-

nuß, der ihm dieses Leid versüßte. Der König ließ seinen Namen in die Pensionenliste rücken, ihm jährlich 1000 Livres geben, und gestattete ihm bei sich endlich sogar freien Zutritt. La Chapelle, Jonsac, Desbarraux, der Marschall de Vironne, und andere der geistvollsten Männer seiner Zeit wurden seine Gesellschafter und Freunde. Man wetteiferte um seinen Umgang.

Chapelle vorzüglich war des Dichters Hausfreund, mit dem er seine Stücke vor der Aufführung durchging. Besonders pflegte Moliere auch, wenn er seinen Schauspielern ein neues Lustspiel vorlas, von ihnen zu verlangen, daß sie ihre Kinder mitbrächten. Er wollte sehen, welche Wirkung seine Arbeiten auf den unbefangenen, natürlichen Verstand und die Empfindung der Jugend hätten.

Was Reinheit der Sprache, Schönheit der Diction anging, war sein Jugendgespiel la Chapelle sein treuer Beistand, so wenig er auch sonst mit ihm in manchen Stücken harmonirte. Moliere hatte ein Landhaus zu Auteuil. Hier lebte er ganz den Musen und der Freundschaft. Es war nur eine Stunde von Paris bis dahin; und jeder geschäftsfreie schöne Tag versammelte dort um den Dichter die Günstlinge der Grazien und Musen. Hier wurden Ideen getauscht, Pläne entworfen, die Erscheinungen der literarischen Welt beurtheilt, und den geselligen Freuden die reizendsten Opfer gebracht.

Als Moliere und la Chapelle eines Tags mit einander nach Auteuil wollten, stiegen sie in einen Kahn, worin schon ein Minimit saß. Das Gespräch wand sich um mancherlei Gegenstände, und fiel endlich auch auf die verschiedenen philosophischen Systeme. Chapelle hielt Gassendi's Parthie; Moliere nahm Descarten in Schutz. In der Hitze des Streitens wollte nun jeder den Mönch für seine Meinung gewinnen. Bald rief der eine: „Nicht so, ehrwürdiger Vater? Hab' ich nicht Recht, ehrwürdiger Vater?“ Bald rief der andere: „Denken Sie nicht auch, wie ich, ehrwürdiger

Vater? — Fragen Sie nur den ehrwürdigen Vater hier!" — — Der gute ehrwürdige Herr verstand indessen kein Wort von dem gelehrten Zwist der beiden Philosophen, machte aber eine weise Miene, nickte wechselsweise bald dem einen, bald dem andern ein beifallgebendes: Hm! Hm! und brachte die Streiter immer lebhafter dadurch in Kampf. Indem diese, noch erhitzter, alle Kräfte anwandten, den weisen Schiedsrichter, jeder für sich, zu werben, verlangte derselbe ganz gelassen, man solle ihn beim Franziskanerkloster ans Land setzen, und langte ganz demüthig seinen Bettelsack zwischen den Beinen des Schiffers hervor. La Chapelle wollte sich krank ärgern, daß er einen unwissenden Bettelmönch für einen Gelehrten gehalten. Moliere aber blieb ruhig, und sagte sehr ernsthaft zum jungen Baron, der ebenfalls im Schiffe saß: „Daraus nimm dir eine Lehre, mein Kleiner! da siehst du, wie weit man's mit Stillschweigen bringen kann, wenn man's am rechten Ort anzubringen weiß!"

Wir haben schon oben erfahren, daß Moliere den nachmals so berühmten Baron, als Knaben, zu sich ins Haus nahm und erzog. Es war nämlich die wandernde Truppe einer gewissen la Raisin aus der Provinz nach Paris gekommen, die eigentlich nur ein Kindertheater hatte. Bei dieser befand sich auch Baron; er mochte etwa neun bis zehn Jahr alt sein. Moliere erlaubte der la Raisin aus Mitleiden, einige Vorstellungen auf seinem Theater zu geben; und hier bemerkte er den kleinen Roscius, der ihm ungemein gefiel. Er ließ an einem Abend das Kind bei sich zu Nacht speisen, und in seinem Hause schlafen. Am folgenden Morgen lagen vor dem Bette des erstaunten Knaben, statt der abgetragenen, elenden Kleider, ganz neue und sehr schöne. Moliere versprach, ihn bei sich zu behalten, und gab ihm gleich sechs Louisd'or Taschengeld zu seinen Vergnügungen. Jetzt war der Hochbeglückte nicht mehr von seinem Wohlthäter zu trennen, der auch schon einen Befehl

des Königs ausgewirkt hatte, vermöge dessen der kleine Baron bei ihm bleiben dürfte.

Die Directrice la Raisin lief wüthend zu Moliere, und drohte, mit der Pistole in der Hand, ihn niederzuschießen, wenn er ihr nicht den jungen Akteur zurückstellen würde. Moliere befahl seinem Bedienten nur, das rasende Weib wegzuschaffen. Die Dame fiel ihm nun zu Füßen, und bat, wenigstens zu gestatten, daß Baron noch dreimal mit seinen kleinen Kameraden spielen könne. „Nicht drei Tage, Madame," erwiederte Moliere: „nein, acht Tage, wenn Sie wollen."

So ward Baron nun Moliere's Hausgenoß und Schüler. Er behandelte das Kind, und nachmals den Jüngling, mit väterlicher Zärtlichkeit. Freilich Madame Moliere war mit dem Knaben nicht halb so gut zufrieden. Sie war zuletzt auch sogar Ursache durch ihr auffahrendes Wesen, daß Baron auf eine Zeit lang Moliere nachher verließ. Aber unser Dichter hatte von der jungen verwöhnten Gattin noch manchen andern Kummer zu dulden, besonders nach der Aufführung der „Prinzessin von Elis".

Sowohl dies Stück, als die Posse: le Mariage forcé wurden auf Befehl des Königs zur Verschönerung seiner Feste geschrieben.

Die „Heirath wider Willen" war ein Gelegenheitsstück im eigentlichen Sinne des Wortes. Ludwig XIV. wollte in einem Ballet tanzen, zu welchem Moliere den Text zu machen hatte. Man nannte die Posse daher anfangs auch nur das Ballet des Königs. Und wirklich tanzten Se. Majestät der König im Jänner 1664 in den Intermezzo's dieser Posse. Derselbe und der Marquis de Villeroi hatten die Rolle von Zigeunern übernommen.

Die „Prinzessin von Elis" war ein ähnliches Gelegenheitsstück. Der junge Monarch wollte den Königinnen und seinem ganzen Hof ein Fest geben, wie keines noch vorher gesehen worden war. Das prachtvolle Versailles ward zur Ausführung desselben be-

stimmt. Geschmack und Luxus rangen um den Preis. Am 5. Mai 1664 begab sich der ganze Hof nach Versailles, wo der König über sechshundert Personen bis zum 14. desselben Monats mit verschwenderischer Hand bewirthete. Was dahin von Paris alles zur Verherrlichung dieser Tage zusammenströmte, glich eher einer kleinen Armee, als einer Gesellschaft, die Unterhaltung suchen oder gewähren wollte. Wie durch eine Zauberruthe waren in den Gärten von Versailles unzählige leichte Gebäude und Zelte, geschmackvoll angeordnet, mitten unter den Gruppen blühender Bäume, im Augenblick erschaffen. Am Abend jedes Tages flammte eine unzählbare Menge von Fackeln und Lampen neben mehrern tausend Kerzen, um die Nacht zu verbannen. Es war hier nicht mehr das stille Versailles; es war ein Feenland, wo, was Natur und Kunst Schönes ersinnen konnten, in lieblichem Verein prangte.

Ein modenesischer Edelmann, de Bigarani, ordnete die weite, prachtvolle Schöpfung, der Herzog de St. Aignan, des Königs erster Kammerherr, die Reihe der Feste und ihrer Freuden. Er gab ihnen dadurch eine gewisse Einheit des Charakters, daß er Ariosto's Erzählung von Alcinens Zauberinsel (wo durch Schönheit und Magie die edelsten Ritter der Zeit gefesselt wurden, bis Melissa mit Angelikens Ring die Insel entzaubern konnte) gleichsam zur Fabel des großen, wochenlangen Spiels machte. Die Ersten des Hofes waren in Ritter des Alterthums verwandelt; der Herzog de St. Aignan erschien als Guido der Wilde, der Herzog von Noailles als Ogier der Däne, der Herzog de Foix als Rinaldo, der Graf de Lude als Astolfo, der Marquis de Soyecourt als Olivier, der Herzog von Orleans als Orlando; der König Ludwig XIV. selbst stellte den Roger vor, durch den Alcinens Zauber endlich zerstört ward, und viele Andere erschienen als andere Helden Ariosts. Alle trugen sie die Farben ihrer Damen, und ihre eigenen Devisen.

Wir wollen hier die Reihe der Feierlichkeiten nicht umständlich beschreiben. Genug, Moliere mußte für dieselben ein Schauspiel schreiben, mit Ballets vermischt und mit Gesängen. So entstand seine „Prinzessin von Elis“, in fünf Aufzügen. Nur der erste Akt und die erste Scene des zweiten waren in Versen; das Uebrige war in Prosa geschrieben; denn die dem Dichter zur Verfertigung des Stücks gewährte Zeit war zu kurz.

Moliere ärntete den vollen Beifall des Hofes, so leicht, so leer auch die ganze Arbeit war. Das Stück, späterhin zu Paris gegeben, machte, von seinen glänzenden Umgebungen und der ersten Pracht beraubt, wenigern Eindruck beim unbefangenen Publikum.

Am meisten ließ Molière seine junge Gattin in diesem Lustspiel glänzen. Er gab ihr die Rolle der Prinzessin von Elis. Jugend, Schönheit und Grazie machten sie zum Gegenstand der Bewunderung aller Höflinge, die, in Vergnügen schwimmend, nur süßen Genüssen nacheilten. Der arme Dichter! wie theuer mußte er die Freuden zu Versailles büßen und seine Eitelkeit, ein schönes, liebenswürdiges Weib den lüsternen Blicken eines verderbten Hofes dargestellt zu haben! Madame Moliere ward von jungen und reichen Anbetern umringt, und sie ließ sich Huldigungen gefallen, die auch der Sprödesten der Spröden nie unangenehm sind.

An den gleichen Festen der Zauberinsel zu Versailles wurden noch die „Heirath wider Willen“, und die drei ersten Aufzüge des „Tartüffe“ gegeben. Letzterer war noch nicht vollendet Der König, wiewohl ihm der Anfang dieses Molierescchen Meisterstücks sehr gefiel, verbot doch dem Dichter, es vor dem gemischten Publikum nicht eher zu geben, bis es ganz vollendet, und von Kennern geprüft worden wäre, weil man in Sachen des Religiösen nie zart genug handeln könne.

Der Dichter, von dieser Warnung geschreckt, hielt in der That seinen Tartüffe lange zurück. Er hatte das Heer der selbstsüch-

tigen, faden Frömmler zu fürchten, welche beim Pöbel aller Stände eine geltende Stimme führten. Es kann eine Zeit kommen, wo der Einfluß der Pfaffen aufs Volk gänzlich gebrochen ist; aber nie wird diejenige kommen, wo Einfalt oder Bosheit das Heiligste des Menschen, Religion, nicht mißbrauchen. Jedes Zeitalter, jedes Volk, jeder Stand wird immer Tartüffen haben und behalten.

Moliere hatte ohnehin Feinde genug; er durfte das Heer derselben nicht muthwillig verstärken durch die Zahl der Scheinheiligen. Schon sein „Don Juan, oder der steinerne Gast", verkündete ihm von dieser Seite einen gewaltigen Sturm.

Sowohl das Théâtre italien, als das Théâtre du Marais in Paris hatten um diese Zeit ein immer volles Haus durch den „Don Juan". Italiener und Spanier hatten den Stoff längst bearbeitet, wie ein arger Wüstling endlich von der Hölle verschlungen wird, und jetzt war „Don Juan" Mode. Moliere's Schauspieler quälten auch ihn um die Bearbeitung dieses Favoritstücks, und er that es. Sein Don Jouan ou le festin de Pierre erschien am 15. Februar 1665 auf seinem Theater.

Er machte ein spanisches Stück von Tyso de Molina zur Grundlage des seinigen; er schrieb es in Prosa. — Aber Moliere erlebte wenig Freude an dieser Arbeit. Des Schauspielers Villiers „Don Juan" in Versen, welcher wiederholt und bei immer vollem Hause im Hotel de Bourgogne gegeben ward, erhielt den Preis über den prosaischen Juan Moliere's. Noch mehr empört waren, oder vielmehr stellten sich empört, die Frömmler durch eine Scene dieses Stücks, wo Don Juan einem Armen Almosen ertheilt. Voltaire versichert, in den Händen des Sohns von Peter Marcassus, der ein Freund Moliere's war, diese verrufene Scene von Moliere's eigener Hand geschrieben gesehen zu haben, und theilt sie uns mit. Denn der Dichter selbst hatte sie gleich nach der ersten Vorstellung, da sie den großen Lärm gegen ihn erregt

hatte, gestrichen, und wagte zuletzt sogar nicht mehr, seinen „Don Juan“ zu zeigen.

Schon wußte man um das am Hofe, wiewohl noch unvollendet, gegebene Lustspiel, „Tartüffe“, im Publikum. Man kannte den Inhalt ganzer Scenen; recitirte ganze Stellen daraus. Paris hatte sich schon in Parteien darüber getheilt, und pries und verdammte den Dichter, ehe das Stück selbst einmal öffentlich erschienen war. Don Juans ruchlose Spöttereien, seine herben Ausfälle gegen die religiösen Heuchler und Frömmler schienen nur das Vorspiel zum Tartüffe selbst zu sein. Die Beleidigten wütheten gegen den Dichter im Voraus. Es erschienen eine Menge Schriften und Pamphlets gegen ihn und für ihn.

Moliere ließ den ersten Sturm verbrausen, zog seinen „Don Juan“ zurück, und feilte den „Tartüffe“ in der Stille. Ludwig XIV. hingegen tröstete den Dichter auf eine andere Art. Er bewilligte der Moliereschen Gesellschaft eine Pension von 7000 Livres und den Titel der königlichen Schauspielertruppe.

Außer dem kleinen Lustspiel l'Amour médecin gab Moliere auf seiner Bühne in dem sturmvollen Jahre 1665 nichts Neues. Dies Stück war im Grunde nur ein Impromptü, welches bei Gelegenheit eines neuen Festes, das der König seinem Hofe geben wollte, in aller Eil gemacht werden mußte. Zu Versailles selbst hatte es keinen sonderlichen Beifall; desto größern aber zu Paris. — Warum es in Versailles fehlte, ist schwer zu sagen. Vielleicht mochte man Schonung gegen die vier Hof- und Leibärzte üben wollen, die Moliere unter verdeckten Namen aufs Theater brachte. Sie hießen Desfougerais, Esprit, Guenault und Dacquin; Moliere hieß sie Desfonandres, Bahis, Macroton und Tomis. Man sagt, Boileau habe ihm geholfen, diese französisch-griechischen Namen schmieden.

Hier zum erstenmal machte Moliere die Hippokraten seiner Zeit

zur Scheibe seines muthwilligen Witzes, wie es von nun an noch öfter geschah. — Kein Wunder, wenn ihm die Fakultät dafür nicht wohl wollte.

Im folgenden Jahr erschien sein „Misanthrop“, den einmüthig alle Kenner das Meisterwerk der Moliereschen Muße nannten, den bei der ersten Aufführung der lärmendste Beifall krönte, und dem bei der dritten Vorstellung schon — ein leeres Haus zu Theil ward. — Man sagt: Das Publikum habe das Sonnet, welches der Hofmann Ormont recitirte, ganz vortrefflich gefunden und stark applaudirt, sich aber darauf sehr geärgert, da ihm im Stücke selbst nachher bewiesen ward, es habe einem faden Klingklang und halbem Unsinn Beifall zugeklatscht. — Kann sein; solch ein Mißgriff begegnet Manchem und ist immer verdrießlich. Aber daß man deswegen den „Misanthrop“ nicht mehr sehen mochte, ist höchst unwahrscheinlich. Das Stück war für ein zartfühlendes, gebildetes Publikum, von geläutertem Geschmack, nicht für die gemischte Menge berechnet, welche sich zum Schauspielhause drängt. Man las das Kunstwerk mit Vergnügen: aber, auf der Bühne gegeben, fand man's langweilig.

Es war umsonst, daß man den Parisern die Schönheiten des „Misanthropen“ in ganzen Abhandlungen erklären wollte; Moliere, wollte er sein Meisterstück noch einige Zeit auf der Bühne erhalten, mußte ihm durch eine Posse oder ein Spektakelstück zu Hülfe kommen. So ward der Médecin malgré lui, den Voltaire in dieser Hinsicht sehr sinnreich mit leichten, ins Gehör fallenden Melodien vergleicht, die man in der Oper nach einer ernsten und kunstvollen Musik noch immer gern hört, ungeachtet sie keinen innern Werth haben; drollige Artigkeiten, die dazu dienen, für erhabenere Schönheiten empfänglich zu machen.

Mehr, um eine vollständige Anzeige von Moliere's Arbeiten für die Bühne zu geben, als des Werthes willen, nennen wir

hier noch ein Paar, zum Theil nicht einmal vollendete Kleinigkeiten, die Moliere auf Verlangen seines Monarchen zum Behuf der am Hofe veranstalteten Feste im Jahre 1666 schreiben mußte. Diese waren: „Melicerte“, ein heroisches Pastorale, wovon er nur zwei Akte zu machen Zeit hatte, (es gehörte zu dem Ballet der Musen, welches Ludwig XIV. zu St. Germain in höchsteigener Person mittanzte) — und ein komisches Pastorale, aus Ballets und Gesängen zusammengesetzt. — Das Ernstere und Erhabenere war durchaus nicht in unsers Dichters Sphäre; jedesmal verunglückte er darin. Noch übler mußte es ihm gelingen, wenn er auf höhern Befehl dichten sollte. Die Musen und Nachtigallen singen, wie man weiß, immer am schönsten in der Freiheit, und die königlichsten Geschenke können keinen Funken Begeisterung erkaufen.

Moliere selbst verwarf jene flüchtigen erzwungenen Arbeiten, und da im Februar 1667 das Ballet der Musen am Hofe wiederholt werden sollte, gab er statt ihrer, und mit größerm Beifall, sein niedliches Lustspiel le Sicilien ou l'Amour peintre.

Seine Gesundheit fing an zu wanken; seine Brust war schwach. Er mußte das Theater meiden und eine Milchkur gebrauchen, die ihm sein Arzt verordnete.

„Was?“ sagte der König einmal zu ihm: „Sie haben einen Arzt, wie ich höre? Was thun Sie mit dem?“

„Ei nun, Sire,“ antwortete der Dichter: „er verschreibt mir Medizin; ich nehme sie nicht ein, und werde davon richtig gesund.“

So genoß er jetzt die schönen Tage des Frühlings zu Auteuil auf seinem Landhause mit Lachapelle, Boileau und dem damals berühmten Advokaten Foreroy, der, kraft seiner gewaltigen Lungen, in den kleinen literarischen Fehden immer den Sieg ertrotzte. „Wie will auch die leise Stimme des Rechts und der Vernunft jemals aufkommen gegen eine Kehle, wie die da?“ sagte

Moliere, den man in der Gesellschaft gewöhnlich den Kontemplativen nannte, zu Boileau, da er mit Forcroy vergebens stritt.

Aber kaum war der Frühling vorüber, so kehrte er zu seiner Bühne zurück, und „Tartüffe", dessen Erscheinung schon lange mit gespannter Erwartung von den Parisern entgegengesehen worden war, wurde mit ausdrücklicher Erlaubniß des Königs den 5. August 1667 auf dem Theater im Palais-Royal gegeben.

Neugier überfüllte das Haus; das Stück ward mit dem lebhaftesten Beifall gekrönt, und für den folgenden Tag wieder angekündet. Wer in Paris Anspruch auf guten Ton machen wollte, strömte dahin. Damen von hohem Range schätzten sich schon glücklich, nur noch Platz in den dritten Logen zu finden. Man wollte eben zu spielen anfangen, als der Parlaments-Präsident de Harlai das Stück zu geben verbot. Die Schauspieler wußten sehr wohl, daß der Präsident der devoten Klasse sehr hold war; aber sie stellten seinem harten unverhofften Befehl die Erlaubniß des Königs entgegen. Zum Unglück konnten sie diese Erlaubniß nicht vorzeigen, weil sie nur mündlich gegeben war, und das Schauspiel blieb folglich unaufgeführt.

Dies verdrießliche Ereigniß mußte dem zahlreich versammelten Publikum angezeigt werden. Moliere trat auf die Bühne hinaus und sagte: „Wir zählten darauf, heut die Ehre zu haben den „Tartüffe" zum andernmal zu geben; allein der Herr Präsident will durchaus nicht, daß man ihn auf die Bühne bringe."

Der König war damals nicht in Paris, sondern im Lager vor Lille in Flandern. Moliere wandte sich schriftlich an ihn, und seine Schauspieler de la Grange und de la Thorilliere mußten dem Monarchen das Schreiben überbringen.

„Ich erwarte," schrieb er am Schluß desselben: „mit Ehrfurcht den Beschluß, welchen Ew. Majestät über diesen Gegenstand nehmen werden. Aber wahrhaftig, Sire, ich werde nicht mehr daran

denken Komödien zu machen, wenn die Tartüffen Recht behalten; das würde diesen Leuten Muth geben, mich noch heftiger zu verfolgen; sie würden das Unschuldigste, was von meiner Feder käme, angreifen."

„Möchten Sie doch, Sire, mir Ihren Schutz gegen die giftige Wuth derselben leihen; könnt' ich, wenn Ew. Majestät von einem so glorreichen Feldzug heimkehren, zu Ihrer Erholung nach Ungemach und Eroberungen beitragen, nach so viel erhabenen Thaten Ihnen unschuldige Freuden bereiten, und einen Monarchen lachen machen, der Europen zittern macht."

Sein Schreiben hatte die erwünschte Wirkung. Der König erlaubte die Aufführung des „Tartüffe", und er ward nun drei Monate lang unaufhörlich gegeben, und immer war das Haus voll. Moliere's Schauspieler beschlossen dankbar dem Dichter, so lang er lebe, für seine Person immer zwei Theile von der Einnahme jeder Vorstellung zu geben.

Je glänzender der allgemeine Beifall war, welcher den Dichter des „Tartüffe" überströmte, je unversöhnlicher und rasender ward die Partei der Frommen. Es erschienen nicht weniger, als zwanzig Schmähschriften gegen ihn. Eine derselben, von einem Pariser-Pfarrer verfertigt, äußert sogar die christliche Meinung: Man müsse Molieren auf den Scheiterhaufen setzen. Selbst Bourdaloue, der berühmteste Kanzelredner seiner Zeit, donnerte gegen den „Tartüffe" von der heiligen Stelle herab.

„Weil wahre und falsche Frömmigkeit", sprach er in seiner Predigt vom siebenten Sonntag nach Ostern, „wer weiß, wie viel Handlungen mit einander gemein haben, weil das Aeußere der einen und der andern viele Aehnlichkeiten darbieten, ist es nicht nur leicht, sondern eine beinahe unausweichliche Folge, daß derselbe Spott, welcher die eine angreift, auch die andere trifft; daß Züge, mit denen man diese darstellen will, jene entstellen

können. Und so geschah es, als weltlich gesinnte Menschen die Scheinheiligkeit tadeln wollten, daß sie die wahre Frömmigkeit verdächtig machten durch boshafte Deutungen über die scheinbare. So geschah es, so war es ihre Absicht, als sie auf dem Theater einen Heuchler dem öffentlichen Gelächter preisgaben; als sie durch ihn das Ehrwürdigste zum Spott erniedrigten; ihn das Aergerniß der Welt auf das übertriebenste tadeln ließen; ihn darstellen mit einer zarten Gewissenhaftigkeit, verwundbar durch das Unbedeutendste, während er auf der andern Seite in die schändlichsten Verbrechen tauchte; ihn darstellen mit der Miene der Bußfertigkeit, die ihm nur diente, seine Abscheulichkeit zu verbergen, indem sie den elendesten, niederträchtigsten der Menschen mit der Außenseite der strengsten Frömmigkeit schmückten."

Man erzählt sich indessen, Bourdaloue habe über den Tartüffe nur auf Hörensagen geurtheilt; er habe nachher das Stück selbst aufführen gesehen, und die Partei vieler andern braven Leute ergriffen, die, von ihrem Vorurtheil zurückgekommen, dem Dichter Glück wünschten, und ihm sagten: „Es ist schön, die Tugend in ihrem vollen Glanz zu zeigen!" — „Mag sein," erwiederte Moliere darauf gewöhnlich; „aber aus dem, was es mich kostet, merk' ich wohl, es ist gar nicht geheuer, sich mit ihrem Interesse sehr zu befassen!"

In der trefflichen Vorrede, die er beim Druck dieses Schauspiels zu demselben schrieb, erzählt er, ganz nach seiner Art, wie viel er des Tartüffe willen zu leiden hatte, und gibt seine Meinung, ob Gegenstände dieser Gattung für die Bühne gehören, auf eine Weise, die noch jetzt sehr lehrreich ist. Man hört hier den großen Komiker besser, als sonst irgendwo, über seine Kunst räsonniren, und deswegen stehen einige Stellen daraus hier vielleicht nicht am unrechten Ort:

„Hier nun das Lustspiel," sagt er, „davon so viel Lärmens ge-

macht, das so lange verfolgt ward. Und die Leute, denen ich darin mitspielte, haben sonnenklar bewiesen, daß sie beiweitem mächtiger in Frankreich sind, als alle andere, die ich im Schauspiel darstellte. Die Marquis, die Eleganten und Uebergebildeten, die betrogenen Ehemänner, die Aerzte haben es ganz gutmüthig geduldet, wenn man sie aufs Theater brachte; sie schienen sich vielmehr mit der übrigen Welt an dem Bilde zu vergnügen, das man von ihnen entwarf; aber die scheinheiligen Kopfhänger verstanden keinen Spaß; sie kamen in Harnisch und fanden es sehr sonderbar, daß ich's wagen dürfte, ihrer Ziererei zu spotten, und ein Gewerbe lächerlich zu machen, mit dem sich so viel achtbare Personen abgeben. Das ist nun ein Verbrechen, sie können's schlechterdings nicht verzeihen; mit entsetzlicher Wuth gehen sie gegen meine Komödie zu Felde. Nicht auf die Stellen machen sie den Angriff, von denen sie verwundet wurden; sie sind viel zu politisch, haben viel zu viel Lebensart, als daß sie den Grund ihrer Seele zeigen sollten. Nein, nach ihrer lobesamen Gewohnheit muß die Sache Gottes ihre Interessen verhüllen; in ihrem Munde ist „Tartüffe“ ein Stück, das die Religion angreift. Es ist vom Anfang bis zum Ende voller Ruchlosigkeit, und jede Zeile ist des ewigen Feuers werth. Alle Sylben sind gotteslästerlich. — — Mocht' ich doch die Arbeit immerhin den Einsichten meiner Freunde, der Zensur der ganzen Welt vorlegen; alle Verbesserungen, die mir daran möglich waren, das Urtheil des Königs und der Königin, die das Stück sahen, der Beifall großer Fürsten und der Herren Minister, die es mit ihrem Besuch beehrten, das Zeugniß schätzenswürdiger Personen, die es nützlich fanden — genug, alles half mir nichts. Sie wollten einmal nicht anbeißen. Und alle Tage noch müssen unverschämte Eiferer im Publikum gegen mich schreien, die mich recht gottselig beschimpfen, und mich mit christlicher Liebe verdammen.“

„Ich weiß wohl, die Herren wollen gern glauben machen, Dinge, wie die, müßten nicht auf der Bühne behandelt werden; aber, wenn ich fragen darf: Worauf gründen sie denn ihre Meinung? Nichts, als ein vorgeschobener Satz ist's, ohne Haltung, ohne Beweis. Es fiele mir gar nicht schwer, ihnen zu zeigen, daß die Komödie überhaupt bei den alten Völkern aus der Religion selbst hervorging, und einen Theil ihrer Mysterien ausmachte, u. s. w."

„Wenn es die Bestimmung des Schauspiels ist, die Laster der Menschen zu züchtigen, so sehe ich wahrhaftig nicht ein, warum es darunter Privilegirte geben soll? — Das wäre in einem Staate gefährlicher, als alles Andere; und daß die Komödie eine vorzügliche Kraft zur Sittenverbesserung habe, wissen wir. Die trefflichsten Züge einer ernsten Moral wirken meistens beiweitem so mächtig nicht, als die der Satyre; selten fühlt der Sterbliche einen Tadel tiefer, als im Anblick seines eigenen Bildes. Nichts Fürchterlicheres für Bosheit und Thorheit der Sterblichen, als sie dem Gelächter aller Welt ausstellen. Man hört sich noch immer lieber tadeln, als verspotten. Schlecht sein mag man wohl; nur lächerlich will keiner sein." —

„Ich gestehe es, es gab Zeiten, wo die Komödie verdorben war. Und was trägt die Welt, das nicht alle Tage verderbt wird? Es gibt nichts so Reines, was Menschen nicht besudeln, nichts so Heilsames, was sie nicht in Gift verwandeln, nichts so Gutes, was sie nicht zum Bösesten mißbrauchen könnten. Die Arzneikunde ist eine nützliche Kunst; jeder schätzt sie, als eine der herrlichsten Sachen, die wir haben — und doch gab's eine Zeit, wo sie verhaßt war, und sehr oft verkehrte man sie in die Kunst, Menschen zu tödten. Die Philosophie ist eine Gabe vom Himmel; sie ward uns, um unsern Geist zur Erkenntniß der Gottheit zu erheben, durch Betrachtung der wunderreichen Natur — und doch ist's bekannt, daß man sie oft ihrem Zweck zuwiderleitete, und sie öffent-

lich dazu gebrauchte, Irreligiosität zu vertheidigen. Das Allerheiligste ist vor des Menschen Verderbtheit nicht geborgen; wir sehen Bösewichte, die täglich die Frömmigkeit mißbrauchen, und sie schändlich zu den gröbsten Verbrechen anwenden. Aber in solchen Fällen unterscheidet man denn auch, was verschieden ist. Man verwickelt nicht sogleich in einer falschen Folgerung die Güte der Sachen, die man verderbt hat, mit der Bosheit der Verderber. Man trennt immer den übeln Gebrauch der Kunst von ihrer erhabenen Bestimmung; und, wie man nicht leicht auf den Einfall kömmt, die Arzneikunde zu verbieten, weil sie einmal in Rom verbannt war, oder die Philosophie, weil sie in Athen einmal öffentlich verkannt ward: so muß man auch nicht die Komödie verurtheilen wollen, weil sie in gewissen Zeiten gehaßt ward. Dieser Haß hatte Gründe, die heute nicht mehr vorhanden sind. — — Die Komödie, welche auf Angriff ausging, ist gar nicht die Komödie, welche wir hier in Schutz nehmen. Man muß sich wohl hüten, eine mit der andern zu verwechseln. Es sind zwei Personen von ganz entgegengesetzten Sitten. Sie haben mit einander nichts, als den Namen ähnlich; und es wäre doch die schrecklichste Ungerechtigkeit, Olympien, die eine tugendhafte Frau ist, zu verdammen, weil es eine Olympie gibt, die zügellos lebt. Dergleichen Urtheile könnten die ganze Welt in Unordnung bringen. Denn nichts wäre, was nicht verdammt werden würde; und weil man solche Strenge doch also nicht gegen Dinge übt, die täglich gemißbraucht werden, so erweise man der Komödie dieselbe Gunst, und dulde Schauspiele, worin Unterricht und Sittlichkeit herrschen."

„Es gibt Personen, ich weiß es, deren Zartgefühl jedes Schauspiel anstößig findet; die da sagen, die schönsten Dramen seien eben die gefährlichsten; die Leidenschaften, welche darin geschildert sind, wären um so rührender, je mehr sie mit Tugend verwandt sind, und die Gemüther würden durch Darstellungen

dieser Art zu sehr bewegt. Ich begreife indessen nicht, warum es ein so großes Verbrechen sein sollte, vom Anblick einer edeln Leidenschaft bewegt zu werden? Die gänzliche Unempfindlichkeit, zu welcher sie unsere Seele emporsteigern wollen, ist eine etwas hohe Tugendstaffel. Ich zweifle sehr, ob eine so große Vollkommenheit in der Gewalt der menschlichen Natur sei; weiß nicht, ob es nicht besser wäre, dahin zu arbeiten, die Leidenschaften der Menschen zu veredeln, als sie ganz und gar zu vernichten. Ich gebe zu, es mögen Oerter sein, die man lieber besuchen sollte, als das Schauspielhaus. Und, wenn man Alles und Jedes verwerfen will, was sich nicht unmittelbar auf Gott und unser Seelenheil bezieht, so ist's natürlich, die Komödie gehört auch darunter, und ich find' es nicht unrecht, wenn man ihr, wie allem Uebrigen, den Stab bricht. Allein, vorausgesetzt, und wie es denn doch auch Wahrheit ist, daß die Uebungen der Andacht zuweilen Pausen haben, und daß den Sterblichen Zerstreuungen Bedürfniß sind, so behaupt' ich, kann deren keine unschuldigere erfunden werden, als das Schauspiel."

Was auch die Pariser-Frömmler gegen den Dichter schreien mochten, er hatte gesiegt. Ludwig XIV. vermehrte sogar die Pension desselben, und Moliere war von der Gunst seines Königs so lebhaft überzeugt, daß er ihn an eben dem Tage, da „Tartüffe" zum erstenmal wieder gegeben wurde, um die Gewährung einer neuen Gnade ansprach. Es betraf diesmal nicht ihn selbst, sondern einen seiner Freunde. — Die Bittschrift war so drollig abgefaßt, daß der König lachen und gewähren mußte.

Hier ist sie:

Sire!

„Ein hochachtbarer Doktor der Medizin, zu dessen Kranken zu gehören ich die Ehre habe, verspricht mir, und will sich in Gegenwart von Notarien verpflichten, mir noch dreißig Jahre das Leben

zu fristen, wenn ich ihm eine Gnade von Ew. Majestät gewinnen kann. Ich habe ihm auf dies Versprechen hin erwiedert, daß ich nicht einmal so viel verlange, und wohl zufrieden sein wolle, insofern er gelobte, mich nur nicht zu tödten. Diese Gnade, Sire, ist ein Kanonikat bei Ihrer königlichen Kapelle zu Vincennes, erledigt durch den Tod des . . . .

„Darf ich's auch wagen Ew. Majestät um diese Gnade anzuflehen, und sogar selbst an dem großen Auferstehungstage vom „Tartüffe", der durch Ihre Güte wieder ins Leben zurückkehrte? Versöhnt durch diese Ihre erste Gunst mit den Andächtigen, werd' ich's durch die zweite mit den Medizinern werden. — Für mich ist das allerdings zu viel Gnade auf einmal, aber vielleicht für Ew. Majestät nicht zuviel; und ich erwarte mit ein wenig ehrfurchtsvoller Hoffnung die Antwort auf meine Bitte."

Der Sohn des D. Maurilain, Moliere's Hausarztes, erhielt wirklich das Kanonikat, um welches für ihn der Freund seines Vaters gebeten hatte.

In dem Zwischenraum vom August 1667 bis 5. Februar 1669, wo den „Tartüffe" zu spielen verboten gewesen, war Moliere, um den Ruhm seiner Bühne zu erhalten, mit einigen andern Stücken hervorgetreten.

Zwei derselben waren freie Nachahmungen des Plautus; nämlich „Amphytrion", Lustspiel in drei Aufzügen und in freien Versen, welches zum erstenmal den 13. Jänner 1668 gegeben ward, und der „Geizige", der erst den 9. September 1668 aufgeführt ward.

Voltaire setzt beide Stücke weit über die Arbeiten des römischen Dichters hinaus, so wie die gelehrte Frau Dacier das Gegentheil in einer besondern Dissertation hat beweisen wollen, die sie aber vorsichtig wieder unterdrückt haben soll, da sie erfuhr, Moliere habe ein Lustspiel: „die gelehrten Weiber" in der Arbeit,

Es läßt sich nicht läugnen, daß Molierens Arbeiten, verglichen mit denen des Plautus, mehrere Vorzüge haben — nie aber werden sie die Werke des Römers verdunkeln. — Ueberhaupt ist nichts gefährlicher, als die Parallele zwischen ältern und neuern Dichtern zu ziehen, oder auch nur zwischen Dichtern aus verschiedenen Sprachen. Immer wird das Urtheil durch Nebenumstände bestochen, die der Beurtheiler oft selbst nicht ahnet.

Der neuere Dichter hat die Kenntniß vom Geist der Zeitgenossen, ihrer Kultur, ihres Geschmacks — sein Witz ist treffender, seine Anspielungen sind verständlicher; vertraut mit seinem Publikum weiß er überall das Gemüth desselben leichter zu ergreifen und zu bewegen. — Diese Vortheile gehen den Alten verloren; ihr Witz ist ohne Stachel, sobald der Fehler nicht mehr ist, den sie bei ihren Zeitgenossen fanden; Religion, Sitte, Kultur, Geschmack, alles ist nicht mehr, wie ehemals. Wir verstehen ihre Anspielungen erst durch Commentare, ihren Witz erst durch Erklärungen. — Dagegen übt eine fremde Sprache, eben dadurch, daß sie uns fremd ist, beim Lesen eines alten, oder eines ausländischen Dichters, über uns eine Gewalt aus zum Vortheil des Fremdlings, die bedeutender ist, als man wohl glaubt. Während die Gedanken und Gefühle des einheimischen Dichters klar und unverhüllt in der Muttersprache vorliegen, schwebt um den Sinn des fremden Dichters für uns ein zarter Nebel, welcher noch viel Schöneres zu verhüllen scheint, als uns entdeckt ist. Was uns in der Muttersprache gleichgültig gelassen hätte, kann in der fremden uns reizend dünken, nicht der Sprache willen, und daß sie melodischer wäre, als die unsrige, sondern weil eben ihre Fremdheit uns nicht so rasch, wie in der Muttersprache, über einen Gedanken, über ein Bild dahinfliegen läßt, und uns fesselt, bis wir Gedanken und Bild ganz in uns übertragen, und deren ganze Wirkung empfunden haben. Immer lesen wir die fremde Sprache mit einem Gefühl

von Schüchternheit, daß uns in ihr, troß unserer Bekanntschaft mit derselben, manche Schönheit entschlüpfen könne. Wir vermuthen hinter manchem Ausdruck noch mehr, als der Schriftsteller selbst geben wollte. Eine Reihe Associationen von Ideen, Bildern und Gefühlen drängen sich in uns um diesen Ausdruck, angeregt vom fremden Klang; indem wir den ausländischen Dichter lesen, dichten wir unwillkürlich selbst, und was im einheimischen Dichter uns sehr mittelmäßig geschienen haben, und ohne Wirkung geblieben sein würde, kann uns bei jenem entzücken. Daher wird auch die trefflichste Uebersetzung immer neben dem Original verlieren; wir werden in jener immer gewisse Schönheiten vermissen, womit dieses prangt. Daher wird der Streit über den Vorzug der alten und neuen Dichter noch lange dauern, und doch nie entschieden werden. Er kann mit Interesse geführt werden aber nie mit wesentlichem Nutzen.

Außer dem „Amphytrion“ und dem „Geizigen“ gab Moliere noch in eben der Zeit den George Dandin, ou le mari confondu. — Die Eifersucht eines Ehemanns schien jetzt ein Lieblingsgegenstand Moliere's zu werden. Er ist unerschöpflich an Witz und Laune, das Lächerliche dieser Leidenschaft darzustellen. Vielleicht war dies am Ende nur moralische Arznei, die er für sich selbst bereitete. Denn Moliere war durch seine junge Gattin nichts weniger, als glücklich.

Der schönen Bejart, seit sie seine Frau war, und in Rollen auf dem Theater glänzen konnte, gab er immer die ersten. Sie war jung und reizend, leichtsinnig und eitel. Anbeter umschwärmten sie; und sie — verbannte sie nicht. Wie uns ein anonymer Schriftsteller erzählt, datirte sich die Erscheinung des häuslichen Unsterns von dem Tage, da die junge Frau in der „Prinzessin von Elis“ die Prinzessin spielen mußte. Ein gewisser Graf de *** verliebte sich mit der heftigsten Leidenschaft in das liebliche Weib;

und Madame Moliere fand den jungen Mann wenigstens liebenswürdig und um vieles jünger, als den Ehegemahl.

Man machte diesen aufmerksam darauf, und wie sein Streben, dem Publikum zu gefallen, ihn gar nicht daran denken lasse, das Betragen seiner Frau zu prüfen. Man gab ihm zu verstehen, daß, während er alle Welt zu amüsiren suche, alle Welt seine Frau amüsiren möchte. Die Eifersucht erwachte. Er ging zu seiner Gattin, überhäufte sie mit seinen Klagen; rief ihr die Sorgfalt ins Gedächtniß zurück, mit welcher er sie erzogen habe, und die zarte Weise, mit welcher er, immer noch mehr Liebhaber als Ehemann, sie behandle. Dürfte er auf keine Gegenliebe zählen, so glaubte er doch auf ihr Gefühl von Dankbarkeit Anspruch machen zu können.

Sie ward durch seine Vorstellungen erweicht. Weinend gestand sie ihm offenherzig, daß es dem Grafen gelungen wäre, ihr Empfindungen einzuflößen, die sie nicht nähren sollte. Sie schwor ihm treu zu bleiben, und bat, die Verirrung eines Herzens zu verzeihen, das, noch zu wenig bekannt mit der Welt und sich selbst, aus Leichtsinn fehlte. Sie that ihm das feierliche Gelübde, sich künftig strenger zu bewachen, und nie wieder schwach zu sein.

Der gutmüthige Moliere beruhigte sich. Er glaubte ihren Thränen. Er bereute sein erstes, heftiges Aufwallen, und stellte ihr nur vor, daß die Reinheit des Bewußtseins nicht genug sei, des Weibes Ehre ungekränkt zu erhalten; man müsse auch den Schein, der wider uns zeugen könnte, meiden, besonders in einem Zeitalter, wo die Menschen meistens geneigt wären, eher das Schlimmste, als das Beste von Andern zu glauben.

Die guten Vorsätze des jungen Weibes verschwanden indessen bald wieder. Sie erneute ihre vorige Lebensart; hatte bald wieder ihre Bewunderer, ihre kleinen Intriguen, und für den armen Moliere fanden sich auch bald wieder unbesonnene oder schadenfrohe Freunde, die ihm redlich alles zu Ohren brachten, was sie von

seiner Frau wußten. Er eilte zu ihr, und machte ihr die heftigsten Vorwürfe; drohte sogar, sie einsperren zu lassen.

Sie schluchzte, sie tobte, sie fiel in Ohnmacht. Der gute Mann kam außer sich vor Schrecken. Er verfluchte seinen Ungestüm, sein Aufbrausen. Er bat, sobald er sie wieder zu sich selbst gebracht hatte, um Verzeihung, und daran zu denken, daß nur Liebe, die innigste, ihn zu dieser Heftigkeit gebracht hätte. Um zu beweisen, welche Gewalt sie über sein Herz übe, wollte er, ungeachtet aller Ursachen sich zu beklagen, dennoch schweigen, und alles verzeihen, wenn sie künftig nur ihren Wandel beschränken werde.

Diesmal, statt gerührt zu werden durch die Großmuth, nahm die Dame einen ganz andern Ton an. Sie erklärte ihm geradezu, daß sie es müde sei, sich beständig mit unverschuldeten Vorwürfen quälen zu lassen; daß er Maßregeln zu einer Ehescheidung ergreifen solle; daß sie wohl wüßte, aus welcher trüben Quelle die Verläumdungen gegen ihre Unschuld flößen, und daß sie, mit einem Worte, länger nicht mit einem Manne leben könne und wolle, der noch immer die vertrauten Verbindungen mit Mademoiselle de Brie unterhielte, wie ehemals, die noch immer mit ihnen unter einem Dache wohne, und seit dem Hochzeitstage noch nicht das Haus verlassen habe.

Die Erzürnte war von nun an nicht wieder zu versöhnen. Moliere und seine Freunde thaten alles, die Ehescheidung zu verhindern; aber vergebens. Sie blieb bei ihrem Vorsatz, frei zu werden, und betrug sich auch wirklich gegen ihre Anbeter, als hätte sie weiter keine Verpflichtungen gegen den Ehemann. Moliere, empört durch diese Aufführung, schied sich wirklich von ihr, ohne förmliche Ehescheidung und Parlamentsspruch. Sie lebten in vollkommener Gleichgültigkeit gegen einander, wie zwei fremde Personen.

Doch er konnte die Gleichgültigkeit nicht lange behaupten; er liebte die Leichtsinnige noch immer, so gern er sie auch verachten

und vergessen wollte. Sein Schicksal machte ihm manche traurige Stunde.

Als er eines Tages zu Auteuil in seinem Garten saß, und düster träumte, kam la Chapelle. Er wollte heitere Miene annehmen; la Chapelle aber bemerkte den Kummer leicht, und forschte der Ursache davon nach, die jener gern sich selbst und Andern verhehlen wollte. Moliere schämte sich etwas, so wenig Standhaftigkeit in einem Unglück zu beweisen, das in Paris sonst eben nicht zum Seltensten gehörte. Aber, da la Chapelle unaufhörlich in ihn drang, ergoß er diesem sein Herz in lauten Klagen mit seiner gewöhnlichen Unbefangenheit.

La Chapelle, welcher seinen Freund über dergleichen Dinge weit hinaus zu sein glaubte, machte sich nur lustig darüber, daß ein Mann, wie Moliere, der das Lächerliche anderer Menschen so glücklich zu treffen wüßte, selbst in einen Fehler verfiele, den er täglich auf der Bühne tadle, und bewies ihm, daß das Lächerlichste von Allem wäre, eine Person zu lieben, der es nicht einfiele unsere Zärtlichkeit zu erwiedern. — „Ich," sagte er: „ich für meine Person gesteh' Ihnen, wenn ich unglücklich genug wäre, mich einmal in einem ähnlichen Fall zu finden, und ich überzeugt wäre, die Person, die ich liebte, gewährte Andern ihre Gunst — ich würde sie so herzlich tief verachten, daß ich von meiner Leidenschaft auf immer geheilt sein würde. Uebrigens haben Sie bei einer Frau noch einen Vortheil, der Ihnen entginge, wenn es nur um eine Geliebte zu thun wäre. Rache, die gewöhnlich statt der Liebe endlich ein gekränktes Herz beseelt, Rache kann Sie entschädigen für all den Kummer, den Ihnen Ihre Frau macht. Sie dürfen sie nur ins Kloster schicken und einsperren. Das wäre zuletzt das beste Mittel, sich zu beruhigen."

„Haben Sie in Ihrem Leben schon einmal geliebt?" unterbrach ihn Moliere, der bisher ruhig zugehört hatte.

„Allerdings," entgegnete la Chapelle: „geliebt, wie ein Mann von gesunden Sinnen lieben muß. Aber wahrhaftig, es hätte mich das, was Ehre anräth, gar so große Ueberwindung nicht gekostet. Ich muß für Sie erröthen, Sie noch so unentschlossen zu sehen."

„Ich seh' es schon," antwortete Moliere: „Sie haben noch nie geliebt. Sie nehmen den Schein, die Täuschung, für die Liebe selbst. Ich mag Ihnen jetzt nicht ein Heer von Beispielen geben, woraus Sie die Gewalt dieser Leidenschaft kennen lernen könnten. Ich will Ihnen nur eine einfache Schilderung von mir selbst geben, um Ihnen zu zeigen, wie wenig man Herr seines Selbstes ist, wenn Leidenschaft einmal den Meister über uns spielt. Sie sagen, ich habe tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens; die Gemälde, welche ich dem Publikum täglich davon liefere, verriethen dies. Gut! auch mich hab' ich studirt genug, um jede Schwäche meines Herzens zu wissen. Während aber meine Kenntniß mich lehrte, daß man die Gefahr fliehen müsse, lehrte mich Erfahrung, sie sei dennoch unvermeidlich." Nun erzählte ihm Moliere die ganze Leidensgeschichte seines Ehestandes, und fuhr nach einigen Reflexionen darüber fort: „Ich habe also den Entschluß gefaßt, mit ihr auf dem Fuß zu leben, als wäre sie nicht meine Gattin. Aber, wenn Sie wüßten, was ich leide — Sie würden Mitleid mit mir haben. Ja, der Wahnsinn meiner Liebe geht so weit, daß ich selbst das lebhafteste Interesse für alles und jedes habe, was meinem treulosen Weibe von Interesse sein kann. In eben dem Augenblick, wo ich die Unmöglichkeit fühle, meine Leidenschaft für sie zu besiegen, sag' ich mir selbst: daß es ihr vielleicht eben so sehr Unmöglichkeit ist, den Hang zum Kokettiren zu überwinden; und ich finde mich eher gestimmt, sie zu beklagen, als zu hassen. — Sagen Sie mir immerhin: man muß Dichter sein, um so lieben zu können; ich, meinestheils, glaube, es gibt nur eine

Art von Liebe; und wer nie ähnlich zart empfunden hat, der hat auch noch nicht wahrhaftig geliebt."

So weit jener anonyme Schriftsteller, der uns diese Anekdote aus Moliere's häuslichem Leben erzählt. Ob sie strenge Wahrheit sei? Wer mag und darf es verbürgen? In der Hauptsache hat sie ihre Richtigkeit; übrigens, so schwach unser Dichter darin auch erscheint, sind doch die zarten Empfindungen, die er dabei äußert, seiner nicht unwürdig.

Moliere liebte als Gatte und Freund gewiß immer mit ganzer Seele. Was er that und empfand, war nie halb gethan und empfunden. La Chapelle hingegen war feiner Wollüstling und Weltmann, der roth geworden sein würde, wenn er sich selbst einmal bei einer Innigkeit des Gefühls ertappt hätte. Er besuchte zwar Molieren oft in seinem Garten zu Auteuil; weniger aber, wie man versichert, um sich, umgeben von den Reizen der Einsamkeit, näher an das Herz eines Freundes zu drängen, als vielmehr um die Freuden der Tafel dort zu genießen, und sich bei mancherlei Fremden ein Verdienst zu erwerben, die, neugierig den Dichter in der Nähe zu sehen, von ihm ohne Umstände mit nach Auteuil genommen wurden.

Beide Männer waren daher, wie man zu sagen pflegt, gute Freunde; aber Freunde waren sie eigentlich nicht. Moliere war indessen zu gutmüthig, und zu sehr Menschenkenner, als daß er nicht selbst die Fehler seiner Freunde zu entschuldigen der Erste gewesen wäre. Die Worte Philints im „Misanthropen“:

Natürlich ist dem Sterblichen,
So wie das Gute, auch der Sinn des Bösen.
Ich mag des Menschen Bosheit, seine Tücke
Und Selbstsucht sehen — oder sehn des Geiers
Blutdürst'ge Mordlust, und des Wolfes Gier,
Des Affen Hinterlist — — mich kränkt der Eine
Nicht mehr, nicht minder, als der Andre —

scheint er aus seiner Seele gesprochen zu haben, so wie Moliere's gesammte Lebensweisheit sich in dem Charakter Philints auszusprechen scheint, wenn er diesen zu dem mürrischen Alkmar in jenem Lustspiele sagen läßt:

Nur doch ein wenig Nachsicht, nur ein wenig,
Mit den Konvenienzen unsrer Welt,
Und mit der schwachen menschlichen Natur!
Der Weise wahrt die goldne Mittelstraße;
Er haßt und liebt mit stiller Nüchternheit,
Und seine Tugend, duldsam gegen Andre,
Hüllt sich nicht immerdar ins Tigerfell.
Der alten Zeiten rauhe, strenge Einfalt
Ist gut, doch nicht der heut'gen Welt entsprechend.
Man muß der Zeit und Sitte Rechnung tragen;
Die lächerlichsten aller Träume sind
Die Träumerei'n der Weltverbesserer.
Auch ich, so gut, wie Sie, bemerke täglich,
Was besser sein, was anders gehen sollte;
Ich könnte mich, wie Sie, bei jedem Schritt
Von Herzen ärgern, aber nie geschieht's.
Ich nehme nur die Menschen, wie sie sind;
Gewöhne mich zu dulden, wie sie's treiben.

Nachsichtiger gegen die Fehler Anderer war gewiß Niemand, als er. Gutmüthig opferte er sich für die Wünsche Anderer auf, und selten wußte man's ihm nur Dank. Er war der Sklave seiner Schauspieler-Gesellschaft, die ihm nie Ruhe ließ, und ihm alle Augenblicke anlag, ihr neue Vortheile zu verschaffen.

Was zum Hause des Königs gehörte, hatte bisher Freibillets im Schauspiel gehabt. Moliere's Leute bestürmten ihn, dies Vorrecht abschaffen zu lassen, von dem sie keinen Nutzen hätten. Er zögerte lange. Endlich wandte er sich an den König,

und erhielt die neue Gnade. Aber die Gensd'armes, die Musketiers und Gardes du Corps, erbittert durch den Verlust ihres alten Rechts, stürmten die Thüren des Komödienhauses, erschlugen sogar einen Portier, und hätten wahrscheinlich die Schauspieler selbst übel behandelt, wenn Moliere nicht vorgetreten wäre, und diese unbesonnene Jugend mit Vorstellungen, wie sehr ihr Betragen sich von der Ehrfurcht gegen den Willen des Monarchen entferne, zur Ruhe gebracht hätte.

Als sich die Truppe den Tag nachher versammelte, beschloß sie, noch immer nicht vom Schrecken genesen, den ihr der stürmische Auftritt verursacht hatte, den König um Widerrufung seines zu ihren Gunsten gegebenen Befehls anzuflehen. Allein Moliere, unerschütterlich, wenn er einmal seinen Entschluß genommen, willigte schlechterdings nicht ein. Ludwig XIV. ließ das Schauspielhaus mit Wachen besetzen, und das Verbot, ohne Zahlung hineinzugehen, erneuern.

Keinem seiner Freunde stiftete aber Moliere ein so schönes Denkmal, als dem berühmten Maler Mignard, der um diese Zeit von seinen Künstlerreisen aus Italien zurückgekommen war, und mit unserm Dichter in der engsten Freundschaft lebte. Sie hatten einander schon, wie le Bret erzählt, zu Avignon gekannt. Mignard malte Molieren, und Moliere besang in seinem Gedicht la Gloire du Val de Grace den Freund und den Künstler, wie einst Ariosto den Titian sang. Das Gedicht ist ganz didaktischer Art; es setzt die Hauptheile der Malerkunst auseinander, Erfindung, Zeichnung und Kolorit; schildert die Verschiedenheit der Oel- und Fresko-Malerei, um als Probierstein der Meister-Größe zu dienen; erhebt Mignard in die Reihen der ersten Fresko-Maler, und nennt Jules, Annibal, Raphael, Michel-Ange, nur les Mignards de leur siècle; streut darauf Ludwig XIV. eine Blume, der den Maler bei seinen Arbeiten besuchte, und endet

mit einer Anrede an Colbert, die vielleicht die interessantesten Stellen des ganzen Gedichtes enthält.

Mignard vergrößerte nun durch seine Person den Kreis geistvoller Männer, welche Molieren umgaben, und war Theilnehmer an den frohen Stunden, die auf dem Landgute des Dichters gefeiert wurden. Freilich waren die Gastmahle zu Auteuil nicht alle sokratischer Art, und oft setzte sich die Thorheit freundlich in die Reihen der großen Männer um den gastfreien Tisch. Einmal hätte, zum Beispiel, wenig gefehlt, und Frankreich würde in einer und derselben Viertelstunde die Krone seiner schönen Geister durch einen Geniestreich eingebüßt haben.

La Chapelle, Boileau, Mignard, Lafontaine, Lulli u. s. w. saßen nämlich an einem Sommerabend zu Auteuil beim Nachtessen, philosophirten beim Glase Wein über den Werth der Freundschaft und des Lebens und schwärmten immer höher hinaus. Moliere trank ruhig seine Milch, verließ die Zecher in ihrer dithyrambischen Laune, und legte sich schlafen. Je mehr sie tranken, je nichtswürdiger erschien ihnen die Gestalt des Lebens. Zuletzt beschlossen sie, um das Vergnügen zu haben, mit einander sterben zu können, sich sammt und sonders in den benachbarten Fluß zu stürzen.

Der junge Baron war zugegen; er lief zu Molieren, weckte ihn und machte ihn mit dem heroischen Entschluß seiner Gäste bekannt. Dieser suchte sogleich die begeisterte Gesellschaft, beklagte sich sehr, daß sie das herrliche Vorhaben ausführen wollten ohne ihn, und sagte, er sei mit von der Parthie. „Aber," rief er: „eine so schöne That muß bei hellem Tage geschehen; daß Jeder sie sehe, nicht bei finsterer Nacht!" — Seine Meinung erhielt Beifall; man legte sich zur Ruh und — stand nüchtern wieder auf.

Schon seit einiger Zeit war Baron wieder bei Molieren. Er hatte es sehr bereut, seinen Wohlthäter, um einer übeln Laune

von Madame willen, verlassen zu haben, und sehnte sich zu ihm zurück, wagte es aber kaum nach Paris zu gehen, weil er Moliere's Gunst auf immer verscherzt zu haben glaubte. Kaum erfuhr dies der gutmüthige Mann, so schrieb er ihm: „Hier send' ich Ihnen einen Befehl vom König, und Reisegeld. Nehmen Sie die Post; kommen Sie zu mir." Er berechnete Tage und Stunden, wann der Jüngling wieder bei ihm eintreffen könne, ging ihm entgegen und wartete beim St. Viktorsthor auf ihn. Baron seinerseits nahm sogleich die Post, und flog nach Paris. Die Pferde waren ihm nicht schnell genug. Er vergaß unterwegs im Wirthshause seine Geldbörse; er mochte nicht danach umkehren. Er fuhr so schnell durch die Barriere, daß der harrende Moliere ihn nicht erkannte. Dieser kehrte bei der Abenddämmerung mißvergnügt heim. Da stand Baron schon seiner wartend. Schüler und Lehrer stürzten einander mit Freudenthränen in die Arme.

Moliere war unterdessen, als Dichter, nicht träge gewesen. Noch im Jahr 1669 hatte er seine bekannte Posse **Monsieur de Pourceaugnac** geschrieben und aufführen lassen. Sie war in Prosa, in drei Aufzügen und mit Intermezzo's. Lulli machte zu den Ballets die Musik, tanzte, sang darin und spielte die Violine. Das Stück war für die Kasse berechnet; der Dichter hatte nicht allein für seinen Ruhm zu sorgen. Er mußte dem größern Publikum, er mußte dem Hof gefällig leben. Dem Letztern zu gefallen, schrieb er auch **les Amours magnifiques**, Lustspiel in Prosa, in fünf Akten und mit Ballets, welches im Februar 1670 vor dem Hof in St. Germain aufgeführt wurde, niemals aber in Paris. Ludwig XIV. selbst hatte dem Dichter die Idee, welche dem Stück zum Grunde liegen sollte, gegeben. Zwei Prinzen, Nebenbuhler, geben abwechselnd ihrer Geliebten prächtige Feste, und suchen einander dadurch den Rang abzugewinnen. Dies ist der Hauptinhalt des Ganzen, welches, entkleidet von dem Pomp der Intermezzo's,

auf keiner Bühne durch sich selbst interessiren konnte. Auch ward es erst nach dem Tode des Verfassers gedruckt. Er selbst verachtete die auf hohen Befehl gemachte Arbeit.

Desto besser wirkte, wie am Hofe, so auch in der Stadt, seine Posse **le Bourgeois gentilhomme**, die er bald nachher gab, worin der große Lulli, der die Musik zu den Ballets gemacht hatte, wie im „Pourceaugnac", selbst spielte.

Die französische Akademie ging um diese Zeit damit um, Molieren unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Sie soll sich endlich geneigt erwiesen haben, dem Dichter den ersten erledigten Platz einzuräumen, unter der Bedingung, wenn er sich als Schauspieler, wie im „Adelsüchtigen" geschah, keine Schläge mehr geben lassen wollte. — Hundert und acht Jahre nachher verehrte d'Alembert der Akademie Moliere's Büste, unter welche Saurin den schönen Vers setzte:

Rien ne manque à sa gloire, il manquoit à la nôtre.

Moliere ließ sich durch kein akademisches Nasenrümpfen abhalten, dem großen Haufen von Zeit zu Zeit im Niedrigkomischen dies und das zum Besten zu geben. Ein Beweis davon sind seine **Fourberies de Scapin**, eine Posse in drei Akten und in Prosa, die im Mai 1671 zum erstenmal auf die Bühne kam. Sie ist ganz im Geschmack der altitalienischen Stücke, abenteuerlich, unwahrscheinlich, und possenhaft oft bis zur Albernheit. Man kann sie als eine Nachahmung von Terenzens Phormion ansehen. Sie enthält verschiedene Scenen, die fast ganz aus ältern, damals noch beliebten Harlekinaden genommen sind.

So übel man auch dem Plautus Frankreichs dies Opfer deutete, welches er dem schlechten Geschmack brachte, den er selbst verbessert hatte, so streng auch Boileau über ihn richtete:

Dans ce sac ridicule où *Scapin* s'enveloppe
Je ne reconnois plus l'auteur du *Misanthrope*,

war doch die Posse nicht ganz ohne Verdienst. Sie füllte das Haus, und Moliere befand sich wohl dabei. Seinen Kunstrichtern und Tadlern setzte er vielleicht eben das entgegen, was der Verfasser eines Buches, betitelt: le Livre sans nom, welches Bayle beim Artikel Moliere anführt, den Harlekin sagen läßt: Die Späße und Streiche da in euern Komödien (sagt' ich zu ihm) sind eben nicht unangenehm; nur schlimm ist's, daß nicht alle gleich gut sind. — Ich geb' es zu, (erwiederte er mir): Indeß sie belustigen doch gewisse junge Leute, die in unser Theater kommen, um zu lachen, und die über Alles lachen, ohne oft eigentlich zu wissen, warum? Wir spielen oft vor Leuten dieser Art, und man muß ihnen Späße nach ihrem Geschmack geben, sonst würde unser Schauspielhaus eine große Einöde werden. — Es thut mir nur leid, (sagt' ich zu ihm): daß ihr eure alten Stücke fast ganz liegen lasset. Sie waren im Geschmack aller gebildeten Personen; man fand darin viel Nützliches für die Sitten; eure Bühne war, ich darf's wohl sagen, ein Ort, wo, wenn man das Lächerliche des Lasters erblickte, durch diesen einzigen Umstand lebhaften Sinn für die Tugend bekam. — Würden wir nichts als unsere ältern Stücke spielen (gab er zur Antwort), so wäre unser Theater bald schlecht genug besucht; man würde, wie einmal Cinthio schon zu St. Evremond sagte, die besten Schauspieler bald bei den trefflichsten Komödien Hungers sterben sehen.

Noch in demselben Jahre, da Moliere die obenerwähnte Posse schrieb, mußte er auf Verlangen des Hofes den Plan zu einem Trauerspiel, durchmischt mit Ballets und Gesängen, entwerfen und ausarbeiten. Er nahm dazu die Geschichte der Psyche, konnte aber, wegen Mangel der Zeit, nur den ersten Akt, die erste Scene des zweiten, und die erste Scene des dritten Aktes vollenden. Der damals schon bejahrte Peter Corneille, der Vater der französischen Tragödie, versificirte das Uebrige; den Text der Gesänge

machte Quinault; Lulli komponirte die Musik; der große Baron, damals noch Jüngling, spielte in diesem Stück den Amor. — Ungeachtet der Vereinigung der glänzendsten Talente, die jemals zur Verfertigung eines Schauspiels zusammengetreten waren, blieb Psyche doch ein äußerst mittelmäßiges Trauerspiel-Ballet, und erhielt sich nicht lange auf dem Theater. Nur die königliche Verschwendung, mit der das Stück in aller Pracht gegeben ward, konnte durch ihren Glanz die Fehler desselben auf eine kurze Zeit verbergen.

Desto mehr Aufsehen erregten im folgenden Jahre 1672 die **Femmes savantes**, welche Moliere wahrscheinlich seit mehrern Jahren entworfen und gefeilt hatte. Dies Lustspiel in Versen und in fünf Akten ward von den Kennern in den Rang des „Tartüffe" und des „Misanthrop" gesetzt. Es ist aber so leer von Handlung und Intrigue, daß es anfangs sehr kalt aufgenommen wurde, bis der König applaudirte. Da applaudirten sogleich der ganze Hof und die Stadt.

Wiewohl es auch in unsern Tagen noch einen nur zu großen Ueberfluß gelehrter Damen gibt, die ihren Ehemännern und Verwandten viel zu seufzen, und dem Publikum viel zu lachen geben, haben Moliere's „Gelehrte Frauen" doch nicht mehr für uns, selbst nicht einmal für das heutige Paris dasselbe Interesse, wie zu seiner Zeit. — Das Ganze war mehr Personalsatyre. Vadius in diesem Stück sollte der in der Literaturgeschichte noch jetzt nicht vergessene Menage, und Trissotin (in den ersten Vorstellungen hieß er Tricottin) der Abbé Cottin sein, dessen Name jetzt schon unbekannt wäre, hätten ihn nicht Boileau's Satyren, und Moliere's Stück, als einen elenden Schmierer verewigt, der sich so gern durch das Schimpfen auf große Männer groß zu machen suchte. Die Verse, welche Trissotin auf dem Theater dem Gelächter des Publikums preisgibt, waren wirklich Verse von Cottin,

und der Schauspieler, welcher die Rolle Trissotins spielte, trieb es so weit, daß er dem Original selbst durch Stimme und Geberden nachahmte. Man sagt, der arme Cottin habe diesem Streich nicht widerstehen können, und sei darüber in tiefe Melancholie gerathen, die ihn zum Grabe führte.

Das Beste, was man über diesen Gegenstand sagen kann, und was für die Schriftsteller jedes Zeitalters ein goldenes Wort sein sollte, ist das, was Voltaire sagt, da er die obige Anekdote anführt: „So kosteten die Satyren Boileau's auch dem Abbé Cassaigne das Leben. Traurige Wirkung einer mehr gefährlichen als nützlichen Freiheit des Schriftstellers, die weniger den guten Geschmack begünstigt, als die menschliche Schadenfreude kitzelt. — Die beste Satyre, die man gegen schlechte Dichter machen kann, ist, vortreffliche Werke liefern. Moliere und Despreaux hatten nicht nöthig, noch Beleidigungen hinzuzuthun."

Der König, wie die Geschichte des französischen Theaters erzählt, wollte um diese Zeit dem Hof ein Fest geben. Die schönsten Stellen des Ballets, welche er seit einigen Jahren gesehen, sollten zu dem Ende in ein Ganzes verknüpft werden. Er befahl unserm Dichter eine Komödie zu verfertigen, worin alle diese Stückwerke von Musik und Tanz einzuschalten wären. So entstand die Comtesse d'Escarbagnas. Mit Weglassung aller Intermezzo's machte Moliere aber endlich daraus eine niedliche Posse in einem Akt; und so wurde sie auch zu Paris 1672 gegeben.

Er litt noch immer an seinen Brustbeschwerden. Die Milchkuren halfen wenig; und der häusliche Kummer verstimmte ihn nicht minder. Mit seiner leichtsinnigen Gattin war er bald versöhnt, bald wieder zerfallen. Er sehnte sich nach Ruhe, und doch war er, durch die Lebhaftigkeit seines Geistes selbst, unfähig, der Ruhe zu genießen.

Er gab die Milchkuren auf. Das besserte seinen Zustand nicht.

Man redete ihm zu, in Rücksicht der Verhältnisse mit seiner Gattin, Philosoph zu sein und ruhiger zu werden. „Ach," sagte er zu seinen Freunden: „ich werde in Ewigkeit nicht Philosoph bei einer Frau werden, die so liebenswürdig wie die meinige ist."

Er verlor in der Gesellschaft alle frohe Laune; nur in der Studierstube nicht, wenn er, alles und sich selbst vergessend, dichtete. Wer sollte seinem **Malade imaginaire** es jemals ansehen, daß ihn ein Mann schrieb, der schon mit seiner Todeskrankheit kämpfte? — Selbst sein Schauspielerstand, dem er sich aufgeopfert hatte, für den, wie für nichts anderes, seit seinen Kinderjahren er allein nur Sinn gehabt hatte, ward ihm gleichgültig, beinahe verhaßt.

Ein junger Mann, dessen Vater Rechtsgelehrter war, kam zu ihm, um Schauspieler zu werden. Er mußte deklamiren, und hatte Moliere's Beifall. „Aber kehren Sie um!" sagte er zu ihm: „Ich verspreche Ihnen, Sie machen Ihr Glück vor den Tribunalen. Treten Sie in die Fußstapfen Ihres Vaters und stoßen Sie Ihren Verwandten nicht den Dolch ins Herz, indem Sie sich auf dem Theater zeigen. Ach, ich werf' es mir noch immer vor, daß ich meiner Familie dies Leid zufügte!"

Die Verwandlung war in ihm offenbar nur Folge seiner Kränklichkeit, und des Verdrusses, den ihm bald sein Weib, bald seine Schauspieler machten. Sein Husten nahm beständig zu.

Es war am 16. Februar 1673, da er sich besonders schwach fühlte. Den Abend sollte „der Kranke in der Einbildung" gegeben werden, und zwar zum viertenmale. Er selbst spielte darin die Rolle des Argan, des eingebildeten Kranken. Er fühlte seinen peinlichen Zustand lebhafter, denn sonst. „So lange noch das Leben für mich mit Schmerzen und Freuden gemischt war," sagte er zu seiner Frau, in Barons Gegenwart, „fand ich's erträglich. Jetzt aber, wo Leiden und Unmuth mir keinen ruhigen Augenblick gönnen, muß es enden!" — Bald darauf, nachdem

er einige Zeit geschwiegen, seufzte er leise: „Was der Mensch doch dulden muß, ehe er sterben kann!"

Inzwischen strömte das Volk zahlreich zum Schauspielhause. Moliere rüstete sich, ungeachtet seiner Schwäche, seines Hustens, hinzugehen. Seine Gattin und Baron beschworen ihn mit Thränen, daheim zu bleiben, und für seine Gesundheit zu sorgen. „Nichts!" rief er: „Fünfzig arme Arbeiter, wovon sollen sie denn leben? Alles, was ich thun kann, ist: man soll früher anfangen, und mit dem Schlage vier Uhr."

Er war nicht davon abzubringen. Das Schauspiel nahm in der von ihm bestimmten Zeit den Anfang. Nur mit der gewaltigsten Anstrengung aller Kräfte konnte er seine Rolle zu Ende spielen. Als er im letzten Intermezzo von Ballet und Gesang das Juro! sprach, ergriff ihn eine Convulsion, die er umsonst durch erzwungenes Gelächter zu verhehlen suchte; es ward von Jedem bemerkt.

Nach Beendigung des Stücks ging Baron zu ihm in seine Loge. „Ich habe einen Frost, der mich tödtet!" sagte Moliere zu ihm. Baron ließ ihn sogleich in einem Tragsessel nach Hause bringen, und ins Bett. Der Husten kehrte heftiger zurück. Moliere verlangte noch einmal seine Frau zu sehen. Baron ging fort, um sie zu holen. Zwei Nonnen, die, wie es in Paris üblich war, in der Fastenzeit gebettelt hatten, und deswegen in Moliere's Wohnung eben eingetreten waren, blieben bei ihm. Ein heftiger Blutsturz endete sein Leben. Er starb in den Armen dieser Nonnen, ehe Baron und Moliere's Gattin kamen.

Noch eine Stunde vor seinem Tode hatte er einen Geistlichen begehrt, um die Sakramente zu empfangen (regelmäßig war er auch sonst zur Kirche, zur Beichte und zum Nachtmahl gegangen). Er hatte wiederholt zu zwei Priestern in der Pfarrei St. Eustache



gesandt, die beide sich weigerten zu erscheinen. Erst nachdem er schon ausgeathmet hatte, zeigte sich einer dieser Pfaffen.

Da Moliere ohne Absolution aus der Welt gegangen war, verweigerte der Pfarrer von St. Eustache das Begräbniß. „Wie?“ schrie die Wittwe: „Man verweigert einem Manne das Grab, dem Griechenland Altäre gegeben haben würde?“ Aber der Pfaffe, der den „Tartüffe“ wahrscheinlich noch nicht verschmerzt haben mochte, blieb bei seinem Willen. Die Wittwe wandte sich nun mit einer demüthigen Bittschrift an den Erzbischof Harlay von Paris. Auch dieser wollte noch Umstände machen, und würde vielleicht nicht anders als sein Pfarrer gehandelt haben, hätte der König nicht von der Sache Nachricht bekommen, und diesem Prälaten anzeigen lassen, daß er dem Geschäft ein Ende machen solle.

Der Erzbischof gab also den Befehl zur Beerdigung Moliere's auf dem St. Josephs-Kirchhof, der mit zur Pfarrei St. Eustache gehörte; in der desfalls ertheilten Ordonnanz (vom 20. Febr.) sagt er: »à condition, néantmoins, que ce sera sans aucune pompe et avec deux presters seulement, et hors des oeuvres du jour, et qu'on ne fera aucun service solemnel pour lui, ny dans la dicte paroisse Sainct-Eustache, ny ailleurs, mesme dans aucune églize des réguliers, et que nostre présente permission sera sans préjudice aux régles du rituel de nostre églize« u. s. w.

Der Pariser-Pöbel lief, als das Begräbniß vor sich ging, vor dem Hause des Verstorbenen zusammen. Nach seinen Begriffen konnte ein Komödiant unmöglich ehrlich begraben werden, wie andere Christen. Die Wittwe, um Unordnungen zu meiden, warf zum Fenster Geld hinaus, und beruhigte damit das zarte Gewissen des frommen Janhagels, der nun selbst die Leiche mit aller Ehrfurcht zu Grabe begleitete.

Eine unzählige Menge von Stanzen, Epitaphien, Sonetten, epigrammatischen Grabschriften, Lobliedern in französischer, in la-

teinischer, in italienischer Sprache erschien, als der Tod des großen Mannes in Paris bekannt ward. Voltaire rühmt das Epitaphium, welches der Pater Bouhours, Cailhava ein anderes, welches Huet, der Bischof von Avranches, auf Moliere's Tod verfertigte. Am wahrsten aber ist, was Boileau sagte:

> Avant qu'un peu de terre obtenu par prière
> Pour jamais sous la tombe eut enfermé Molière
> Mille de ses beaux traits, aujourd'hui si vantés,
> Furent des sots esprits à nos yeux rebutés. — —
> Mais, sitôt que d'un trait de ses fatales mains
> La Parque l'eut rayé du nombre des humains,
> On reconnut le prix de sa muse éclipsée.

Am rührendsten durch Einfalt und Naivetät klagte Lafontaine um den verlornen Freund; und am witzigsten schrieb La Chapelle:

> Puisqu'à Paris on denie
> La terre après le trépas
> A ceux qui durant leur vie
> Ont joué la comédie,
> Pourquoi ne jette-t-on pas
> Les bigots à la voierie?
> Ils sont dans le même cas.

Moliere hinterließ eine Tochter, die schön und geistvoll gewesen sein soll. Sie war, da er starb, erst ungefähr zehn Jahre alt. Die Erziehung, welche sie nachher von ihrer Mutter erhielt, war, wie man es von einem leichtsinnigen Weibe erwarten konnte. Sie ließ sich endlich von einem gewissen Rachet von Montalant entführen, der sie heirathete, und sein Leben mit ihr zu Argenteuil zubrachte.

Die Wittwe des Dichters verheirathete sich bald wieder mit einem Schauspieler, Namens Guerin, dessen unstätes Loos sie theilte. Die von ihr erschienene Lebensbeschreibung: **Histoire de la Guerin auparavant femme et veuve de Molière, 1688, 8.** ist mehr eine Schmähschrift auf sie, als Biographie.

Moliere's Truppe endlich verlor durch seinen Tod Alles. Als Schauspieler war er, wie Perrault versichert, im Komischen unnachahmlich gewesen. Keiner von allen, die nach ihm seine Rollen übernahmen, erreichte ihn; ja, nach seinem Tode büßten die meisten Schauspieler sogar von ihrem eigenen Werthe ein. Denn er war's gewesen, der immer mit dem feinsten Takt die Rollen unter sie vertheilt hatte, so daß jeder in seiner Art das Vollendete leisten konnte. Er war's gewesen, der ihnen das Kostüme vorschrieb, so ehemals sehr schlecht beobachtet war; er war's gewesen, der jeden einzelnen Schauspieler in seiner Rolle, über den Geist derselben, und wie sie genommen, wie ausgeführt werden wolle, mit unermüdlicher Geduld unterrichtet hatte. Das Alles war nun nicht mehr. Unzufriedenheit und Zwietracht, traten an die Stelle freundlicher Einigkeit. Vier der vorzüglichsten Mitglieder verließen bald die Truppe und vereinigten sich mit der im Hotel de Bourgogne. Der Ueberrest konnte nun nichts Ganzes mehr leisten. Auf Befehl des Königs mußten sich die Trümmer der Moliereschen Gesellschaft mit dem Theater du Marais vereinigen, die nun unter dem Titel der **Troupe du Roi**, in der Straße Mazarin ihr Theater erhielt und den 9. Juli 1673 ihre ersten Vorstellungen begann.

Schwarz von Sonnenburg,
der Missionär.

Nichts scheint mir leichter, als eine ganze Heerschaar großer, berühmter, merkwürdiger Männer in einem Volke aufzustellen, wenn man mit dem vorlieb nehmen will, was der gemeine Haufe groß und ruhmwürdig heißt. Jedes Jahrzehend hat seine eigenen Helden, die man, wie billig, im nächsten Jahrzehend wieder über die nachfolgenden vergißt. Warum sollte nicht auch ein Fürst, mit ausgedehnten Machtmitteln, mehr von sich reden machen, als ein Privatmann? Warum sollte es im Kriege an Schlauheit, Geistesgegenwart und Tapferkeit fehlen — Tugenden, die nicht dem Menschen allein, sondern auch den wilden Thieren angehören? — Ist es so selten, daß der Mensch für Ehre oder Gold, für ein Ordensband oder ein schönes Mädchen, für Titel und Zeitungsgeschrei, und was sonst noch die Leidenschaft reizt, das Verwegenste wagt? Wahrlich, man hat heut zu Tage mehr Mühe, die großen und merkwürdigen Männer alle zu vergessen, als sie kennen zu lernen.

Aber mit geringen Mitteln aus eigener Kraft das Größte leisten; Ruhm und Reichthum, und was der gemeine Haufen der Sterblichen preiset, verachten, sich selbst vergessen, um der Menschheit eine Wohlthat zu bringen; freudig jede Entbehrung und Mühe des Lebens übernehmen, um segensvoll auf Völker und Jahrhunderte zu wirken; dafür täglich den Tod sehen, und ihn nicht scheuen; ohne einen Gedanken an Vergeltung, an Nachruhm, geschieden von Verwandten und Vaterland, sich seiner Ueberzeugung, seinen

Pflichten ruhig aufopfern: das scheint mir in unsern Tagen zum Seltensten und Größten zu gehören, was sie hervorbringen können. Und das ist's, wodurch ein edler Deutscher, Schwarz von Sonnenburg, der evangelische Apostel Ostindiens, unserer Zeit bewunderungswürdig wird. Darum will ich hier von seinem Leben erzählen. Diesen wahrhaft großen Mann kennen die wenigsten seines Volkes, wiewohl wenige würdiger sind, gekannt zu sein.

An der Lenze in der Neumark, im Städtchen Sonnenburg, lebte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein braver, bemittelter Bürgersmann, Namens Schwarz. Es war am 26. Weinmonat 1726, daß ihm seine Frau einen Sohn gebar. Er ward Christian Friedrich geheißen. Alles Lebensglück der Aeltern hing an dem Kinde. Aber die Mutter genoß der häuslichen Seligkeit nicht lange. Sie erkrankte. Auf dem Sterbebette segnete sie den kleinen Liebling, und beschwor den Vater, ihn der Gottesgelahrtheit zu widmen, oder es wenigstens nicht zu hindern, wenn das Kind in spätern Jahren Neigung dafür äußern würde. Der Vater ehrte den Willen der geliebten Sterbenden. Im achten Jahre schickte er seinen Knaben, der für den ihm zugedachten heiligen Beruf fast zu lebenslustig schien, in die Stadtschule.

Hier war ein redlicher, frommer Rektor, Namens Helm. Dieser Biedermann wußte noch nichts von all den kunstreichen Erziehungsweisen, die in spätern Zeiten so sehr gepriesen worden sind. Er glaubte, man könne das zarte Gemüth eines Kindes nicht früh genug mit Gott vertraut machen; nicht aber mit dem theologischen Katechismusgott, sondern mit dem ewigen, Alles durchdringenden, Alles durchschauenden, Alles leitenden, Alles beseligenden Vatergeist des unendlichen Weltalls. Zu Dem lehrte er Kinder beten; nicht Sprüche, sondern aus dem Innersten des Herzens, in der Einsamkeit. Frühes Anschließen eines Geistes an das Höchste verhütet manche Sünde, die man sich sonst wohl

erlaubt, wenn sie kein Anderer belauscht. Darum ist wohl Religiosität die beste Grundlage der Jugendbildung. Wenn man gedenkt: „Was werden die Leute dazu sagen?" — pflegt man ganz anders zu handeln, als wenn man denkt: „Was sagt Gott dazu?" — Genug, der junge Schwarz ward ein guter, frommer Knabe.

Bei seiner natürlichen Lebhaftigkeit konnte es nicht fehlen, daß er mancherlei Nebensprünge that, die eben nicht von Frömmigkeit zeugten. Er machte sich viele Vorwürfe; mehr, denn ihm Andere machten, und doch ward's nicht besser. Er hielt es zuletzt für unmöglich, so gut zu sein, als man sein sollte. Dies beständige innere Ringen mit sich selbst war aber die kräftigste Selbsterziehung.

Damals gehörten noch die Schriften des frommen August Herrmann Franke zu den beliebtesten in Deutschland. — Die herrlichen Stiftungen dieses großen Deutschen — wie viel Fürsten thaten so Großes, wie dieser Privatmann? — sind noch heute unter uns berühmt. — Der junge Schwarz, entzündet durch Franke's begeisterndes Wort, wünschte nichts sehnlicher, als in der Nähe des Gottesmannes zu leben, und seinen Wandel zu sehen. Die Sehnsucht ward ihm erfüllt. Im zwanzigsten Jahre seines Alters kam er in die lateinische Schule des Hallischen Waisenhauses.

Franke ward des edeln Jünglings Freund. — Wie konnte man anders? So viel Kraft mit so vieler Bescheidenheit gepaart, so viel Wißbegierde mit so heißem Verlangen vereint, Nichts für sich, Alles für Andere zu werden, mußten Theilnahme erregen. Während sich Schwarz den Wissenschaften des geistlichen Standes widmete, ward er zufällig mit einem Landsmanne, Namens Schulz, bekannt, der lange als britischer Missionär in Madras gelebt und den Plan entworfen hatte, zu Halle die Bibel in tamulischer Sprache drucken zu lassen. Schwarz war gefällig genug, sogleich anderts

halb Jahre der Erlernung des Tamulischen zu weihen, um einen richtigen Abdruck der heiligen Schrift in einer wenig bekannten Sprache unterstützen zu helfen. Und eben dieser Umstand entschied über sein ganzes Leben.

Eines Tages sagte Franke zu ihm: „Aus dem Drucke der tamulischen Bibel wird nichts. Sie haben anderthalb Jahre verloren. Hätten Sie nicht Lust, Gottes Wort den Heiden mündlich zu bringen, da Sie die Sprache derselben reden?" Der Gedanke, in die Fußstapfen der ersten zwölf Boten Jesu zu treten; hinauszugehen in die Welt und den Heiden das Licht des lebendigen Gottes zu bringen; dafür Alles, Vaterland, Bequemlichkeit, Freunde und Verwandte hinzugeben, vielleicht den Tod der Märtyrer zu sterben — dieser Gedanke erschütterte das Gemüth des Jünglings mit einer schauerlichen Anmuth. Es war ein großer, des flüchtigen Lebens würdiger Gedanke.

Wenige Tage darauf empfing er den Antrag zu einer sehr angenehmen und einträglichen Predigerstelle ohnweit Halle. „Um diese werden Hunderte werben!" dachte Schwarz: „Der Troß unserer Geistlichen will Bequemlichkeit, will gute Tage; ihm ist's um Seelenrettung minder, als um die Pfründe zu thun. — Aber wer erbarmt sich der Unwissenden und Verlassenen in fremden Welttheilen?" — Der Entschluß des vierundzwanzigjährigen starkmüthigen Jünglings war gefaßt. Er schrieb ihn dem alten Vater. Ergeben in Gott segnete dieser den Sohn. Und im Januar 1750 begab sich Schwarz nach London.

Er schiffte über das Weltmeer. — Er warf einen eben so ruhigen Blick auf Europa, das er nie wiedersehen sollte, zurück, als auf die finstere Zukunft hinaus. Sein Vaterland war nicht mehr Europa, nicht Deutschland, sondern das ewige Weltall. — Er stieg im Hafen von Trankebar aus und vereinigte sich mit der dänischen und britischen Sendanstalt in dieser Stadt. Bald ragte

er unter allen hieher gekommenen Glaubensboten durch Unerschrockenheit und thätiges Wesen hervor, das er immer mit Klugheit gegen die Umgebungen zu verbinden wußte. Er reisete durch das Land; er ging in die Hütten der Hindu's; er lernte ihre Sprachen; er heilte, tröstete, rieth und half. Er entbehrte jede Lebensbequemlichkeit und war immer reich für Andere. Niemand schien für die Anmuth des geselligen Lebens geborner zu sein, und Niemand entsagte derselben gelassener, als er. Immer war sein Herz den zärtlichsten Gefühlen der Freundschaft und des Mitleids offen, nie aber ward es von der Liebe eines Weibes gerührt. „Der Missionär soll nichts haben, dann hat er Alles: Gott und die Welt. Die Bande der Ehe sind ein heiliges, von Gott selbst geknüpftes Band; aber der Missionär darf keine irdische Fesseln tragen. Er muß frei sein, muß Sprachen lernen; muß reisen; muß nicht Einzelnen, sondern Allen angehören; muß mit Jedem, der bedarf, das Seinige theilen; muß jeden Tag der Verfolgung Stirn bieten; jeden Tag den Augenblick erwarten, Blutzeuge der Wahrheit zu werden." So dachte und sprach er. Sein Vorbild war Christus. Ihm ging er nach.

Am Kaveristrom, von einem Krokodillengraben umgeben, liegt die altindische Stadt Tritschunapalli. Sie war der vornehmste Waffenplatz der Briten gegen die kriegerischen Reiche von Madura und Tanjore geworden. Hier befehligte der Oberst Wood, der erst vor Kurzem das vierfach größere Heer des gewaltigen Hyder Ali geschlagen hatte. Schwarz war auf seinen Wanderungen auch mehrmals schon in diese Stadt gekommen. Die britische Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß beauftragte ihn, sich hier anzusiedeln, und von da aus seine Bekehrerarbeiten zu verrichten. Er gehorchte. In weniger Zeit war Oberst Wood der innigste Verehrer des deutschen Glaubenshelden.

Schwarzens Erscheinung in den Waldgebirgen Madura's

blieb nicht ohne Wirkung. — Der Hindu staunte den Muth und die Güte des Fremdlings an, welcher Wunden zu verbinden kam, die das feindliche Schwert des Briten geschlagen hatte. Bald ward er der Hausfreund aller Unglücklichen. Vielen schien er ein höheres Wesen. Er predigte den unbekannten Gott. Einzelne, gerührt durch sein mächtiges Wort, wandten sich dem Glauben zu, der ihn so furchtlos und wohlthätig machte in den Wildnissen. Er taufte die Bekehrten aus allen Klassen; auch einen braminischen Jüngling. Diesen hieß er Sattianaden, das ist: „Wahrheitsbekenner." — Ihn und andere der geistvollsten unter den bekehrten Hindus bildete er sich zu Gehilfen. Mit ihnen setzte er fröhlicher sein heiliges Unternehmen fort, die erhabensten Wahrheiten und die schönsten Hoffnungen des menschlichen Geschlechtes unter Völkern zu verbreiten, denen davon noch keine Ahnung gekommen war. Oft auch begab er sich mit ihnen zu der großen und volkreichen Stadt Tanjore an den heiligen Flüssen, wo er selbst den Hofbedienten des Rajah das Wort des Evangeliums auslegte.

Der Rajah vernahm es und ließ den fremden Priester vor sich rufen. Schwarz trat zu ihm, wo der Fürst, umgeben von aller Pracht des Morgenlandes, seine Fragen vom Thron herab an ihn richtete. Schwarz entwickelte ihm geschichtlich den Gang der Offenbarungen Gottes im menschlichen Geschlecht. — Der Rajah horchte aufmerksam. Plötzlich trat der höchsten Braminen einer in den Saal, und nahm einen erhabenen Sitz ein, während der Fürst sich vor demselben auf den Boden niederwarf, und dann mit gefalteten Händen aufgerichtet stehen blieb. Schwarz mußte seinen Vortrag wiederholen. Vieles fragte der Fürst. Der Bramine schwieg. Jenem blieb ein großer Eindruck; dieser entfernte sich finster.

Die Stunde ward entscheidend für das Land. Von nun an kam der deutsche Glaubensbote öfter nach Tanjore, wenn auch nur,

um den vielen europäischen Christen, die daselbst wohnten, Gelegenheit zu feierlichen, gemeinschaftlichen Gottesverehrungen zu geben, und sie in ihren religiösen Ueberzeugungen zu stärken — eine Wohlthat, deren Größe nicht fühlt, der im Schooße eines zivilisirten Welttheils, von Kirchen, Schulen und zahllosen Hilfsmitteln religiöser Erweckung umgeben, wohnt. Auch Katholiken wandten sich hier und da, weil sie an Geistlichen Mangel hatten, zuweilen an evangelische Katecheten, was ihnen die Jesuiten zur Todsünde rechneten. Ueberhaupt hatten die evangelischen Glaubenslehrer in Ostindien weniger von den Heiden selbst, als von der Eifersucht der Jesuiten Verfolgung zu leiden. Diese, wo sie Evangelische erblickten, wiegelten nicht nur mit allen in ihrer Gewalt liegenden Mitteln die Katholiken gegen sie auf, sondern selbst den Hindu-Pöbel; denn sie sagten, vertreibe man die evangelischen Katecheten nicht, würden Brama's Tempel zertrümmern, die heiligen Pagoden zerfallen und die Opfer und Feiertage aufhören.

Bei aller Freiheit oder Duldung, welche Schwarz und seine Gehilfen unter den Hindus genossen, waren ihre Arbeiten zur Aufklärung des Volks doch bei weitem nicht so fruchtbar, als man von Lehrern, wie diesen, oder von der siegreichen Einfalt christlicher Wahrheit vielleicht erwarten konnte. Allein wie viel Schwierigkeiten waren in einem Lande zu besiegen, wo vieltausendjährige Gewohnheiten, vieltausendjähriges Kastenthum den Geist der Nation verkrüppelt und verunstaltet hatte! — Einen Hindu von seinen Uebungen und Vorurtheilen zu entfesseln, ist nicht leichter, als einen von Kindheit in klösterlicher Beschränktheit ergrauten Mönch in die große Welt einzuführen, und zum angenehmen, gewandten Höfling machen.

Allerdings fehlte es unter den Eingebornen nicht an Einzelnen, sogar nicht an Vielen, welche von der Beredsamkeit Schwarzens

und von der lichtvollen Wahrheit des Evangeliums überzeugt wurden. „Er hat Recht," sagten die Hindus oft, wenn er ihnen in geselligen Zusammenkünften, oder bei festlichen Anlässen in der Nähe ihrer Pagoden Vorträge hielt, „er hat vollkommen Recht. Es ist nur ein höchstes Wesen, ein Schöpfer, Weltvater und Beseliger der Geister. — Unsere Götterbilder und Zeremonien sind nichts. Er hat Recht!" — Aber der Haufe ging auseinander, ging zu den Götterbildern, und machte sorgfältig die Zeremonien mit. — Das ließ sich nicht ändern.

Ueberdies wagt ein Hindu, wenn er Glauben und Uebung seiner Väter verläßt, zu viel; — er wagt Vaterland, Vermögen, Ehre, Freunde, Alles einzubüßen. Jeder seiner Landsleute verabscheut ihn, wie einen Verpesteten, wie ein Ungeheuer. Ein junger Mann aus einer höhern Kaste, den Schwarz vollkommen von der Hoheit des Christusglaubens überführt hatte, kämpfte drei Jahre lang mit sich selbst, ehe er sich entschließen konnte, öffentlich ein Christusbekenner zu werden. In ähnlicher Lage war der Schwiegersohn eines Ortsvorstehers. Und doch mußte Schwarz auf öffentliches Bekenntniß dringen, damit einmal das Beispiel gegeben, und Bahn zur Einführung des Christenthums gebrochen würde. Es gelang. Jene bekannten sich. Die Verfolgung begann. Schwarz trat dem Sturm entgegen. Er wußte die Gemüther zu besänftigen. Seine Einsichten, seine Tugenden erregten Ehrfurcht. Er söhnte die Gemeinden mit den Abtrünnigen aus, und so mit dem Christenthum selbst.

Leichter war es, Bekehrte aus den untersten Volksklassen, aus den verachteten Kasten der Suders und der noch tiefer stehenden Parayen zu gewinnen. Oft meldeten sie sich sogar ungerufen in Menge zum Unterricht und zur Taufe, gewöhnlich aber nur, wenn üble Witterung oder Kriegsverheerungen die Aernten des Feldes vernichtet und Hungersnoth gebracht hatten; dann kamen sie,

Aber sobald die Lebensmittel wieder wohlfeil wurden, und sie der Almosen und Unterstützungen von Christen nicht mehr bedurften, verschwanden sie meistens wieder.

Dies machte den starkmüthigen Schwarz nicht verdrossen. Aber sorgfältiger richtete er seine Thätigkeit auf bessere Vorbildung der Jugend, auf Stiftung von Schulen. Die Achtung, welche er bei angesehenen Briten genoß, wie beim Oberst Wood, beim Gouverneur Campbell und dessen Gattin, dem General Minero, dem britischen Residenten J. Sullirom, zu Tanjore, beim Rajah von Tanjore selbst und dessen Gemahlin Tuljah Maha, so wie bei dessen Sohn Serfodschi, setzten ihn in den Stand, Geschenke und Beiträge genug zur Gründung von Lehranstalten zu sammeln. Für sich selbst forderte er nie. Und so groß war seine Uneigennützigkeit, daß er es sogar ablehnte, als ihm die Regierung von Madras ein jährliches Geschenk von 100 Pf. St. für ihr geleistete, wichtige Dienste bestimmen wollte. Er bat, man solle dies einem seiner Amtsgenossen in Tirutschinapalli, Namens Pohle, gewähren; überzeugt, dieser werde es zum Besten der Schule und der Unterstützung der Katecheten anwenden.

Jene Dienste selbst, die er der Regierung von Madras leistete, zeugen von der Hochachtung, welche man für ihn allgemein hegte. — Der Gouverneur Rumbold, von Madras, war nämlich in Furcht gerathen, Hyder-Ali, der mächtigste und tapferste von Indostans Fürsten, Eroberer und Gründer eines gewaltigen Reichs, rüste kriegerisch gegen die ostindischen Besitzungen Englands. Es kam darauf an, die Gesinnungen des furchtbaren Monarchen auf sichere Weise und ohne Geräusch auszuforschen. Dazu taugte keine förmliche Gesandtschaft; besser ein Privatmann, der durch seine Gelehrsamkeit und eigenthümliche Würde dem aufgeklärten Beherrscher von Mysore schätzbar sein, und mit demselben sich ohne Zwischentritt eines Dollmetsch in der Landessprache unterhalten könnte.

Jedermann rieth auf Schwarz, als dem Einzigen, und zu einem solchen Werke Geeignetsten. Rumbold berief ihn zu sich. Schwarz, welcher damals im Begriff war, den Bau einer Kirche für die britische Besatzung zu Tanjore zu unternehmen, willigte, da ihm der Gouverneur alle Hilfe zum Kirchenbau zusagte, um so lieber in die Reise nach Mysore und in die angetragene Sendung, weil er hoffen konnte, den Frieden des Landes zu erhalten. — Es war im Jahre 1779. Schwarz brachte ein Vierteljahr in Hyder-Ali's Reich zu. Er fand da Portugiesen, Engländer, Deutsche und Malabaren, die schon zu Tirutschinapalli christlichen Unterricht genossen hatten. Er gelangte zum Hyder-Ali; erreichte bei demselben vollkommen den Zweck der Sendung; war nebenbei der Prediger der dortigen Christen — ein Zelt auf dem Glacis der Festung Mysore vertrat Tempelstelle —, und so kehrte er zurück, die Palme des Friedens tragend.

Als er sich von Hyder-Ali beurlaubte, in dessen prachtvollem, weitläufigem Palast er das Wort von Christus mehrmals und in mancherlei Sprache verkündigt hatte — denn dafür ließ er keine Gelegenheit ungenutzt —, bezeugte sich der große Monarch sehr huldvoll gegen ihn. Hyder-Ali hatte ihn liebgewonnen. Er bot ihm einen Beutel voller Rupien dar, damit er die Kosten einer bequemen Heimreise bestreiten möge. Der fromme Deutsche gab dem Könige das Geschenk in die Hand zurück, weil er schon das erforderliche Reisegeld von der Regierung zu Madras empfangen hätte. Der hindostanische Monarch, nur gewöhnt, goldlüsternen Schmeichlern zu begegnen, erstaunte, lächelte und beharrte. Schwarz mußte den Beutel annehmen. Dieser nahm ihn endlich unter der Bedingung, daß der König erlaube, diese Gabe zur ersten Grundlage für eine neue Armenschule in Tanjore zu verwenden. - Wie gern gewährte der edelsinnige Hyder-Ali, welcher selbst so viel und rastlos für Verbesserung seines Staates arbeitete.

Gern hätte er den uneigennützigen Menschenfreund in seinem Reich behalten, wo jede Religionspartei gleiche Rechte genoß, und man nicht fragte, weß Bekenntnisses, sondern welcher Gemüthsart einer sei. Doch Schwarz kehrte zurück in die Gegenden, wo er schon des Löblichen so viel begonnen hatte, welches noch der Stütze und Vollendung bedürftig war.

Denn hier waren viele Häuser für arme Wittwen von ihm gebaut, die er, reichlich geholfen vom jungen Fürsten Serfodschi, verpflegte; hier viele Schulen der Kinder für Europäer und Hindus, Anstalten, die ihm ihr Dasein dankten; hier mehrere neue Kirchen, die durch sein Steuersammeln zu gemeinschaftlicher und feierlicher Gottesverehrung entstanden waren. Die Anzahl der bekehrten Hindus war im Raume mehrerer Jahrzehende zu groß geworden, als daß die wenigen einzelnen und zerstreuten Tempel der Christen sie alle hätten fassen können.

Die Vielthätigkeit dieses deutschen Mannes in jenen Landschaften genau darzustellen, verbietet der Raum dieser Blätter, und würde die Aufmerksamkeit des Lesers ermüden. Er brachte mit dem Christenthum zugleich wahre Aufklärung und Gesittung unter die Heiden. Durch sein vorzügliches Mitwirken wurden jene Provinzial-Schulen der Präsidentschaft Madras gegründet, vermittelst welcher, weil in ihnen die englische Sprache gelehrt ward, der Verkehr der Eingebornen mit den Engländern erleichtert werden sollte, und wo Kinder angesehener Familien, Söhne von Braminen und britischen Kaufleuten, unterrichtet wurden. Noch gegenwärtig blühen sie zum großen Vortheil Indostans. In kurzer Zeit (in den Jahren 1791 und 1792) entstanden deren mehrere zu Tanjore, Ramanadapuram, Sinagenga und Kumbagonam; viele andere in nachfolgenden Jahren. Die Regierung von Madras wies späterhin jeder dieser Provinzial-Schulen eine Beihülfe von hundert Pfund Sterling an. — Mit dem Christenthum führte

Schwarz, so viel an ihm lag, zugleich den Genius christlicher Freiheit — den Geist erhabener Menschlichkeit — das Gefühl des Bruderthums aller Sterblichen in das Leben des Volks und seiner Herren ein. — Er half die schauerlichen Opfer des Budda-Glaubens ändern, so weit hinaus er wirken konnte; er bekämpfte, mit kluger Schonung jedoch, das von Jahrtausenden erstärkte Vorurtheil des menschlichen Unterschiedes nach Kasten unter den Neubekehrten; ja er trug nicht wenig selbst zur Vermenschlichung und Veredlung der Regierungsart in Ostindien bei; kein geringes Werk! — Denn kein gemeineres und verderblicheres Uebel ist zum Unglück der Völker überall, als daß die Regierenden auf oder um und neben dem Fürstenstuhl, ertrunken im Genuß eines behaglichen Seins, in dem berauschenden Gefühl oder Wahn einer gewissen Allwissenheit oder Allmacht, den Geist, das Leiden und Bedürfniß der Regierten verkennen. Sie nehmen gewöhnlich erst ihre eigene Unweisheit und Ohnmacht wahr, wenn sie das unabwehrliche Verderben hereinbrechen sehen, welchem sie selbst durch leichtsinnige Machtsprüche und Fehlgriffe Thor und Riegel öffneten.

Freilich, der Glaubensbote mischte sich so selten, als möglich, in weltliche Angelegenheiten und Staatsgeschäfte. Aber wenn die Noth vorhanden war, und soldatische Herrlichkeit nicht mehr aushalf, dann rief man ihn, als den Weisen, um Hilfe an. Und dann half er. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, auf die Staatsführung bleibenden Einfluß zu erhalten. Er verschmähte das. Er hatte wohl Größeres zu thun, was jedoch gemeinen Staatsmännern immer sehr klein scheint, aus Menschen nämlich selbstdenkende, gottverwandte, freie Wesen zu schaffen, während jene es oft für groß halten, aus Menschen Automaten zu machen, deren sie zehntausend, wie einen, durch einen Federzug lenken können.

Als der alte Rajah von Tanjore das Ende seiner Tage nahe fühlte, rief er den edeln Schwarz im Jahre 1787 zu sich, stellte

ihm seinen Thronerben, einen an Kindesstatt angenommenen, neunjährigen Knaben vor, und sagte: „Vater Schwarz, Sie sollen künftig Vater des Thronerben sein. — Ich übergebe das Kind in Ihre Hand und Pflege. Sie werden dasselbe und das Land nach meinem Tode wohl leiten!“ Ein Missionär gewöhnlichen Schlages, wie man deren aus der Schule der Jesuiten genug kennt, würde den Antrag ohne Zweifel mit tiefster Bescheidenheit angenommen haben. Schwarz aber erwiederte: „Euer Hoheit wissen, wie bereitwillig ich bin, Ihnen zu dienen; aber dieser Befehl übersteigt meine schwachen Kräfte. Ihr Hof, Sie wissen es, ist von Parteien bewegt. Ich kann nicht immer gegenwärtig sein. Heilige und ältere Verpflichtungen rufen mich oft ab. — Vielleicht würde ich monatlich kaum ein- oder zweimal den jungen Fürsten sehen können. Ich fürchte, daß auf solche Weise Ihr Land in Verwirrung, das Leben des edeln Kindes selbst in Gefahr gerathen könnte. Sie müssen auf einen andern Ausweg denken.“

„Aber welchen rathen Sie mir an?“ fragte der Rajah.

„Sie haben einen Bruder,“ entgegnete Schwarz, „vertrauen Sie ihm den Sohn. Er soll Vater sein. Er wird das Leben des Kindes und die Ruhe des Landes am sichersten bewahren.“

Der Rajah ward nachdenkend. — Am folgenden Morgen ward Schwarz in den Palast berufen. Der Bruder des Rajah und das Kind saßen im Prachtsaal unter einem Thronzelt. Unter den Anwesenden war auch ein britischer Obrist. „Ich habe den Rath des Vaters Schwarz befolgt,“ sagte der Rajah, „mein Bruder ist Vater dieses Kindes. Er soll nach mir den Staat regieren; er wird, wenn das Kind volljährig ist, als Vater gegen dasselbe handeln. — Sie, meine Herren, sind Zeugen dessen, was ich hier sage. Ich hoffe, die ostindische Kompagnie wird meinen letzten Willen bestätigen.“

Das Land Tanjore war im Jahr 1787 in der traurigsten Lage.

Die Regierung hatte für nichts gesorgt, als eine lange Dürre die Aernte vernichtet hatte. Die Abgaben des Volks dauerten fort. Die Einwohner konnten den Druck nicht mehr ertragen. Viele wanderten aus. Man sah ganze Städte und Dörfer fast menschenleer. Der Gouverneur fürchtete, die Auswanderungen möchten die allgemeinste Hungersnoth zur Folge haben. Er berief also den frommen Schwarz, und trug ihm und drei andern Männern auf, über die Führung der Landesangelegenheiten Aufsicht zu führen. Der Rajah gab ihm die Anweisung, den Einwohnern in seinem Namen zu erklären, daß künftig Alles gerecht und billig regiert werden solle. Schwarz that es. Sein Wort verbreitete sich schnell. Auf seine Zusage hatte Jeder Vertrauen. — Siebentausend Ausgewanderte kamen auf einmal zurück; familienweis folgten die Andern nach. Und obgleich schon die beste Jahrszeit zum Anbau des Landes vorüber war, griff doch Alles muthig zu den Ackerwerkzeugen und baute die Felder in Hoffnung besserer Zeiten wieder an.

Ein langes, thatenreiches Leben, ein tägliches Wiedererscheinen stiller und seltener Tugenden, eine heitere Frömmigkeit, welcher jede Lebensbequemlichkeit, jeder Rang, aller Eigennutz, aller Reichthum gleichgültig war, mußten den Missionär mit allgemeiner Ehrfurcht umringen. Christen und Heiden bewunderten ihn. Er schien ein göttlich geweihter Bote Gottes. Nur er selbst zweifelte an seinem Werthe, während er überall durch die herrlichen Wirkungen seiner Mühen hinwandelte. Der Hindu betrachtete ihn fast mit abergläubiger Hochachtung. Diesem Einzigen, der, in unbegrenzter Zuversicht auf die Gottheit, nichts fürchtete, schien nichts schaden zu können. — Man konnte sich noch lange davon erzählen, wie, da am 14. Januar 1772 der Pulverthurm der Festung von Tirutschinapalli in die Luft flog, und zahllose Menschen nahe und fern ums Leben kamen, oder verwundet wurden, er ruhig in seinem Zimmer saß, und die Kugeln, welche zerschmetternd um ihn

her flogen, ihn unverletzt ließen. — Oder wie, als im Jahr 1773 eine ansteckende Seuche Tirutschinapalli verödete, daß binnen vierzehn Tagen mehr als tausend Menschen umkamen, er ohne Grauen, tröstend, helfend, segnend zwischen Kranken, Sterbenden und Leichen umherwanderte, und die Pestilenz keine Macht an ihm hatte.

Auch sahen in späterer Zeit Heiden wie Christen den siebenzigjährigen Greis als ihren gemeinschaftlichen Vater und Schutzengel an. Und da er erkrankte, ward das Land voll Trauer. Hindus und Europäer drängten sich zu seinem Sterbebette. Auch der jetzige Rajah Serfodschi, damals noch Erbprinz des Reiches Tanjore, besuchte ihn. Schwarz wandte sich voll patriarchischer Hoheit gegen ihn und sagte: „Wenn mich Gott von hier abruft, Fürst, bitte ich Sie, ergeben Sie sich nicht der Liebe zum Prunk und nichtigem Glänzen. Darin besteht keine Fürstengröße. Sie haben meine Dienste zuweilen belohnen wollen. Ich fordere jetzt mit sterbender Stimme den Lohn: Handeln Sie gnädig gegen die Christen in Ihren Staaten. Gerechtigkeitspflege ist die wahre Seele der öffentlichen Wohlfahrt. — Führen Sie regelmäßige Gerichtsstellen ein, und sorgen Sie dafür, daß überall unparteiisch und streng Recht gepflegt werde. Und wie sehr wünsche ich, daß Sie Ihrem Götzendienste entsagen, und dem allein wahren Gott, den Sie kennen, dienen möchten! Er sei Ihnen gnädig und gebe Ihnen Lust und Kraft, es zu thun."

Frommruhig, wie sein Leben, war sein Sterben. Im zweiundsiebenzigsten Jahre seines Alters, am 13. Hornung 1798, starb er zu Tanjore. Sein Leichnam ward in der Kapelle außerhalb des Forts beigesetzt, die er in dem von der Königin Tulja Maha ihm geschenkten Garten neben seinem Wohnhause hatte erbauen lassen. Der Rajah wollte den Leichnam des Ehrwürdigen noch einmal sehen. Der Fürst sank im tiefen Schmerz neben der Bahre nieder, benetzte mit einem Strom von Thränen die Leiche und bedeckte sie

darauf mit einem goldgestickten Kleide. — Auf dem Wege zum Grabe hatten die Christen beschlossen, ein Leichenlied zu singen; aber der Zudrang einer unübersehbaren Volksmenge, und das Wehklagen der Armen, die ihren Vater verloren hatten, war so groß, so laut, daß der Gesang unterbleiben mußte.

Einige Jahre nach dem Tode Schwarzens errichtete ihm der Rajah Serfodschi in der Kirche von Tanjore ein würdiges Denkmal von Marmor, um, wie sich der Fürst in einem Schreiben vom 28. Mai 1801 ausdrückte, „das Andenken unsers verstorbenen, ehrwürdigen Vaters Schwarz unter uns zu verewigen, und meine Achtung öffentlich zu erkennen zu geben, die ich für den Charakter dieses großen und guten Mannes in meinem Herzen trage." Der edelsinnige Hindufürst ließ es nicht beim kalten Marmor bewenden. — Nie vergaß er das Wort des sterbenden Gerechten. Noch mehrere Jahre nachher ließ er südöstlich von Tanjore, sechszehn Meilen von dieser Hauptstadt, ein sehr ansehnliches Gebäude zum Besten der Braminen und Reisenden aufführen, und weil er in demselben eine bedeutende Lehranstalt zur Erziehung hinduischer Kinder verschiedener Kasten angelegt hatte, begründete er auch, in zarter Anhänglichkeit an den vollendeten Schwarz, in einem nahe gelegenen Dorfe, für fünfzig arme Christenkinder eine Erziehungsanstalt. Auch befahl er, daß allen Bekennern des Christenthums in seinem Reiche, sie mögen Zivil- oder Militärstellen bekleiden, von ihren Vorgesetzten erlaubt werden solle, den Gottesdienst an Sonn- und Festtagen zu besuchen, und daß sie an solchen Tagen frei von Berufsgeschäften sein sollen.

So wirkte Schwarz von Sonnenburg. Er war ein Deutscher!

Ludwig Burkhard von Basel,

der Bereiser des innern Afrika's.

Eine der rühmlichsten Bestrebungen großherziger Privatleute unsers Zeitalters war die Wiedereroberung Afrika's für die Wissenschaft, für die Menschheit. Aber dies verlorne Afrika, welches zum Theil selbst dem Zeitalter Herodots bekannter als uns war, liegt unter seiner glühenden Sonne verborgen mit allen seinen Wundern, und verschlossen dem Entschlossensten, als wär' es von einer unsichtbaren Zaubermacht eifersüchtig gehütet. Auch Burkhard von Basel starb, da er im Begriff war, die Schwellen des afrikanischen Innern zu überschreiten, und konnte weder seine Sehnsucht, noch die Erwartungen der europäischen gebildetern Welt stillen. Es hatte dieser herrliche Schweizer das traurige Loos seiner Vorgänger; und doch war er nicht minder, denn sie alle, mit den erforderlichen Eigenschaften eines Weltentdeckers ausgerüstet.

So ging schon der muthige Friedrich Hornemann unter, der vom edeln Blumenbach in Göttingen dem Sir Joseph Banks empfohlen, von der afrikanischen Gesellschaft zu London erkoren, im Herbst 1797 Kairo erreichte. Es bleibt ein ehrenwerther Zug im Leben Napoleon Bonaparte's, daß dieser, da er Aegypten eroberte, und Hornemanns, des Deutschen, Anwesenheit und Bestimmung erfuhr, demselben sogleich nicht nur Schutz, Pässe und Empfehlungen gab, sondern auch aufs freigebigste Summen zur Unterstützung des großen Unternehmens anbot. Es ist bekannt, wie Hornemann im Herbst des Jahres 1799 mit einer Karavane nach Fezzan zog; nach zehn Tagereisen das Dörflein Umme-

fogeir an Felsenwänden erreichte, zwei Tage später die von ihrem Dattelreichthum berühmte Oase Siwah in der Wüste sah mit Ummebeda's Trümmern, vielleicht Trümmern vom Tempel des Jupiter Ammon. Durch Schiaca, Augila, Harutsch das Schwarze (der Alten Mons ater) kam die Karavane durch die endlosen Ebenen des weißen Harutsch gen Temissa, an Fezzans Grenzen, und endlich nach vierundsiebenzigtägiger Reise in Murzuk, der fezzanischen Hauptstadt an. Von hier nach Tripoli machte Hornemann nur einen kurzen Abstecher. Schon im Jänner 1800 sah man ihn wieder zu Fezzan; von da reisete er mit einer Karavane im April nach Burnu, dem Hauptort der nomadischen Tibbu's, ab. Und von da hörte man nichts Sicheres mehr über den muthigen Jussuph (unter diesem Namen reisete er). Daß man ihn im Brachmond 1803 in den Gebirgen von Kaschna gesehen, diese Sage eines maurischen Kaufmanns, welche der britische Konsul zu Tripoli, Herr Donogh, nach Europa sandte, belebte nur schwach die Hoffnung, den Wanderer wieder zu erblicken. Jetzt ist sie gänzlich erloschen. Es ist nur allzuwahrscheinlich, daß es Hornemann gewesen, von welchem der Bei von Fezzan dem Schiffshauptmann Smith vor Kurzem erzählte, daß vor siebenzehn Jahren ihn ein Engländer auf einem Zuge südwärts Fezzan begleitet habe, der an den Folgen eines Fiebers gestorben und zu Ancalas begraben sei.

Den Nachforschungen Smiths über Hornemanns Leben danken wir zufällig noch einige merkwürdige Angaben vom Innern Afrika's. Der Mameluk Reis, Bei von Fezzan, erzählte dem Schiffshauptmann nämlich: Er habe unlängst an der Spitze seines Kriegsvolks südwärts von Murzuk einen Streifzug durch Burnu gethan bis in ein weites Land, von schönen Negern bewohnt, mit denen er feindselig zusammen traf. Er drang inzwischen bis zu einem großen Fluß, welchen er Nil nannte, und der nach Osten

strömt. Auf seiner Rückkehr sei er zu den Trümmern einer unbekannten grossen Stadt gekommen, deren zusammengestürzte, weitläuftige Paläste so voller Bildsäulen gewesen, als wenn sie von denselben bewohnt wäre. Diese Nachricht reizte Smiths Neugier in so hohem Grade, daß er sich ohne anders entschloß, die Stadt in der Wüste selbst zu sehen. Man nannte sie Ghirza oder Raz Sim.

Am 28. Hornung 1816 verließ Smith, begleitet von Janitscharen, die ihm der Bei als Schutzwache mitgab, Tripoli; am 3. März kam er nach Benulyt. Hier schon vernahm er von der „versteinerten Stadt", und wie er darin eine Menge von Männern, Weibern, Kindern finden würde, zwischen Pferden, Tigern, Kameelen, Straußen, Hunden, alle steinern, durch den Spruch des Schicksals über die sündige Stadt. Durch eine traurige bergige Gegend kam Smith nach Zemzem, ungefähr drei bis vier englische Meilen von Ghirza. Und als er auf der berühmten Stelle anlangte, fand er seine Erwartungen gänzlich betrogen: nur einige übelgebaute Häuser am Bruch eines Felshügels; nicht weit davon eine Anzahl Grabmäler in schlechtem Geschmack gebaut mit unförmlichen Säulen, plumpen Knaufen und Friesen und Gebälken; überladen mit elenden Darstellungen in erhabener Arbeit von Kriegern, Frauen, Hunden, Kameelen und andern Thieren, alles Zeugen rohen Anfangs der Bildhauerei. — Das also war die todte Stadt mit den versteinerten Muselmännern! und das ist ohne Zweifel auch das Rassim, welchem unsere Erdbeschreiber den Beisatz geben: „mit versteinertem Holz und Felsen."

Nachdem alle Hoffnung auf Hornemann erloschen war, erboten sich der afrikanischen Gesellschaft zwei junge Männer zu Entdeckungsreisen. Der eine, Namens Fitzgerald, wollte vom Vorgebirg der guten Hoffnung ausgehen. Aber sein Antrag ward verworfen. Der andere, Namens Nicholls, wurde hingegen nach Kalabari, im Meerbusen von Benjin, an der Sklavenküste, ge-

schickt, um in die Fußstapfen des verschwundenen Mungo Park zum Niger zu gelangen. Nicholls kam im Jänner 1805 in Kalabari an, wo er von den Menschen, die aus dem Innern des Landes kamen, erfuhr, daß der Fluß Kalabar nicht weit hinauf schiffbar, sondern häufig durch Fälle unterbrochen und wildreißend sei. Nicholls war im Begriff, sich in die Wildnisse hineinzubegeben, als ihn das Fieber der Gegend befiel und hinwegraffte.

Nach diesem machte sich wieder ein Deutscher auf, das gefährliche Abenteuer zu bestehen; es war Herr Röntgen von Neuwied, ein trefflicher Jüngling. Er hatte sich schon zu Göttingen ziemlich in Allem vorbereitet, was zum Gelingen seines Wagstücks führen konnte. Wie zart und schwächlich auch beim ersten Anblick seine Leibesgestalt schien, hatte er sich doch durch mannigfache Entbehrungen und Anstrengungen zu dem großen Werk abgehärtet, dem er in jugendlicher Begeisterung sein Leben weihen wollte. Er hatte sich selbst im Entbehren gewöhnlicher Lebensmittel, und seinen Hunger mit Insekten zu stillen geübt. Auf einer Fußreise durch Deutschland und in die Schweizeralpen, da er bald unter freiem Himmel, bald in Ställen übernachtete, hatte er den Versuch gemacht, sich der europäischen Bequemlichkeit zu entwöhnen. Auf derselben Reise war es, da der hoffnungsvolle Jüngling einige Tage bei dem Verfasser dieser Denkblätter verweilte, und mit demselben im Geiste die unbekannte Welt durchschwärmte. Gern hätte ich den Jüngling beredet, ein reiferes Alter (denn er hatte kaum zweiundzwanzig Jahre) zu erwarten, und bestimmtere Kenntnisse in der Geognosie, Mineralogie und Botanik — besonders in Bezug auf die Tropenwelt — zu sammeln. Er war nicht zu halten. Mit einer Empfehlung von Blumenbach an Joseph Banks kam er nach England. Durch Unterschriften waren bald für ihn dritthalbhundert Pfund Sterling gesammelt, die ihm für den ersten Ausflug hinlänglich schienen.

Im Jahr 1811 reisete er nach Afrika. Hier ward ihm Mogador der Hauptort, wo er sich an Sprache, Sitte und Himmel des Welttheils gewöhnen wollte, um dann als Muselmann und Sherif (die Beschneidung hatte er überstanden) mit einer Karavane nach Tombuktu zu gehen. Er erreichte sein Ziel nicht, für das er nur allzuheftig entzündet war. Und sein Glaube, es habe die Vorsehung eben seine Person erwählt und bestimmt, die Entdeckung Nordafrika's zu vollenden, trog ihn.

Man weiß sein Schicksal. Allzugutmüthig, allzubegeistert und allzuunvorsichtig ward er, wie in Europa, auch von Freunden in Afrika nicht vergebens gewarnt. Schon einmal hatte er sich den argwöhnischen Mauren verdächtig gemacht, als er auf der Reise beim ersten Anblick der Stadt Marokko und der hohen Bergkette des Atlas in so unmäßigen Jubel ausbrach, daß die Mauren, seine Reisegefährten, aus seinen Worten und Geberden schlossen, er sei toll geworden. Mit derselben Unvorsichtigkeit schloß er zu Mogador Bekanntschaft und Vertrauen mit einem gewissen Renegaten, der von deutschen Aeltern zu Yorkshire geboren, sich nach Afrika geabenteuert, den alten Glauben abgethan, und schon eine Wallfahrt nach Mekka gethan hatte. Diesen Landstreicher, den man selbst zu Mogador nicht genug kannte, nahm Röntgen in seinen Dienst und zum Begleiter. Mit dieser Uebereilung verband er die zweite, daß er sich auf gut Glück ins wüste Afrika hineinwagen wollte, ehe er die arabische Sprache vollkommen geläufig reden konnte, also von seinem Begleiter mehr oder weniger abhängig, und den Mauren, als Fremdling, verdächtig werden mußte. — Genug, wider Rath, selbst wider Wissen seiner britischen Freunde zu Mogador, nur mit Ausnahme eines einzigen, der ihn nicht mehr abhalten konnte, machte er sich auf, begleitet von seinem Renegaten und zwei Maulthieren mit Gepäck beladen. Dies bestand in zwei oder drei Haiks oder Wollendecken, einigen Handelswaaren, einem Arzneikästchen, einem Koran und arabischen Wörterbuch nebst wenigen mathematischen und astronomischen Werk-

zeugen. Röntgen hatte außerdem ungefähr 700 Dollars bei sich, die er theils selbst, theils sein Reisegefährte im Gürtel trug.

Einige Tage später kam Nachricht: man habe ihn ermordet gefunden. In Mogador liefen verschiedene Muthmaßungen über den Mörder ein. Der allgemeinste Verdacht fiel auf den Renegaten. Der Kerl ward nachher nicht wieder gesehen. Man verhaftete zwar einen armen Araber späterhin in Marokko, der, um Salz zu kaufen, einige Sachen feil bot, die dem unglücklichen Röntgen gehört zu haben schienen; der Araber konnte aber, auch gefoltert, zu keinem aufklärenden Geständniß gebracht werden.

Wir wollen hier nichts von Legh's Wanderung durch Aegypten und Nubien, nichts von den unwillkürlichen Reisen des Reilli und Adams durch die Wüsten von Sahara, oder des Hauptmanns Light Reise sagen; nichts von dem Unglück des wackern Schiffshauptmanns Tukey auf der Zaire — es ist bekannt genug —, sondern uns auf die Lebensanzeige des Schweizers Ludwig Burkhard von Basel beschränken, der wohl des dankbaren Gedächtnisses der Zeitgenossen und Nachkommen würdig ist, für die er sich opferte. Es sind diese Nachrichten zum Theil aus den Angaben geschöpft, welche seine britischen Freunde im Edinburger Quaterly Review 1818 bekannt machten; zum Theil aus denen, welche, zur Berichtigung oder Ergänzung, einer seiner Verwandten in Basel mitgetheilt hat.

J. Ludwig Burkhard, der jüngere Sohn aus einer der angesehensten Familien von Basel in der Schweiz, war zu Lausanne geboren, den 25. November 1784. Zu einer Zeit, da Frankreichs Gewaltherrschaft der Jugend des Festlandes fast jeden Weg zur höhern Auszeichnung, außer dem Kriegerstand, verschlossen hatte, kam er, der diese Laufbahn nicht betreten wollte, nach England, mit einem Empfehlungsschreiben an Sir Joseph Banks versehen. Nach einem kurzen Aufenthalte in London bot er seine Dienste der afrikanischen Gesellschaft an. Das Ergebniß von Parks erstem Versuch belebte seine Hoffnung eines endlichen Erfolgs viel stärker, als das unglückliche Schicksal von Houghton, Horne-

mann und Ledyard solche daniederschlug. Mit dauerhafter Gesundheit, gefälligem Aeußern, Adel der Denkart und Fähigkeit, seine Anlagen durch Anstrengung in jedem Fache, das zu seinem Unternehmen dienlich schien, zu vervollkommnen, wurde er alsobald in den Dienst der afrikanischen Gesellschaft aufgenommen, und erhielt von mehrern Seiten jede Unterstützung, welche die verschiedenen wissenschaftlichen Zweige, denen er seine Aufmerksamkeit geschenkt, nur immer erforderte.

Burkhard verließ England den 2. März 1809, schiffte nach Malta, und von da nach Aleppo, wo er den 6. Juli d. J. anlangte. Hier und zu Damask brachte er einen großen Theil der drei folgenden Jahre zu, während welcher er verschiedene Ausflüge nach dem Hauran und Lesgien machte, die Ruinen von Palmyra und Baalbek besuchte; einige Zeit unter den Turkomanen in den nördlichen Provinzen Syriens verlebte, und sich in der Kenntniß der Religion, Sitten und Sprache der muhamedanischen Araber vervollkommnete, indem er sich öfters und lange unter den Beduinen der Wüste aufhielt. Die Frucht seiner Nachforschungen in diesen Ländern, die er lediglich als vorbereitend zu seinem großen Entwurfe betrachtete, befindet sich gegenwärtig in den Händen der afrikanischen Gesellschaft, in Form von Tagebüchern, und von politischen, geographischen und statistischen Notizen.

Am 18. Juni 1812 reisete er von Damask nach Kairo, und indem er der gewöhnlichen Straße längs der Seeküste und durch die Wüste zwischen El Arisch und den Grenzen von Aegypten auswich, und in der Verkleidung des ärmsten Beduinen vom heiligen Land östlich des Jordans bei Szalt ins steinige Arabien und durch die große Wüste El Ty seinen Lauf richtete, kam er am 4. September nach Kairo, wo er die erste Gelegenheit, ins Innere von Afrika zu dringen, ergreifen wollte, die ihm die Abreise einer Fezzanischen oder Darfourkarawane anbieten möchte.

Da er jedoch fand, daß dieses nicht so bald geschehen könnte, beschloß er in der Zwischenzeit, Aegypten und das Land oberhalb der Wasserfälle zu durchforschen, und war so im Stande, zwei

sehr schwierige und denkwürdige Reisen ins alte Aethiopien zu vollbringen; die eine längs der Ufer des Nils, von Assouan nach Dar el Mahaß an den Grenzen von Dongola, in den Monaten Februar und März 1813, während welcher er viele Ueberreste alter ägyptischer und nubischer Baukunst, mit griechischen Inschriften, entdeckte, wie solche in den Tempeln von Philä vorkommen; die andere Reise vom März bis Juli des folgenden Jahres durch Nubien nach Suakim und Djedda. Die Beschreibung dieser Reise enthält die besten Angaben, die man je in Europa über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft, der Handlung, Manufakturen und Regierungsform dieser Wiege alter ägyptischer Weisheit erlangt hat.

Unsers Reisenden nächster Ausflug scheint von Kairo nach der Halbinsel von Arabien gewesen zu sein, um die heiligen Städte Mekka und Medina zu besuchen. In ersterer brachte er vier bis fünf Monate zu, indem er seine Bemerkungen unter dem Charakter eines mahomedanischen Hadje's oder Pilgrims in Sicherheit sammelte, unterstützt durch allen Vortheil einer vollkommenen Kenntniß der Religion, Sitten und Sprache der Einwohner, die er nunmehr erlangt hatte.

Sein Aufenthalt in diesem Theile des Ostens brachte ihn nothwendigerweise in Berührung mit den Wechabiten, und die afrikanische Gesellschaft hat von ihm, außer einer vollständigen Beschreibung von Mekka und von den frühern und spätern abergläubischen Begriffen, die in diesem Erdtheil herrschten, auch eine sehr ausführliche Darstellung von dem Ursprung und Fortgang jener außerordentlichen Sekte von mahomedanischen Puritanern erhalten, die ihre ganze politische Geschichte umfaßt, von Gründung dieser Sekte vor fünfzig bis sechszig Jahren durch Abd el Wahab und Mohammed Ibn Saoud, bis zum Frieden zwischen Abdullah Ibn Saoud und Toosen Pascha von Seite Mahommeds Ali Pascha von Aegypten im Jahr 1815.

Burkhards letzte Reise war von Kairo nach dem Berge Sinai und der östlichen Küste des rothen Meeres. Das Tagebuch dieser anziehenden Reise ist mit einer Menge geschichtlicher Bemerkungen

über den frühern Zustand des Landes durchsäet, und am Schlusse befindet sich eine Abhandlung über die Wanderungen der Israeliten nach ihrem Auszug aus dem Reiche Pharao's.

Wir vernehmen mit Vergnügen, daß außer diesen Werken die Gesellschaft noch eine Menge Bemerkungen über das Innere von Afrika und mehrere Wörterbücher afrikanischer Sprachen Hrn. Burkhard verdankt, die dieser von den Eingebornen gesammelt, welche Aegypten während seines dortigen Aufenthalts besuchten.

Auch befindet sich dabei eine Reihe von neunhundert neunundneunzig arabischen Sprichwörtern in der Ursprache mit englischer Uebersetzung und Erklärung ihrer verschiedenen Anspielungen, und eine getreue und geistreiche Uebersetzung eines burlesken epischen Gedichtes in der Volksmundart von Kairo, dessen Hauptgegenstand ein Streit zwischen Wein und Bast ausmacht. Letzteres ist nämlich eine allgemeine Bezeichnung für alle berauschenden Substanzen, die aus Hanfblumen und Opium bereitet und in Form von Pasten, Pillen oder Konfekt gebracht werden.

Das ist jedoch nur ein geringer Theil der Arbeiten dieses außerordentlichen Menschen, dessen Vortrefflichkeit und Ausdauer ihm gewiß, bei längerm Leben, einen hohen Rang unter den berühmtesten Reisenden dieses oder irgend eines Zeitalters erworben hätten. In der That hat er Sammlungen hinterlassen, denen kaum ähnliche von irgend einem seiner Vorgänger an die Seite zu stellen sind, sowohl in Rücksicht auf das Anziehende und Wichtige des Inhalts, und der Mannigfaltigkeit der Bemerkungen, als auch selbst in Rücksicht auf Adel der Schreibart, obwohl in einer ihm fremden Sprache verfaßt.

Der letzte Bericht Burkhards ist, wie wir hören, vom 25. März 1817, da der annähernde Sommer ihm die angenehme Aussicht eröffnete, mit einer Karavane nach Mursuk abzureisen, und einen Weg zu machen, den er schon lange als den zweckmäßigsten angesehen, ihn zum Ziele zu führen, das schon seit mehrern Jahren die Aufgabe seines Lebens gewesen war.

Seine Gefühle bei dieser Gelegenheit, die wir aus einem der

letzten Briefe, der ihm zu schreiben vergönnt war, ausheben, können gegenwärtig nicht ohne die Empfindung des tiefsten Bedauerns betrachtet werden.

„Ich schreibe an Sir Joseph Banks und wiederhole Ihnen, daß ich in ungeduldiger Erwartung einer Karavane nach Libien bin, und habe mich schon lange bereit gehalten, bei der ersten Nachricht aufzubrechen. Ich verlasse Aegypten nunmehr desto lieber, da meine Tagebücher nicht mehr in einem unausgearbeiteten Zustande sind; wie dies vor einem Jahre der Fall gewesen wäre, und auf meinen künftigen Reisen wird mir der Gedanke nicht wenig Trost gewähren, daß, welches auch mein Geschick sei, doch bereits einiger Nutzen aus meinen Nachforschungen entsprungen ist, und daß die Gesellschaft bereits mehrere Tagebücher von mir besitzt, die über neue und merkwürdige Länder Auskunft geben.“

So war die lebendige und wißbegierige Hoffnung, mit welcher er sich an die abreisende Karavane anzuschließen gedachte. — Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Am 5. Oktober 1817 wurde er plötzlich von einem Durchfall ergriffen, welcher, der Hilfe eines englischen Arztes ungeachtet, ihn am 15. des gleichen Monats allzufrüh der Welt entriß.

Keine Worte können besser die letzten Augenblicke dieses beklagenswerthen jungen Mannes schildern, als ein Brief des englischen Generalkonsuls in Aegypten an den Sekretär der afrikanischen Gesellschaft, von welchem Folgendes der Auszug ist:

„Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen sehr herzzerreißende Botschaft mitzutheilen. Unser theure Reisende und Freund, Scheik Ibrahim (so nannte sich Burkhard) ist nicht mehr. Er starb letzten Mittwoch, nach einer Krankheit von zehn Tagen, an einer Dysenterie, gegen welche die ganze Kunst des Dr. Richardson nichts vermochte. Dieser Arzt, in Begleitung des Lord Belmore reisend, befand sich glücklicherweise gerade zu Anfang des Uebels gegenwärtig und besorgte den Kranken mit großer Güte und unermüdetem Eifer während des ganzen Verlaufs des Leidens; der Doktor versicherte mir, noch keinen Fall gesehen zu haben, wo die

Natur so wenig Anstrengung zur Besserung gemacht hätte. Die Krankheit ward unaufhaltsam schlimmer und schlimmer, bis das traurige Opfer ihrer Zerstörung unterlag. Mittwoch Morgens war die Gefahr seiner Lage offenbar, und er selbst fühlte so deutlich sein herannahendes Ende, daß er nach mir schicken ließ.

„Sogleich begab ich mich zu ihm hinüber, und kann nicht beschreiben, wie schrecklich die Veränderung war, die in so kurzer Zeit mit ihm vorgegangen. Dienstags vor einer Woche war er noch in meinem Garten mit aller anscheinenden Gesundheit gelustwandelt, indem er mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit und Kraft sich unterredete. Gegenwärtig vermochte er kaum seine Worte auszusprechen, war von leichenblasser Farbe, mit kaltem klebrigem Schweiße bedeckt, und hatte die ganze todverkündende Unruhe eines Sterbenden; jedoch behielt er sein Bewußtsein vollkommen ungetrübt, war erstaunlich fest und gesammelt und bat mich, Feder und Papier zu nehmen, und niederzuschreiben, was er mir diktiren würde. Folgendes sind so zu sagen vollkommen seine eigenen Worte:

„„Sollte ich nunmehr sterben, so ersuche ich Sie, auf Hrn. Hamilton 250 Pf. Sterling zu ziehen, die mir die afrikanische Gesellschaft noch schuldig ist. Von diesem und demjenigen, was ich in den Händen des Hrn. Boghoz habe, nämlich 2000 Piaster, machen Sie folgende Vertheilung: Bezahlen Sie meinen Antheil an dem Memnonischen Kopf*). (Dieses wiederholte er nachher öfters, wahrscheinlich aus Furcht, ich möchte glauben, daß er schon genugsam dazu beigetragen hätte, wie ich früher geäußert.) Geben Sie 2000 Piaster dem Osman (einem Engländer, den ich auf Scheik Ibrahims besondere Fürbitte den Pascha vermocht hatte, freizulassen); 400 Piaster meinem Diener Shaharty. Mein Sklav und meine Sklavin, sammt allem, was ich noch im Hause besitze, welches nicht viel ist, sollen dem Osman zukommen.“

*) Ein kolossaler steinerner antiker Kopf, den Burkhard und der Generalkonsul auf gemeinschaftliche Unkosten nach England bringen ließen.

„„Senden Sie 1000 Piaster den Armen meiner Vaterstadt. Meine ganze Bibliothek, mit Ausnahme meiner europäischen Bücher, wünsche ich der Universität Cambridge zu schenken, unter der Aufsicht des Bibliothekars Dr. Clarke, auch mit Inbegriff derer, die sich in den Händen meines Freundes Sir Joseph Banks befinden. Meine europäischen Bücher vermache ich Ihnen, Hr. Salt. Aus meinen Schriften treffen Sie eine Wahl, die Ihnen dienlich scheint, und übersenden solche an Hrn. Hamilton für die afrikanische Gesellschaft. Es ist nichts darunter über Afrika. Ich wollte in zwei Monaten mit der Karavane aufbrechen, die von Mekka zurückkehrt, und nach Fezzan gehen, und von dort nach Tombuktu. Aber es ist anders beschlossen. — Meinen Freunden den herzlichsten Gruß.“ Dabei benannte er mehrere Personen, mit denen er vertrauten Umgang hatte. Dann schwieg er still und schien innerlich bewegt zu sein. Endlich sagte er mit großer Anstrengung: „Lassen Sie durch Hrn. Hamilton meine Mutter von meinem Tode benachrichtigen, und ihr sagen, daß meine letzten Gedanken immer bei Ihr gewesen sind.“ Seiner Mutter Namen wurde sichtbar von ihm einige Zeit zurückgehalten, als ob er sich nicht Kraft zugetraut hätte, solchen zu berühren. Auch lag in dem Ausdruck seines Gesichts, als er von seiner vorgehabten Reise sprach, ein deutlicher Kampf zwischen fehlgeschlagener Hoffnung und männlicher Ergebung.

„Vielleicht wurde wohl auf keinem Sterbebette weniger von der Schwachheit der menschlichen Natur gezeugt. Etwa ein Viertel vor zwölf Uhr in der Nacht verschied er ohne den geringsten Seufzer ungefähr sechs Stunden nach obiger Unterredung. Sein Leichenbegängniß war, wie er selbst gewünscht, nach muhamedanischer Sitte, ganz dem angesehenen Range gemäß gehalten, den er in den Augen der Eingebornen besaß. Ich kann Ihnen versichern, daß sein Verlust mir ein harter Schlag gewesen ist. Ich bewunderte seine Talente, seine hohe Rechtschaffenheit, und seinen edeln unabhängigen Charakter, und da ich täglich Zeuge der ungemeinen Klugheit war, mit welcher er sich gegen die Eingebornen betrug, so hatte ich mir die günstigsten Hoffnungen zu dem endlichen Ge=

lingen seines großen Unternehmens gemacht, welchem er sein ganzes Leben gewidmet hatte. Ich liebte ihn auch wegen seines guten Herzens, welches sich gegen Alle, die er im Unglück wußte, auf die freigebigste Weise offenbarte, wozu er bei seinem beschränkten Einkommen sich oft nicht bloß überflüssige, sondern auch wesentliche Lebensbedürfnisse versagen mußte. Seine Unterhaltung war überaus angenehm; ein lebhaftes Funkeln in den Augen, und ein mannigfaltiger Ausdruck in der Haltung, wenn er sich belebte, erweckten die wärmste Theilnahme in dem Geiste der Personen, an die seine Rede gerichtet war, und die Wärme und Kraft seiner Gesinnung und seines Ausdrucks erwiesen sattsam, daß er von Herzen sprach.

„Einen Menschen, der bloß eigener Zwecke wegen gegen die Interessen der menschlichen Gesellschaft handelte, verabscheute er so sehr, daß er von einem solchen nicht mit Geduld sprechen konnte.

„Täglich pflegte er mich in meinem Garten in den Nachmittagsstunden zwischen drei und sechs Uhr zu besuchen. Aber selten ließ er sich zum Mittagsessen erbitten, da dieses seine gewohnte Lebensweise zu sehr störte. Ueber alle Maßen war er besonders gegen Reisende, die Aegypten besuchten, gefällig. Er gab ihnen alle mögliche Anweisung über den besten Weg, den sie verfolgen mußten. Kaum eine Woche vor seinem Tode war er beschäftigt, Bücher für Lord Belmore anzukaufen, und fand darunter ein Exemplar des Antars *) für Ihren Bruder, der sich gegenwärtig in meinen Händen befindet."

*) Der Antar, ein episches Gedicht, über welches sich Burkhard in einem Briefe mit vielem Lobe äußert.

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.